This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

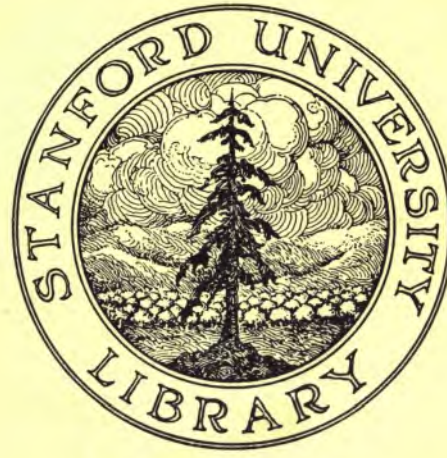
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY

Die Verkommenen.

Berliner Roman

von

Max Kretzer.

Mit einem Vorwort des Verfassers.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt.
1883.

833.7
K12ve

557516

STANFORD LIBRARY

Vorwort.

Nur auf wenige Minuten möchte ich durch diese einleitenden Zeilen die Geduld des Lesers in Anspruch nehmen.

Ich habe mich oft fragen müssen, was für eine Unsumme von Talenten, ernststrebenden Individuen der Menschheit erhalten bliebe, wenn all' die tausende Arbeiterehepaare, die durch die Noth des Daseins gezwungen sind, mit gleicher Kraft um ihren Lebensunterhalt zu ringen, im Stande wären, ihren Kindern eine echt sittliche und physische Erziehung zu Theil werden zu lassen. **Die Erziehung ist der eiserne Pfeiler der Moral, in ihr liegt das einstige Familienglück, das Wohl des Staates.** Das ist der Grundgedanke dieses Werkes, dem ich aus Liebe zu beklagenswerthen Kindern Ausdruck gegeben habe. Es ist ja wahr: Nicht immer trägt mangelhafte Erziehung die alleinige Schuld für den allmählichen moralischen, physischen und geistigen Verfall des Individuums davon; oft gehören die Hand, die weise lenken, der Mund, der sittsam lehren soll, dem Lästerer an, statt dem Erzieher. Aber es waren zumeist äußerliche Einflüsse, die diesen Lästerer des niederen Volkes zu dem machten, was er ist; und diese äußerlichen Einflüsse sind Arbeitslosigkeit, Hunger, Elend, und eine schließliche Verhöhnung jeglicher Religion als Folge des vergeblichen Rufens nach

Gerechtigkeit und Menschenwürde. . . Ich kenne die Schichten des niederen Volkes, ich habe da menschlich gefühlt, wo andere von einem „Pöbel" sprachen, der in ihren Augen um deßwillen diese Bezeichnung verdiente, weil seine Hände die Schwielen harter Arbeit tragen und dem Munde des Oefteren ein rohes Wort entschlüpft. Aber Roheit ist noch lange nicht Sittenlosigkeit! Das niedere Volk kann überwiegend roh sein, sittenlos ist es nicht. Roheit ist die äußerlich rauhe Schale eines manchmal guten Kerns, Sittenlosigkeit ist derselbe Kern, aber von der Fäulniß angefressen, welche Seele und Körper vergiftet. Die elementare Roheit geht von unten aus, die Sittenlosigkeit von oben; denn Genußsucht, die durch Geld sich alles erlauben darf, raffinirte Kenntniß des Lebens sind zwei Säulen, die sich nur im Tempel der sogenannten „Gesellschaft" befinden. Und wenn diese Sittenlosigkeit sich auch eines Tages in erschreckender Weise inmitten der Armen und Elenden zeigt, wenn sie an Vater und Mutter frißt, im Herzen ihrer Kinder frühzeitig gemeine Vorstellungen vom Leben erweckt — so sind das nur die Wellenschläge, die von jener Seite herüber getrieben, brandend sich hier brechen, höhlen und unterminiren . . .

Um das Weib dreht sich Alles. Das Weib ist die Welt, der Staat, die Gesellschaft, die Triebfeder zum Todschlage des lieben Nächsten. Und doch — grausam analysirt ist dieses personificirte „Alles" weiter nichts — als ein Objekt. Die „Gesellschaft" hat es dazu erniedrigt. Der Gebildete verlangt Achtung vor seiner Frau, seiner Tochter, seiner Schwester, versagt sie aber dem Mädchen aus dem Volke, weil er es begehrt — genau so sinnlich begehrt

wie das gebildete Weib seines Standes, nur nicht ehrlich, sondern wie ein Dieb, der da weiß, daß er ein strafloses Verbrechen begeht. Er benutzt ihre Unwissenheit, erweckt in ihr falsche Vorstellungen vom Leben, verführt sie, kennt sie nicht mehr, geht nach Hause, um Weib, Schwester und Tochter zu küssen und segnend vor sich hinzumurmeln: Wie gut, daß du nicht bist wie jene . . . Und jene war doch auch ein Weib! Aber sie war eine Tochter des „rohen Pöbels." Und wenn sie Mutter wird, ihr Kind verkommt, die moralische Kraft ihr genommen, sie zur Dirne wird? — jener Wellenschlag aus dem Meere der Fäulniß, der von oben fließt, hat sie vernichtet. Und da soll der Fluch der Armen nicht die Reichen treffen! . . . Der schlichte Arbeiter heirathet das Mädchen, dem er die Ehe verspricht, der besitzende Verführer hält sich schadlos durch sein Geld; jener wird am Ende dem Kinde des andern ein liebender Erzieher, wird bespöttelt und belacht von demselben Manne, den er unendlich tief beschämt hat . . . Kommende Geschichtsschreiber werden es als eine entwürdigende Erscheinung unserer so hoch gepriesenen großen Zeit des Telephons und des elektrischen Lichtes zu verzeichnen haben, daß mit der höchsten Kulturentwickelung unserer Tage der Verfall der Sitten gleichen Schritt hielt. Das spricht am bezeichnendsten auch für den Verfall der Gesellschaft.

Es wird so viel vom „armen Manne" gesprochen. Die ganze innere Politik dreht sich um den vierten Stand. Sämmtliche politischen Parteien wetteifern in dem Bestreben, diesem armen Manne, der gefährlichen Hydra, die Lassalle „die 96 Prozent Proletariat" nannte, sein Loos so viel als

möglich zu erleichtern; aber man kommt bei diesem Bestreben über die Parteipolitik nicht hinaus. Wo man handeln sollte, um dem erschrecklich überhand nehmenden Elend in den Arbeiterkreisen durch praktische Vorschläge Vorschub zu leisten, traktirt man sich gegenseitig mit der Phrase und treibt bei Champagner und Austern überflüssige Fraktionspolitik unter dem Deckmantel: Aus Liebe zum armen Manne. An Stelle der volksbeglückenden parlamentarischen Thätigkeit ist der erbärmlichste persönliche Egoismuus der Parteiführer getreten. Und während dessen häufen sich Elend auf Elend, Haß auf Haß im vierten Stande, wird in armen frühzeitig durch die Noth ihrer Eltern verwahrlosten Kindern ein, gefährliche Dimensionen annehmendes Proletariat, großgezogen, mehrt sich jene Armee der Besitzlosen, die Angesichts eines die gleichen Rechte genießenden aber ihre menschlichen Pflichten nie erfüllenden, für die geistige und sittliche Entwickelung eines Volkes völlig überflüssigen Geldprotzenthums, zum socialen Kampf bis auf's Messer mit unterdrücktem Fluche auf den Lippen im Geheimen die Fäuste ballen. Statt Brod giebt man ihnen — Versprechungen. Aber das Volk vergißt nichts schwerer als Versprechungen, die man nicht gehalten hat, und die sociale Frage wird nie gelöst werden, so lange die Parteien sich hassen. Das sollte man nicht vergessen, vergißt es aber jeden Tag.

Es war ein bedeutungsvolles Wort, das einst einer der hervorragendsten Socialistenführer im Reichstag aussprach: „Die socialdemokratische Partei ist die einzige Partei die noch Ideale hat." Es war ein grausamer, für die

anderen Parteien vernichtender Ruhm, aber es lag ein goldenes Körnchen Wahrheit in ihm. Mag man der socialdemokratischen Partei Vorwürfe machen, welche man wolle, das Verdienst wird man ihr lassen müssen: sie hat die ehrliche harte Arbeit stets hoch gehalten. Und wenn menschliches Ringen und Streben nach allem Guten ein Ideal ist, dann ist die ehrliche Arbeit ein hohes Ideal, denn sie schafft das Familienglück und dieses die wahrhaftige Sittlichkeit. Wie anders der Gegensatz. Das Kapital beherrscht den Markt, es hat die Macht, der Thränen der Armen und Elenden zu lachen. Auf jener Seite bei allen Irrthümern immer ein, durch die Religion des ersten Christenthum begründetes, rein-leuchtendes Ideal und hier das angelernte und überlieferte Raffinement, das nur eine Parole kennt: Ausbeutung des ehrlichen, aber beschränkten Idealismus durch die arbeitsscheue Genußsucht. Und damit bin ich bei der Tendenz dieses Buches angelangt.

Ich komme zu einem anderen Punkte, den ich ungern berühre. Es kommen Juden in meinem Roman vor, veritable Berliner Juden. Ich habe sie gezeichnet, wie ich sie gesehen und studirt habe, bei gleicher Vertheilung von Licht und Schatten — nicht besser und nicht schlechter. Ich will aufrichtig sein: Ich habe mich als Sittenschilderer eines Tages fragen müssen, in wie weit das Judenthum in Berlin in moralischer und socialer Beziehung Einfluß auf das arbeitende Volk hat, und da bin ich zu bedauerlichen Resultaten gelangt. Ich habe also als objektiver Schriftsteller nicht umhin können, mit derselben Verpflichtung wirkliche Juden zu zeichnen, wie ich wirkliche Christen ge-

ſchildert habe. Es werden nun jene winzigen journaliſtiſchen Kläffer, deren geiſtige Impotenz ſich ſo recht deutlich an dem Tage zeigt, an dem ſie aufhören mit Papierſcheere und Gummitopf zu hantiren, aus Liebe zu ihrer Abſtammung mit Freuden in dieſem Buche eine geſuchte Tendenz erblicken wollen, die ich nicht hineingelegt habe. Sie werden alſo eifrig kläffen. Mich wird das nicht berühren. Die ehrliche, gebildete Kritik, und nur auf ſolche gebe ich etwas, wird die große **pſychologiſche** Bedeutung dieſes Romans und die ſchauerliche Logik, die in ihm liegt, zu würdigen wiſſen. Ich habe ein Ziel vor Augen, ein großes, uneigennütziges Ziel: ich möchte beitragen zur Veredelung der Menſchheit, möchte die gähnende Kluft zwiſchen Arm und Reich verringern helfen. Und wer ein Ziel hat, der geht unbeirrt ſeines Weges weiter, wenn auch rechts und links die Dornen ritzen. So lange meine Bruſt Gefühl und Empfindung beſitzt, ſo lange meine Phantaſie mich nicht verläßt, ſo lange ich die Dinge ſehe, wie ſie ſind und ſo lange meine Rechte die Feder zu halten vermag — ſo lange werde ich eine edle Tendenz verfolgen, rückſichtslos gegen Freund und Feind. Und wenn mir dann nach wie vor aus denjenigen Kreiſen, deren Dank ich unter allen Umſtänden verdiene, dieſelbe Anerkennung zu Theil wird, die mir bereits nach dem Erſcheinen meiner „Betrogenen“ geworden, dann iſt mein Ehrgeiz ſchon vollſtändig befriedigt.

Berlin, am Tage vor Weihnachtsheiligabend 1882.

Max Kretzer.

Zur Erde geſtreute Blüthen,
Verwehte Blätter im Wind,
Sie kann der Stamm nicht behüten
Dem ſie entſproſſen ſind. —

Ein Leben, wenn es verloren,
Hält Vater und Mutter nicht mehr
Zum Spiel der Dämonen erkoren,
So wirbelt und treibt es umher!

— — — — — — — —

Zur Erde geſtreute Blüthen,
Verwehte Blätter im Wind,
Sie kann der Stamm nicht behüten,
Dem ſie entſproſſen ſind. —

Hartwig Köhler.

Erſtes Kapitel.

Ida Merk war an der Wiege ihres jüngſten Kindes eingeſchlafen. War es Furcht vor dem Denken, war es der Gedanke an die nahenden Wintertage voll Kummer, Noth und Sorge, der ſie in der fünften Nachmittagsſtunde entſchlummern ließ? Oder hatte wirkliche Müdigkeit ſie übermannt? — Jetzt erhob ſie noch halb ſchlaftrunken ihren Kopf und rieb ſich die Augen. Lautes Schreien des Kindes hatte ſie erweckt. Gewiß verlangte es nach der Flaſche,

und es war keine Milch im Hause. Ida stand auf, nahm das Kind in den Arm und suchte es durch Kosen und Singen, durch Emporheben und Wiegen in den Armen, durch all' die Herzigkeiten einer liebenden Mutter zu beruhigen. Zu gleicher Zeit rief sie nach Magda, der Aeltesten, die ihr auf wenige Minuten den Kleinen abnehmen sollte. Magda war ein kräftig gebautes Mädchen von dreizehn Jahren und schien wie eine verkleinerte Nachbildung ihrer Mutter. Wenn sie nach Art von Arbeiterkindern, die sich bereits frühzeitig in der Häuslichkeit nützlich machen müssen, in der Küche stand, eine große blaue Schürze vorgebunden, die Aermel des Kleides bis über die Ellenbogen aufgestreift und sich über das Spülfaß gebeugt hatte, dann trat die Aehnlichkeit mit Ida ganz besonders hervor. Sie hatte dasselbe kastanienbraune Haar wie diese, denselben kleinen Mund, dieselbe zierliche Nase, denselben ovalen Schnitt des Gesichtes und auch dieselben schalkhaften Grübchen in den Wangen. Wenn sie den Kleinen im Arme hatte, mit ihm schäkerte und dabei lächelte, zeigten sich auch dieselben Perlenzähne der Mutter. O, wenn man nur hineinsteigen wollte in die Arbeiterviertel Berlins, um zu sehen, wie viele solcher kleinen unschuldigen Hausmütterchen es giebt, deren einzige köstliche Puppe das hülflose Geschwisterchen ist, das sie auf ihren Armen tragen, mit dem sie spielen und scherzen. Magda war der Typus einer solchen kleinen Hausfrau,

denen die Gemeinheit des Daseins es später meistens verwehrt, es in Wirklichkeit zu werden.

Ida warf sich ein Tuch um die Schultern und machte sich zum Ausgehen bereit. Dabei dachte sie an ihren Mann. Seit zwei Monaten hatte der Eisendreher Merk keine Beschäftigung. Damals hatten in den großen Fabriken jenseits des Oranienburger Thores massenhafte Arbeiterentlassungen zum ersten Male begonnen und auf die Dauer zugenommen. Das waren die Nachwehen der goldenen Zeit des Gründens und des Schwindels, die auf Jahre hinaus ihre Schatten über die Zukunft zu werfen begannen. Während dieser acht Wochen war Merk von der Straße nicht heruntergekommen. Er fragte in allen Fabriken an, er sprach in sämmtlichen Werkstätten vor, wo er irgend bekannt war und glauben durfte, daß man ihn bei Bedarf nicht abweisen würde. Früh Morgens um sechs, wenn die Expeditionslokale jener Zeitungen, in deren Inseratentheil die meisten Arbeitsannoncen zu finden waren, geöffnet wurden, stand er bereits auf der Straße im dichten Haufen jener Stellensuchenden, welche neugierig die Spalten der noch halbfeuchten Blätter durchflogen, um entweder enttäuscht langsam von dannen zu gehen, oder mit hastigen Schritten dem Orte eines aussichtsvollen Placements zuzusteuern. Vergebens — die Bemühungen des Eisendrehers waren nie von Erfolg begleitet. Im Gegentheil, der Blick in die Zukunft schien immer trüber werden zu wollen. Die

großen Fabriken entließen mehr Leute denn je, und die noch Beschäftigten arbeiteten nur noch drei Viertel des Tages. Dabei brach der Winter früh herein und durchfegte mit seinem eisigen Wind bereits die Straßen und Plätze. So ein Winter ohne Arbeit, ohne Brod im ungeheizten Zimmer war Ida während ihrer vierzehnjährigen, bisher immer von Glück und Zufriedenheit gekrönten Ehe wie etwas unnennbar Schauriges erschienen, vor dem sie sich entsetzte. Er schien ihr wie ein Gespenst, das die grinsenden Züge von Noth und Elend trägt. Und wenn sich zu diesem Gespenst auch noch das Fürchterlichste der Armuth, das man Krankheit nennt, gesellte, dann war der Kelch menschlichen Leidens gerade voll genug, um eine ganze Familie zu vernichten. .. Wenn Merk wie gewöhnlich heute keine Beschäftigung bekommen haben würde und in völliger Trostlosigkeit nach Hause käme, was dann? — Der Nothgroschen war schon längst aufgezehrt, man hatte bereits ans Versetzen denken müssen, und wußte noch nicht, woher man die Miethe für den kommenden Ersten schaffen würde. Dazu kam, daß Magda an Schuhzeug vollständig abgerissen war und neuer Stiefel bedurfte, sollte sie in der Gemeindeschule bleiben. Da war auch der elfjährige Franz, der für den Winter nichts Warmes anzuziehen hatte. Er war ein fleißiger und aufgeweckter Junge und hatte besonderes Talent zum Zeichnen. Alle Hausbewohner lobten seine Artigkeit, und der Lehrer seiner Klasse stellte ihn allen Mitschülern als Muster voran.

Wenn er vom Küchenherde eines Stückes Kohle habhaft werden konnte, so setzte er sich in irgend eine Ecke und begann an die blaugetünchte Wand allerhand mögliche und unmögliche Figuren zu zeichnen, die nach seiner Ansicht den großen Ziehhund des Grünkramhändlers vorn im Keller, den mageren Gaul des Kohlenhändlers im Nebenhause oder das lange, bartlose Gesicht des Hauswirths vorstellen sollten. Er war in seine Kunst so vertieft, daß er das fröhliche Schreien der Kinder in gleichem Alter auf dem Hofe und im langen Thorweg völlig überhörte und mit den Spielbedürfnissen anderer Knaben nichts gemein zu haben schien. Wenn Merk, den Jüngsten auf dem Arm, den Jungen bei einer derartigen Gelegenheit überraschte, pflegte er über die Karrikaturen an der Wand laut aufzulachen und seine Frau zu rufen. Ida kam dann hinzu und lachte weidlich mit, daß die weißen Zähne zu sehen waren.

„Aus dem Jungen wird was", sagte der Eisendreher bei derlei Gelegenheiten, und Ida meinte, daß man ihn ja „Maler lernen" lassen könne.

Das waren Zeiten, als Merk noch regelmäßig des Sonnabends seine acht Thaler nach Hause brachte, und niemals daran dachte, je arbeitslos zu werden! — Wenn Merk mit niedergeschlagener Miene in den letzten Wochen heimkehrte und Ida einen Blick auf sein Antlitz warf, wußte sie genug. Sie schaute schweigsam

auf ihren Mann, der sich schwer auf einen Stuhl niederließ. Nur nach Verlauf einiger Minuten pflegte sie leise auf ihn zuzutreten, um ihn mit der ganzen Aufrichtigkeit eines liebenden Weibes zu trösten. „Richard", sagte sie dann, „laß den Kopf noch nicht hängen; wenn nicht anders, gehe ich wieder als Polirerin, und Du weißt, ich verdiene immer noch mein Geld dabei. . . .

Merk lachte darauf gewöhnlich kurz auf und erwiderte in seiner erregten Stimmung: „Rede mir nicht so was! Seine Frau wieder nach der Fabrik arbeiten gehen? Das wäre etwas für ihn gewesen! — —

Man durfte ihn darin nicht mit seinem Freund und Kollegen Ludwig Jakob vergleichen, oder irgend einem andern, der sein Weib wie ein bloßes Lastthier betrachtete, das sich für ihn plagte, wo er, der starke Mann, nichts weiter zu thun wußte, als die Hände in den Schoß zu legen. Dazu hatte er seine Frau zu lieb als Mutter seiner Kinder. Eher wollte er Steine klopfen gehen, oder wer weiß was thun — —

Ida hatte einen schweren Gang vor sich. Sie gedachte ihre Schritte nach einer jener dumpfen Räume zu lenken, in welchen den Armen und Elenden blankes Geld gegen ihre letzten Habseligkeiten lacht. Man hatte kein Brod im Haus, am andern Tage war Sonntag, da mußte man sich doch seit langer Zeit wieder einmal für die Woche satt essen, mußte den Kindern ein Stückchen Fleisch auf den

Teller legen. Merk hatte hinterlassen, daß, wenn er bis fünf Uhr nicht zu Hause sei, Ida seinen Sonntagsanzug zusammenpacken möge, um ihn zum Rückkaufshändler zu tragen.

Frau Merk machte denn auch ihr Bündel zurecht. Sie nahm eine Bürste und begann die Sachen vorerst noch einmal zu säubern. Dabei war es, als entringe sich ihrer Brust mit jedem Strich, den sie that, ein halblauter Seufzer, der all' die geknickten Hoffnungen enthielt, die jetzt wie ein Meer von Trostlosigkeit auf ihr, ihres Mannes und ihrer Kinder Schicksal einstürmten. Dann blickte sie wie halbprüfend in ihrer kleinen Wohnung umher, die in einem halbverbauten Hinterhause der Invalidenstraße lag. Diese Hofwohnung bestand aus Stube und Küche, lag im niederen Parterre und empfing in dem Häuserviereck von oben her nur wenig Licht. Ida musterte die wenigen Habseligkeiten, die sie umgaben. Das Meublement sah bereits äußerst abgenutzt aus, wie es bei vierzehnjährigem Gebrauch nicht anders zu erwarten war. Da war das Kleiderspind, in dessen Angeln die Thüren nicht mehr sitzen wollten, ein verblaßtes, langgedientes Sopha, dessen geringer Werth nur noch im Gestell bestand. Die Kommode hätte niemand umsonst nach Hause getragen, und Tisch und Stühle waren wacklig und zeigten durchlöchertes Rohr.

Das einzige gut erhaltene Stück war der Spiegel, dessen Glas Ida nie blank genug putzen konnte. Frei-

lich, da waren auch noch die Betten, die theuren, dichten Betten, die den Stolz jeder Hausfrau bilden. Das war aber auch das Einzige, was als letzte Rettung in der höchsten Noth herhalten mußte. Wenn es erst an die Betten ging — wahrhaftig, dann konnte man bereits „Matthäi am letzten" sagen. Aus Idas Brust drang jetzt ein Seufzer, der laut und vernehmlich durchs Zimmer schallte. Du lieber Himmel, das waren alles Dinge, die sie umgaben, die gerade Werth genug besaßen, um, wenn alle Stränge gerissen waren, den Hauswirth für einen Monat an Miethe zu befriedigen.

Frau Merk empfahl Magda ausdrücklich die Aufmerksamkeit des Kleinen, nahm ihr jüngstes Töchterchen, die fünfjährige Anna, an die Hand und verließ die Wohnung. Sie stieg die kleine Hintertreppe, auf der ewig ein halbes Dutzend äußerlich vernachlässigter und verkümmert aussehender Kinder zweier im Keller zusammenwohnender Arbeiterfamilien hockten, hinunter und bog dann in die belebte Straße ein.

Es war Ende Oktober. Die Dämmerung brach früh herein und brachte um diese Stunde jenes Zwielicht hervor, das nur noch weniger Minuten bedarf, um Berlin bei Laternenschein zu zeigen, um dem Auge eine andere Stadt zu bieten. Allmählich tauchten nun auch die ersten Gasflammen auf, wurden die Schaufenster erleuchtet, um ihr blendendes Licht auf das Trottoir zu werfen, begann sich jenes zweite

große Berlin bemerkbar zu machen, dessen prickelnder Reiz nur bei Laternenschein zu beobachten und zu empfinden ist. Jetzt sehen die Häuser anders aus, die Menschen haben sich anscheinend äußerlich verändert, die gewaltigen Straßen mit ihren unabsehbaren Lichterreihen machen einen anderen Eindruck. Die tausendköpfige Menge, die beim matten Schein der Dämmerung noch erkenntlich in nächster Nähe durch die Straßen wogte, scheint durch das täuschende Licht der Laternen sich plötzlich verdoppelt zu haben, gewährt das Ansehen einer unbestimmten, sich fortwälzenden Lawine, in der Reflex und Lichter ebenso schnell auftauchen, wie sie verschwinden, um dann an einer dunkeln Stelle gänzlich dem tiefen Schatten zu weichen. Jeder Einzelne hat nicht mehr das Gefühl der Sicherheit wie am Tage, ist vorsichtig im Gewirr des ohrenbetäubenden Wagengerassels, zeigt das Bestreben, so schnell wie möglich weiter zu kommen, verstärkt durch seine Eile das Wogende dieser athmenden Lawine. Und diese ewig unbefriedigte Menge, dieses Durcheinander von falschem Schmuck und schlichter Einfachheit, von versteckten Lastern und übertriebener Tugend, dieser vielköpfige Todfeind des lieben Nächsten taucht bei diesem zweiten Erwachen Berlins in Kneipen ersten und letzten Ranges unter, in Palästen der Mittelstadt, in behaglich eingerichteten Bürgerwohnungen, verschwindet allmählich in den hohen Miethskasernen der Vorstädte, in enger Klause des vierten Stockwerks, bis zur

finstern Schlafstelle im tiefen Kellerwinkel ohne Licht und ohne Luft. Und nun gar am Sonnabend Abend inmitten des ausgeprägtesten Arbeiterviertels Berlins — da steigert sich der Verkehr bis zum Höhepunkt, da entwickelt sich der Lärm gleich einem brandenden Getöse, nimmt Sinnen und Trachten, all' das vielfältige Drängen der bunten Menge, episch-gewaltige Form und malerisch wirkende Gestalt an. Hier rasseln nicht Equipagen, hier wandelt der Luxus nicht auf den Straßen, dem einzigen Zwecke zu huldigen, sich zu zeigen; hier schimmert nicht der Glanz der Friedrichstadt, und hier ist auch der Sonnabend nicht mehr ein bloßer Tag wie im Kalender der Reichen. Hier, zwischen unzähligen Fabriken und geschwärzten Mauern und einem Wald von zum Himmel ragenden Schloten; inmitten der Familienhäuser der Gartenstraße, der Tausende von dumpfen, niedrigen und erstickenden Arbeiterwohnungen, welche das ganze Gebiet der sich weit ausdehnenden Rosenthaler-Vorstadt umfassen, sich durch das Gewirr enger und schmutziger, noch alterhümlich gebauter Straßen und Gassen bis nach den Höhlen des Elends auf dem Wedding fortsetzen — hier hat der vierte Stand seine Residenz mit russigem Scepter aufgeschlagen, hier wohnt die Armee der Maschinenbauer von Berlin, hier herrscht die blaue Blouse vor, hier hausen auch, versteckt für die Außenwelt, die Armen und Elenden, hier zeigen im engen Kellerloch Hunger und Krankheit ihr grinsendes Gesicht.

Man muß am Abend eines Lohntages durch die Arbeiterviertel Berlins gehen, um die Bedeutung des Wortes „Geld verdienen“ in seiner ganzen Tragweite würdigen, um das Bewußtsein, auf eine halbe Woche hinaus wieder klingende Münze in der Tasche zu haben, mit empfinden zu können — um all' die bunten Eindrücke des Lebens auf den Straßen, auf den Plätzen in sich aufzunehmen. Alle Gesichter glänzen heller, selbst die bleiche, von Kummer und Entbehrung hohle Wange hat sich auf Minuten geröthet; es ist fast, als riefe bei diesen Armen der karge Verdienst nach harter Arbeit eine Art Taumel hervor, der während Stunden hindurch Mann und Weib, Alt und Jung beherrscht und nur allein dem Augenblicke lebt. Vor den Fabrikthoren harren die Arbeiterfrauen bereits seit einer halben Stunde, um ihre Männer sammt dem Wochengeld in Empfang zu nehmen. Von hier aus geht man sogleich nach dem Armenmarkt, der nur des Sonnabends abgehalten wird. Da werden die nothwendigsten Einkäufe für den Sonntag gemacht, feilscht man nach Kräften, dreht jedes Nickelstück zehnmal um, ehe man damit bezahlt; denn, zu Hause angelangt, hat das Ehepaar nichts Eiligeres zu thun, als die Schulden beim Materialwaarenhändler oder beim Budiker zu begleichen, damit der Kredit für die letzten Tage der nächsten Woche offen bleibe So treiben es die soliden Leute, die beschränkt, aber glücklich mit einander leben. Da giebt es aber Familienväter in Hülle und Fülle,

die der Gedanke an ewigen häuslichen Zwist, an eine Schaar schmutziger, nach Brod schreiender Kinder, an eine unheimliche, dumpfe und übelriechende Wohnung, nach dem Verlassen der Fabrik zuerst zum nächsten Budiker, in die erste und beste Destillation treibt, um in Gesellschaft von ihresgleichen und jüngeren, unverheiratheten Kollegen, die nichts zu verlieren haben, einen Theil des Verdienstes zu vertrinken. —

Idas Mann hatte von jeher zu den soliden Leuten gehört. Ihn brauchte sein Weib am Abend des Lohntages nicht vor dem Fabrikthor zu erwarten, aus Angst, er könne gleich so manchem sauberen Gesellen, der am Sonnabend zuerst an das Vergnügen dachte, ehe er das Wirthschaftsgeld zu Hause ablieferte, zum nächsten Schankwirth gehen, um sich dort auf Stunden festzusetzen. Er war immer ein guter Gatte, ein sorgender Vater gewesen, der mit Liebe an seinen Kindern hing. Wenn er wirklich in Zeiten der Arbeit des Sonnabends nach Feierabend beim alten Krummholz in der Chausseestraße einkehrte, so geschah es nur, um binnen zehn Minuten eine kleine Weiße zu leeren und dann, ohne sich beschwatzen zu lassen, den Kreis der zechenden Kollegen zu verlassen. Er gönnte sich zum Schluß noch eine besonders gute Cigarre zu acht Pfennigen, von der Papa Krummholz behauptete, sie wäre würdig, Unter den Linden geraucht zu werden, und steuerte dann seiner Wohnung in dem großen Hinterhause der Invalidenstraße zu.

Als Ida durch die Straßen schritt, mußte sie lebhaft an jene Zeiten denken. Gott, wie war das anders geworden! Während andere mit vergnügtem Gesicht ihrem Heim zusteuerten, irrte Merk irgendwo umher, weil er soviel wie möglich die Stunde hinausschieben wollte, in der er wie gewöhnlich seinem Weibe sagen mußte, daß seine Bemühungen wieder ohne Erfolg begleitet waren. O, sie kannte ihn darin, diese Zagheit sah ihm ähnlich! —

Nach einer Viertelstunde war Ida an ihrem Ziele angelangt. Sie stand vor einem großen vierstöckigen Gebäude, dessen einnehmendes Aeußere in argem Kontrast mit dem Schmutz und der Unreinlichkeit jeder Art stand, die sich auf Flur und Treppen zeigten. Zwischen zwei Fenstern des Parterregeschosses leuchtete ihr ein großes rothes Schild mit der weißen Aufschrift: „Ein- und Verkauf von Betten, Möbeln, Wäsche, Kleidungsstücken, Gold- und Silbersachen", entgegen. Einen Augenblick zögerte Ida im Flur, sie bannte ihre Schritte wie jemand, der im nächsten Augenblick eine Schwelle übertreten soll, von der er sich im Innern weit weg wünscht. Was sie jetzt da im Arme trug, war ein Theil ihres früheren Glücks. Wie stattlich hatte ihr Mann nicht ausgesehen in diesem Anzug, wenn sie des Sonntags Arm in Arm mit ihren Kindern hinaus nach dem Gesundbrunnen pilgerten oder den weiten Weg bis zum Thiergarten nicht scheuten. Im Augenblick standen ihr diese Bilder wieder vor der Seele. Und jetzt diesen

Weg machen zu müſſen! . . . Wahrhaftig, das war der Weg, den nur die Armen am beſten kennen. Während ſie eine Minute ſinnend ſtand, gingen hin und wieder Leute an ihr vorüber, die zum Rückkaufshändler wollten. Man ſah ihnen ſofort an, daß man ſich mitten im Arbeiterviertel befand und die ſchlechten Zeiten bereits hereingebrochen waren.

Endlich faßte Ida Muth und ſchritt die Stufen empor. An der ſchweren, eiſenbeſchlagenen Doppelthür befand ſich ein kleines Schild, auf dem zu leſen war: „Moritz Iſidor Laib. Von Morgens 8 bis Abends 9 geöffnet.“

Als Ida eingetreten war, befand ſie ſich in einem großen, langgeſtreckten Raum, deſſen größere Hälfte mit Sachen aller Art überfüllt war. Uebereinandergethürmte Möbel, ganze Wirthſchaften, die nach und nach ihren Weg hierher nehmen mußten, verdunkelten zwei Fenſter des Zimmers und ließen nur durch das dritte Licht genug hereinfallen, um eine Art Gang, welcher von der Thür aus bis zu dieſem Fenſter führte, nothdürftig zu beleuchten. Die Dauer der Zeit, die nach und nach den Ruin ganzer Familien hier angehäuft hatte, machte es nöthig, jede leere Stelle in dieſem übelriechenden Raume auszufüllen. An den Wänden hingen unzählige Uhren aller Art, deren jede irgend eine trübe Geſchichte zu erzählen hatte; dazwiſchen Bilder und Spiegel, letztere prunkend in Goldrahmen, bis zum einfachſten für eine

Mark das Stück, der noch Werth genug hatte, um für wenige Groschen als Versatzartikel zu dienen. Und die Decke war angefüllt mit Koffern, Reisekörben und mannigfachen anderen Dingen. Links führte eine Tapetenthür nach einem zweiten Raume, der in seinem Labyrinth von Frauenkleidern, Röcken, Westen und Hosen, die dichtgedrängt an Riegeln und von der Decke herabhingen, beim ersten Einblick wie eine undurchdringliche schwarze Masse erschienen, die eine stumme Sprache von Noth, Leichtsinn und Elend redete.

Ida befand sich vor einem Stück Ladentisch, das links vor der Tapetenthür eine Klappe zeigte. Vor dem Tisch standen einige alte durchlöcherte Rohrstühle, worauf man, ehe man abgefertigt wurde, Platz nehmen durfte. Zwischen zwei Spinden und einem riesigen Korbstuhl halb vergraben hockte, in dicke Tücher und Shalws gewickelt, ein korpulentes, ewig schmutzig aussehendes Weib, das an seinen unreinen, fleischigen Händen ein Dutzend kostbarer Ringe trug, deren der Eintretende im ersten Halbdunkel zuerst ansichtig wurde, wenn die dicke Person mit dem ausdruckslosen, halb verschwommenen Gesicht sich nach vorn beugte, um einen Blick nach der Thür zu werfen. Dieses Ungeheuer, welches stets, auch bei der größten Hitze fror, ewig über schlechte Zeiten klagte, an Rheumatismus litt, jeden frischen Lufthauch wie einen Feind betrachtete und unzertrennlich von ihrem Großvaterstuhl war, nannte sich

Serene Laib, die Gattin des ſpindeldürren, in einem ſchlotternden Schlafrock ſteckenden Mannes, der ſich jetzt von einem alten Schreibſekretär an einem Fenſter erhob und hüſtelnd, die Hand fortwährend vor den Mund haltend, als wolle er immer ein Stück ſeiner Lunge bewahren, in gebückter Haltung näher trat.

Herr Moritz Iſidor Laib nannte ſich vor einem Jahr noch „marchand tailleur“ und betrieb einen lukrativen Kleiderhandel in der Roſenthalerſtraße. Die Sucht, Wohlthätigkeiten zu üben, trieb ihn eines Tages dazu, inſofern aus dem menſchlichen Elend gute Zinſen zu ſchlagen, als er ſein erſpartes Kapital dazu benutzte, mitten im Arbeiterviertel ein Rückkaufsgeſchäft zu etabliren. Seine Kenntniß als Kleidermacher, ſeine während der Jahre geſammelten Geſchäftskniffe kamen ihm dabei vortrefflich zu ſtatten. Er hielt das Reglement ſeiner Zunft nach jeder Richtung hin aufrecht; er war vorſichtig im Ankauf, ließ ſich nie mit Hehlern ein, gab nie Geld ohne die gehörige Legitimation, wählte und prüfte jedes Verſatzobjekt mit der Miene eines Kenners und nahm nie weniger und mehr Zinſen, als pro Monat fünfundzwanzig Pfennige auf den Thaler.

Ida wünſchte einen „Guten Tag“ und hatte da Packet auf die Tiſchplatte gelegt. Es war noch nicht ſech die Arbeiterfrauen hatten noch nicht ihr Geld bekommer

dem Ladentisch. Herr Moritz Isidor Laib erwiderte kaum merklich den Gruß und fuhr bei einem erneuerten Hustenausbruch mit der einen Hand vor den Mund, mit der anderen nach dem Magen, als wolle er seine knöcherne Gestalt, die immer dabei ins Wanken gerieth, vor dem Zusammenbrechen bewahren. Dann tasteten seine dürren Finger nach dem Bündel mit der Absicht eines Menschen, der nicht viel Umschweife mit irgend einer Sache zu machen hat. Die kleinen gerötheten, stets krankhaft aussehenden Augen glitten auf ein paar Augenblicke über Idas Gestalt, blieben einige Sekunden auf ihrem runden, frischen Antlitz haften, um sich dann wieder auf das Packet zu senken.

Diese Frau hatte er noch nicht bei sich gesehen, gewiß wollte sie eine neue Kundin werden. Wie sie noch nett und anständig gekleidet ging, wie unverfallen und wohl sie aussah! Sie war eine Arbeiterfrau, das sah er auf den ersten Blick. Sie wollte einen neuen Herrenanzug versetzen? Hm — damit nahm eine der vielen Geschichten ihren Anfang, die er schon zur Genüge kannte. Das war der Sonntagsstaat ihres Mannes, darauf hätte er schwören mögen. Da hatte wahrscheinlich der Verdienst plötzlich ein Ende erreicht, der Winter stand vor der Thür, und man mußte ans Versetzen denken. Mit den entbehrlichsten und guten Dingen fing man an, kramt dann den letzten Plunder aus, um Geld aus ihm zu schlagen. Das hatte er hundertmal erlebt, er hatte genug Beweise dafür. Erst

traten ſie alle äußerſt keck auf und thaten ſo, als wenn ſie ſich die Dinge gleich am andern Tage wieder holen würden, dann aber brachten ſie, ſtatt einzulöſen, neue Sachen hinzu, wurden immer kleinlauter und beſcheidener und waren zuletzt froh, wenn man ihnen nur wenige Groſchen bot.

O, wie viele kannte er, die ſo ſtattlich und unverfallen zu ihm kamen, ſo reinlich und wohlgenährt ausſahen, wie dieſe Frau, bis ſie nach und nach immer abgezehrter und elender erſchienen, bis ſie eines Tages in halb zerlumpter Kleidung wiederkehrten, an der ein Flicken den andern zierte. Da konnte man ihre letzten Stücke für ein Butterbrod kaufen — ſie gingen nicht von der Stelle, ſondern nahmen die wenigen Pfennige. Man hatte ſie dann gründlich in Händen. Vom Einlöſen war da keine Rede, und war der Verfalltag vorüber, dann konnte man dreiſt die Sachen weiter verkaufen und ſchlug aus dem hineingeſteckten Kapital den Werth wieder zehnfach heraus. Vorerſt aber mußte man ſich die neue Kundſchaft zu erhalten ſuchen; da gab man lieber etwas mehr, als man eigentlich geben wollte, lockte ſie dadurch zum Wiederkommen und machte ſie ſich zu guten Freunden. Oft verſetzten ſie dann nur weitere Sachen, um mit dem Erlös die beſſern, früher gebrachten zu verzinſen, damit ſie nicht verfielen. So ſchlug man ſchließlich zwei Fliegen mit einer Klappe, kam immer aufs neue zu den Zinſen und behielt die Objekte doch in Händen.

Ehe Herr Moritz Isidor Laib überhaupt ein Wort gesagt hatte, klang es vom Lehnstuhl her mit einer halb gröhlenden Baßstimme, die sich inmitten dieser Ueberbleibsel einstigen Familienglückes wie das Krächzen eines Raben anhörte: „Gieb nicht zu viel, Moritz, hörst Du?“ Diese stereotypen Worte wiederholte Madame Serene jedesmal, sobald ihr Gatte im Begriff war, ein Geschäft abzuwickeln. Ihre ganze Intervention beschränkte sich darauf; nur in den äußersten Fällen, wo sie sich genöthigt fand, ihre Meinung über den Werth irgend eines Gegenstandes auszusprechen, pflegte sie hinzuzufügen: „Moritz, zeig' mal her.“ Dann tasteten die beringten fettigen Finger so lange, drehten und wendeten sie nach allen Seiten, prüften die Augen durch eine Perlmutter-Lorgnette, bis Madamens Wort den Ausschlag gab.

Herr Moritz Isidor Laib nahm jedes einzelne Stück des Anzuges und besah es aufmerksam; dann wandte er sich an Frau Merk: „Haben Sie einen Steuerzettel oder eine Miethsquittung bei sich?“

Ida holte die Legitimation hervor, und nun fragte der Rückkaufshändler wieder, wie viel man denn auf den Anzug haben wolle? Viel könne er nicht geben. Die Knopflöcher des Rockes seien nicht mehr recht im Stande, das wäre immer der ärgste Fehler bei einem derartigen Kleidungsstücke; überdies hätte der Rock hinten auf dem Rücken Glanzstellen, die kein Fleckwasser herausbrächte.

Ida warf ein, daß das Zeug aber wirklich noch ſehr wenig getragen ſei, und frug dann etwas kleinlaut, ob ſie wohl acht Thaler darauf bekommen könne, zwanzig hätte er neu gekoſtet. Es ſei ein ſehr feines Tuch, man möge nur einmal fühlen. Sie würde gewiß recht bald die Sachen wieder einlöſen, es ſei nur augenblickliche Verlegenheit, in welcher man ſich befinde.

„Gieb nicht zu viel, Moritz, hörſt Du —?“ klang es wieder von Madame Serenes Lippen.

Herr Moritz Iſidor Laib hatte auch ſchon nach Frau Merks letzten Worten die Kleidungsſtücke von ſich geſtoßen, dabei erhob er die Hände wie abwehrend, ſchnitt eine Grimaſſe, die ſich wie eine Art überlegenen Lächelns ausnehmen ſollte und ſagte dann kurz und bündig: „Was Sie ſich denken — auf einen getragenen Anzug acht Thaler, da würden viele kommen! Ich kann Ihnen nicht mehr als fünf Thaler geben.“

Das ſei ſchon das Höchſte. An Andere würde er nicht ſo viel bezahlen; aber er ſehe, daß er es hier mit einer ſoliden Frau zu thun habe, die jedenfalls die Sachen wieder einlöſen und ihn bei Gelegenheit öfters mit ihrem Beſuche beehren würde. Was die Leute ſich immer dächten! Man ſolle nur einmal nach den Königlichen Leihämtern gehen, da würde man erſt erfahren, wie nobel der Laib in der

Ida blickte einen Augenblick schweigend vor sich hin. Das hatte sie nicht erwartet, daß man ihr so wenig bieten würde. Sie wagte auch nicht etwas gegen das Gebot einzuwenden. Es war ja wahr, im Königlichen Leihamt würde sie nicht so viel darauf bekommen, da mußte man schon zu einem Rückkaufshändler gehen und die hohen Zinsen bezahlen. Noth kennt kein Gebot, und Hunger thut weh. — Das waren zwei alte Sprüchwörter, über deren Bedeutung man klar werden mußte.

Man wickelte also das Geschäft ab. Herr Moritz Isidor Laib schritt nach seinem dickleibigen fettigen Folianten, trug Namen, Wohnung, Versatzobjekt und laufende Nummer ein, zählte dann blanke fünf Thaler vor Ida hin und überreichte ihr den Rückkaufsschein, laut welchem sie die Berechtigung habe, gegen ein Kapital von sechzehn Mark fünfundzwanzig Pfennigen binnen einem Monat die Sachen wieder zurückzuerhalten.

Währendem hatte sich die Thür in ihren Angeln gedreht; eine gebückt erscheinende Frau, in ein fadenscheiniges Shawltuch gehüllt, war hereingetreten. Es war die Mäntelnäherin Flora Schwarz.

Sie hatte nicht immer so krank ausgesehen, diese noch junge Frau mit dem gebleichten Antlitz und den vom Lampenlicht getrübten Augen, und sie war auch nicht immer so alt und gebückt wie heute erschienen. Es gab eine Zeit, wo das Roth der Jugend ihre Wangen durchglühte und

Frohſinn und Heiterkeit auf ihrer Stirne thronten. Damals ſchritt ſie ſchlank und aufrecht einher, und wenn ſie leicht wie ein Reh mit ihrem Packet im Arm durch das Straßengewühl der Weltſtadt ging, ſo folgte ihr mancher Blick und ließ das Auge mit Wohlgefallen auf ihrer graziöſen Geſtalt ruhen. Sie brauchte auch nicht die Stiche der Nähnadel zu zählen, wie ſie es jetzt that, um die Gedanken zu verſcheuchen, und wenn die weißen Hände mit zauberhafter Schnelligkeit über die Arbeit glitten, ſo hatte ſie immer ein fröhliches Lied bereit nach Art jener Nähmamſells, die ihre karge Koſt mit ewigem Frohſinn würzen. Und was kümmerte ſie auch damals jenes winzige Stück Himmel, das ſich im dunklen Hof ſcharf an dem Firſt der hohen Miethskaſerne abzeichnete und den einzigen Troſt ſo vieler Armen bildet, denen es Licht und Luft in ihre dunkle Wohnung bringt. Jetzt war dieſes Stück Himmel für Flora Schwarz der Inbegriff aller Sehnſucht, wenn ſie von ihrer Souterrain-Wohnung in der Gerichtsſtraße aus, zehn Stunden täglich über die Näharbeit gebeugt, hin und wieder einen Blick zu ihm emporſandte, wenn im Zwielicht die Thränen ihre Augen netzten.

Flora Schwarz war Wittwe und Mutter zweier Kinder. Ihr Mann war Bautiſchler geweſen und hatte das Unglück gehabt, durch Unvorſichtigkeit drei Stockwerke hinunterzuſtürzen, um auf der Stelle todt liegen zu bleiben. Das war vor acht Jahren geſchehen. Seit der Zeit er-

nährte Flora sich und ihre Kinder schlecht und recht durch die Nadel. Oft ging es mit der Arbeit nicht besonders, dann war die Sorge der stete Gast im Hause, und Flora mußte sich das Hirn zermartern, um Brod für sich und die Kinder zu schaffen.

Herr Moritz Isidor Laib kannte diese Frau bereits seit Jahren, so lange er in diesem Hause etablirt war. Ihr Name prangte bereits unzählige Male in seinen Büchern, und die besten Stücke ihrer einstigen Wirthschaft hatte sie verfallen lassen müssen.

„Nun liebe Frau Schwarz, was bringen Sie mir?" fragte Herr Laib. Die Mäntelnäherin warf erst einen halbscheuen Blick auf Ida, die gebückt das Geld einstrich, dann trat sie dicht an den Ladentisch und holte unter ihrem Shawltuch ein kleines dunkles Päckchen hervor.

„Ach bitte" — flüsterte sie mehr, als daß sie es sagte, aber so, daß Frau Merk es doch hören konnte; „geben Sie mir doch auf dies Kinderjäckchen bis Sonnabend zwei Mark, es gehört meiner Marie, sie soll es zum Sonntag wieder haben."

„Wir haben so viele Kindersachen, Moritz, gieb nicht zu viel; Du weißt, es kauft niemand solches Zeug", ließ es sich aus der Lücke zwischen den Spinden in den bekannten, abgemessenen Baßlauten vernehmen.

„Aber Frau Laib, ich lasse es nicht hier, ich hole es bestimmt am Sonnabend, Sie können sich darauf verlassen.

Es ist das Einzige, was meine Marie noch des Sonntags anzuziehen hat."

Serenes Gatte hatte inzwischen unter fortwährendem Hüsteln das Jäckchen um und um gedreht und es genau besichtigt.

„Meine Frau hat Recht", sagte er dann; „wenn die Sachen verfallen sind, bieten die Trödler ein paar Groschen für so ein Ding oder verlangen es als Zugabe; und Sie wissen, Frau Schwarz, daß Sie nie etwas einlösen, oder doch nur in den seltensten Fällen."

„Mein Gott, weil man es nicht kann. Bei meinem Verdienst ist niemals daran zu denken. Zum Leben ist es zu wenig und zum Verhungern zu viel", warf die Mäntelnäherin ein. Dieses Jäckchen aber würde sie bestimmt nicht hier lassen, meinte sie dann noch. Es sei ihr schwer genug geworden, so einem Kinde das Letzte zu nehmen, aber wenn man kein Brod im Hause habe, dann greife man zum Aeußersten.

Man einigte sich dann auch, und Flora bekam eine Mark und fünfzig Pfennige auf die Platte gezählt. Das sei grade was Rechtes, meinte sie noch beim Gehen; dafür kaufe sie Brod und Schmalz, dann hätte die Herrlichkeit wieder ein Ende.

Die Schwarz hatte der Merk bis jetzt noch immer nicht in das Gesicht geblickt. Nun ging sie, hinter ihr folgte Ida. Als die beiden Frauen auf dem Flur waren,

rief Frau Merk der vor ihr Gehenden nach: „Flora, höre auf einen Augenblick!“

„Ida, Du —?“ Die Mäntelnäherin war erstaunt, plötzlich hier eine alte Bekannte zu treffen, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ida und Flora waren ehemalige Freundinnen. Man hatte in den Mädchenjahren lange Zeit auf ein und demselben Flur gewohnt; auch die Männer hatten sich sehr gut gekannt. Im ersten Augenblick freuten sich die beiden Frauen herzlich und schüttelten sich aufrichtig die Hand, dann glitt Floras Blick über die noch saubere, winterliche Kleidung Idas, und dabei wurde sie sich mehr denn je ihrer äußerlichen Beschaffenheit bewußt. Als sie jetzt sah, daß auch die Augen ihrer Freundin auf ihr ruhten, hatte sie in ihrer dürftigen Lage das Gefühl einer gewissen Beschämung, das sie den Blick niederschlagen ließ.

„Du siehst mich so erstaunt an,“ sagte sie dann leise; „Du wirst Dich wundern, mich so wieder zu finden, aber es geht mir schlecht, sehr schlecht, seitdem mein Mann todt ist und die Kinder keinen Vater mehr haben.“

Ida war tief gerührt und machte eine abwehrende Bewegung. Sie hielt noch immer die vom Frost geröthete Hand ihrer Freundin und drückte sie aufs innigste. „Arme Flora“, begann sie dann mit bewegter Stimme; „für Unglück kann kein Mensch, am allerwenigsten eine alleinstehende Frau, die ohne Stütze und Hülfe ist. Es kann uns jetzt

ebenso gehen wie Dir. Merk hat bereits seit acht Wochen keine Arbeit, es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß er welche erhält. Dazu kommt, daß er obendrein darauf versessen ist, ich solle nicht wieder als Polirerin gehen; er würde sich eher als Hausknecht verdingen. Schließlich wird uns doch nichts anderes übrig bleiben, denn bei dem Versetzen kommt auf die Dauer nicht viel heraus. Das ist nun einmal das Loos für uns Arbeiterfrauen, aber ich thue es gern, denn Merk hat immer brav an mir gehandelt. Du solltest nur wissen, wie glücklich wir während unserer vierzehnjährigen Ehe gelebt haben, ehe die schlechten Zeiten in den Fabriken eintraten."

„So warst Du also auch bei dem Halsabschneider?" fragte Flora, „o, wenn die Zinsen nicht wären, die fressen einen schließlich auf. Ich wünsche, daß Du das nicht lange kennen lernen mögest."

„Wo wohnst Du denn eigentlich?" fragte Ida. Die Mäntelnäherin nannte ihr die Nummer des Hauses in der Gerichtsstraße.

Frau Merk war einigermaßen erstaunt. „Da —?" meinte sie, „da wohnen ja auch die Jakobs, o ich kenne das Haus, es sollen dort schrecklich viel Menschen hocken."

„Aber man wohnt billig", warf die Mäntelnäherin ein. „Besuche mich einmal." Ida sagte zu. Eine Strecke noch gingen die beiden Frauen, Ida ihr Kind an der Hand, in ein lebhaftes Gespräch vertieft, neben einander

her. Als sie sich endlich trennen mußten, fragte Frau Merk plötzlich: „Wirst Du mir etwas übel nehmen?" Die Mäntelnäherin blickte sie halb erstaunt an und fragte dann weiter, wie sie das meine. Ida zögerte einen Augenblick, dann begann sie wieder, indem sie ihre Freundin fast bittend ansah: „Ich weiß, Du hast noch weniger als wir, Du bist schon bei dem Letzten Deiner Wirthschaft angelangt. Nimm das, ich bitte Dich, weise es nicht zurück, es kommt von gutem Herzen."

Ida hatte bei diesen Worten ihrer Freundin einen harten Thaler in die Hand gedrückt.

„O", machte Flora, und wollte das Geld nicht nehmen. Frau Merk ließ ihr aber keine Ruhe und legte sich schließlich aufs Bitten.

„So nimm bis auf weiteres meinen herzlichsten Dank", sagte die Mäntelnäherin, „vielleicht kann ich es Dir später einmal vergelten." Das Weinen war ihr nahe.

Damit ging man an der Straßenecke auseinander.

Zweites Kapitel.

In der Familie Merk begann sich nach und nach die Arbeitslosigkeit ihres Ernährers auf das drückendste fühlbar zu machen. Ein paar Tage hatte der Eisendreher in einer Gießerei als Aushülfe für einen erkrankten Kollegen gearbeitet, dann war auch dieses kurze Glück vorüber. Das Geld für den schwarzen Anzug war bald verzehrt, man mußte also an andere Dinge gehen. Der Miethszins am Ersten verschlang Idas bestes Kleid, ein seidenes, das noch von ihrer Hochzeit stammte, und welches sie nur bei besonderen Gelegenheiten zu tragen pflegte. Allmählich wurde denn auch Frau Ida bei Herrn Moritz Isidor Laib ein sehr häufiger Besuch. Während sie zuerst mit einem gewissen Zagen die Schwelle des Rückkaufshändlers betreten und dabei immer das Gefühl gehabt hatte, als dürfe sie bei Ueberweisung eines Versatzobjektes die Augen nie ganz aufschlagen, wurde sie jetzt dreister und hob den Kopf in die Höhe, nachdem die eisenbeschlagene Thür hinter ihr ins Schloß gefallen war. Schließlich betrachtete sie das Versetzen wie ein Geschäft, vor dem man sich, so lange man

noch eine gewisse Gegenleistung liefere, nicht zu schämen brauche. Wenn man nur noch etwas zum Versetzen hatte, dann ging es schon. Das waren noch Sachen, die ihr und ihrem Mann schweres Geld gekostet, welche sie sich durch redlichen Verdienst angeschafft hatten; da hatte doch kein anderer was drein zu reden, ihr Vorwürfe zu machen oder sie gar scheel anzusehen. Und wenn sie wirklich einmal ein Stück verfallen ließ, so trug sie doch nur selbst den Schaden davon, aber kein zweiter und dritter. Während Ida in der ersten Zeit sich immer nach den Straßennummern richten mußte, um zu dem Rückkaufshändler zu gelangen, änderte sich das bald dnrch die Gewohnheit; zuletzt kannte sie bereits jedes benachbarte Haus, hatte sie an den Läden oder an dem goldenen Zuckerhut irgend eines Materialwaarenhändlers besondere Kennzeichen, die sie stets aufs gerathewohl zu dem großen, roh abgeputzten Gebäude, an welchem das bekannte rothe Schild prangte, führten. Mit der Zeit lernte sie denn auch die ganzen Eigenheiten des sauberen Ehepaares Laib kennen, trat sie zu ihm in das Verhältniß eines guten Kunden zu einem Verkäufer. Schon bei ihrem dritten Gange nach der Gartenstraße stand es bei Herrn Moritz Isidor Laib fest, daß seine Prophetengabe ihn nicht getäuscht habe. Da begann sich wirklich wieder die alte Geschichte abzuspielen; diese Frau hörte gewiß vorerst nicht auf, Dinge, auf die sie noch Geld bekommen konnte, herbeizuschleppen. Herr Laib fand es denn

auch nöthig, nach und nach der Arbeiterfrau gegenüber weniger strenger Geschäftsmann zu sein und ihr hin und wieder ein paar freundliche Worte zu sagen. Dabei ruhte sein Blick mit Wohlgefallen auf den angenehmen Zügen und der hübschen Figur, während seine ewig schmutzigen Hände den stets fettigen Schlafrock, an welchem die meisten Knöpfe fehlten, über den Leib zusammenhielten.

Es kamen viele Arbeiterfrauen zu ihm, ein so appetitliches Weibchen wie Ida aber bediente er selten — das war eine ausgemachte Sache. Herr Laib wagte es denn auch, gegen seine sonstige Gewohnheit, seine kleinen gerötheten Augen recht lange auf Ida ruhen zu lassen, und wenn er dabei im Geheimen einen Vergleich zwischen dieser Frau und dem dicken Ungeheuer inmitten der beiden Spinde dort hinten anstellte, so kam die Dame mit der Baßstimme nicht besonders gut dabei fort. Aber Moritz Isidor hätte sich gehütet, seiner Gattin, die es nie begreifen konnte, wie man nur „aus Haut und Knochen" zu bestehen vermochte, Veranlassung zu geben, ihn auf unerlaubten Wegen zu ertappen. Doch konnte er dafür, daß andere Frauen schöner waren als seine eigene? —

„Wie geht's Ihrem Mann, liebe Frau Merk?" pflegte der Rückkaufshändler im höchsten Falle zu sagen, wenn Ida das karrirte Shawltuch auseinanderbreitete. Die Frau des Eisendrehers konnte natürlich mit einem Seufzer stets eine nur wenig gute Antwort geben. Herr Laib hatte dann

kaum Zeit, mit seiner gewöhnlichen Phrase: „Es wird schon kommen, verlieren Sie nur nicht den Kopf", Ida zu trösten, als auch schon aus dem Wust von Shäwlen die Geschäftsparole Frau Serenes hervorklang: „Gieb nicht zu viel, Moritz, hörst Du?"

Am Abend eines jeden Sonnabends, wenn Werkstätten und Fabriken geschlossen waren, wurde der Raum vor dem Ladentisch gewöhnlich nie leer; Herr Laib hatte stets alle Hände voll zu thun, um die Leute abzufertigen, er vermochte dann allein das Geschäft nicht mehr zu bewältigen. Aus diesem Grunde hatte er sich an solchen Tagen den Besuch eines Neffen seiner Frau ausbedungen, welcher noch die Schule besuchte, aber bereits ganz nette Anlagen zeigte, den Geschäftseifer als Rückkaufshändler in seiner ganzen Größe würdigen zu können.

Felix Rosenstiel war der einzige Sprößling von Madame Serenes einziger Schwester, welche als Wittwe eines ehemaligen bankerotten Börsenmaklers in beschränkten Verhältnissen lebte... Es war Serenes größter Wunsch, ihren Neffen, da sie selbst kinderlos war, dereinst als Sohn zu adoptiren, und ihn das Erbe ihres Mannes antreten zu lassen.

Felix Rosenstiel war ein gewitzter Junge von siebzehn Jahren, dessen schlanke Gestalt durch die Last eines übergroßen Kopfes, mit einem Antlitz, das aus einer einzigen großen Nase zu bestehen schien, den steten Eindruck

eines ſchlecht gezeichneten Ausrufungszeichens gewährte. Trotz alledem hatte er bereits angefangen, ſich für Madame Serenes Geld wie ein Geck zu kleiden, und ſeinem ganzen Benehmen, ſeinen Bewegungen den Stempel eines angehenden Löwen der Spandauerſtraße zu verleihen. Die großkarrirten Beinkleider, das enganliegende Jaquet von gleichem Jockeyſtoff, der blutrothe, breite Shlips, in dem eine rieſige Hufeiſennadel den Gedanken, es mit einem intelligenten Reitknecht zu thun zu haben, beſonders verſtärkte, die weit über die großen Hände herabfallenden geſtreiften Manſchetten, auf denen die ſtets ſichtbaren Talmiknöpfe wie kleine Räder glänzten, das in der Mitte geſcheitelte, in ſeinen äußerſten Spitzen auf die Stirn geklebte ſchwarze Haar, die affektirte Vornehmthuerei, mit welcher Felix Roſenſtiel alle fünf Minuten nach dem zuſammengeklappten, zwiſchen zwei Knöpfen ſeines Jaquets heraushängenden Pince-nez griff, und die doch nicht im Stande war, ſeinem dummen Geſicht ſympathiſche Linien zu verleihen — alles das machte dieſen frühreifen Jüngling zum Typus eines Menſchen, der kaum flügge geworden, bereits von Streberthum und Genußſucht angefreſſen iſt.

Felixens größter Ehrgeiz ging dahin, dereinſt „Banquier“ zu werden, und als ſolcher inmitten des verlockenden Lebens Berlins eine Rolle zu ſpielen, natürlich mit den Gelde von Tante Laib, das er im Geiſte bereits vor ſeinen Augen rollen ſah. Tante Serene verhätſchelte ihn ja

förmlich, — Felixchen war ihr Ein und ihr Alles — da konnte die Erfüllung des frommen Wunsches gar nicht ausbleiben, da mußte man aber auch schon in den sauren Apfel beißen: regelmäßig des Sonnabends zwischen alten Kleidern zu stöbern, in all' der dumpfen Atmosphäre, in der Ausdünstung jeder Art die Stehleiter hin- und herzurücken, sie auf- und abzuklimmen, um nach den Nummern der Versatzobjekte zu suchen.

Wie schön hatte sich nicht der junge Mensch das zukünftige Leben ausgemalt! — Onkel Moritz war alt, dabei krank und gebrechlich — der konnte höchstens noch wenige Jahre leben. Tante Serene meinte es gut; die war dann leicht zu bewegen, das schmutzige Geschäft, das trotz des großen Verdienstes seinen Inhaber über den Titel „Krämer und Trödler" nicht hinauskommen ließ, aufzugeben. Inzwischen hatte Felix dann seine Lehrzeit in einem Bankgeschäft vollendet, man konnte aus dieser gemeinen Vorstadt fortziehen und sich in einer der Straßen der Friedrichstadt, womöglich Unter den Linden, etabliren.

Wenn Felix Rosenstiel Nachmittags oder Abends diese vornehmste Straße Berlins passirte, hatte er's sich zur Gewohnheit gemacht, vor den hellerleuchteten Schaufenstern der Bank- und Wechselgeschäfte stehen zu bleiben, und durch das lange Betrachten der ausgelegten Banknoten und Goldmünzen seinen Illusionen den weitesten Spielraum zu geben. Seine Zukunftspläne nahmen dann Form und Gestalt an.

Im Geiſte ſah er ſich bereits an Stelle des dicken Herrn dort hinten am Geldſchrank ſitzen, mit der ganzen Würde eines gut ſituirten Mannes an der ſchweren goldenen Uhrkette ſpielen und behaglich den Dampf der Cigarre von ſich ſtoßen. Das ſollte ein Leben werden! Da hielt man ſich womöglich ſeinen Einſpänner, fuhr Vormittags zur Börſe und ſoupirte Abends mit irgend einer kleinen Ratte vom Ballet, wie es unter lebensluſtigen Leuten, die nur in den Säckel zu greifen brauchen, ſo üblich iſt! O, eine kleine Geliebte mußte man ſich unter allen Umſtänden halten, das fand dieſer Jüngling bereits ſelbſtverſtändlich!

Was Felix bei dem Onkel für ſeine Handlangerdienſte als Entſchädigung erhielt, war außer dem reichlichen Taſchengeld der Madame Serene die Abwechslung, die ſich ihm an ſolchen Tagen darbot.

Das war ein buntes Kommen und Gehen — da konnte man gehörige Studien über die Noth und das Elend des vierten Standes machen! Es kamen Leute, um auf wenige Tage Sachen einzulöſen, die ſie gewöhnlich in der zweiten Hälfte der nächſten Woche wieder verſetzten; Arbeiter ſprachen vor, die ſich am Sonntage amüſiren und ihren guten Rock zurückhaben wollten, den ſie am Freitag erſt hierher gebracht, und bleichwangige Frauen hatten endlich ſo viel erübrigt, um ihre Wintermäntel einlöſen zu können.

Dazwischen tauchten Arbeiterinnen auf, die um dies und jenes baten. Hin und wieder zeigte sich das verlebte Gesicht einer professionirten Dirne, die ihre Stiefeletten einlöste, mit denen sie heute Abend noch auf dem Parquet irgend eines Balllokales zu prunken beabsichtigte. „Aber bitte, Herr Laib, ich habe nicht viel Zeit" hieß es dann — und der Rückkaufshändler hatte alle Hände voll zu thun, um die Scheine abzunehmen, in dem fettigen Journal zu blättern, und seinem Neffen Felix im Nebenraume die Nummern zuzurufen.

Madame Serene verließ an solchen Abenden gewöhnlich die Lücke zwischen den beiden Mahagonispinden; man hatte dann den großen Lehnstuhl dicht an den Ladentisch gerückt, um es der Dicken bei ihrer beginnenden Thätigkeit, die darin bestand, das Geld in Empfang zu nehmen, recht bequem zu machen. Wenn dann in der Gruppe der Einlösenden Leute auftauchten, denen man die Absicht, etwas zu versetzen, schon an der Zurückhaltung ansah, mit der sie angesichts der Glücklichen, die Geld aus der Tasche holten, statt es zu empfangen, halb scheu im Hintergrunde blieben, so beachtete man sie vorläufig fast gar nicht. Denen sah man es schon an der Leichenbittermiene an, daß sie nur etwas brachten, statt zu holen; und die liefen auch nicht weg, warteten geduldig und waren froh, wenn man ihnen überhaupt etwas gab.

Und in diesem Kommen und Gehen, in diesem Gewirr der verschiedenen Stimmen erklang das Feilschen und Handeln um Ermäßigung der Zinsen, ertönte Herrn Moritz Isidor Laibs Rufen durch die Tapetenthür: „Felix — Nummero Dreitausendvierhundertfünfundsiebzig, 's ist 'ne Hose!“ — oder: „Nummero Zweitausendvierhundertundsechs — ein graues Kleid!“ — oder: „Numero Dreitausendsiebenhundertundachtzig — ein schwarzer Mantel!“ .... Und dann vernahm man wieder die Stimme einer resoluten Arbeiterfrau, die ein Kopfkissen eingelöst hatte und nicht das bezahlen wollte, was Madame Serene verlangte. „Sie werden doch aber diesen Monat nicht für voll rechnen?“ hörte man sie raisonniren, „wir schreiben ja heute erst den dritten November. Sechs Mark habe ich auf das Kissen bekommen, drei Monate ist es im ganzen hier, das macht schon eine Mark und fünfzig Zinsen; und nun wollen Sie auch noch für diesen ganzen Monat fünfzig Pfennige haben? Das frißt einem ja die Haare vom Kopf, da kann man ja blos für die Zinsen arbeiten. Ich gebe Ihnen nicht mehr wie eine Mark und Fünfzig!“ —

Da kam man aber gut an bei der Madame Serene, zumal wenn sie an der Quelle saß. Das ginge nicht, tönte die Baßstimme zurück, von Handeln könne hier keine Rede sein. Man wisse doch, was auf dem Zettel stehe. Ob man denn glaube, daß der Raum, den das Kissen während drei Monate eingenommen habe, keine Miethe koste?

Wer nicht kommen wolle, der könne ja wegbleiben. Es läge ihnen überhaupt nicht mehr so viel daran, Sachen anzunehmen, sie wüßten gar nicht mehr, wo sie alles lassen sollten. Jeder Winkel sei voll, und die wenigsten lösten in dieser Zeit etwas wieder ein. Schließlich würden sie die Bude zumachen und den ganzen Krempel verkaufen.

Da half denn keine längere Widerrede, man mußte noch einmal in die Tasche greifen, um das Geld voll zu zahlen. Im besten Falle schenkte Frau Serene ein paar Pfennige, um eine runde Summe zu haben, und um sich nicht gar zu sehr den Anschein zu geben, als wolle sie die Armen aussaugen.

Die Frau mit dem Kopfkissen ging denn auch, um auf dem Flur zu irgend einer Begleiterin ihrem Groll Luft zu machen. Das sei eine Bande, diese Laibs, die verständen es, dem Menschen das Fell über die Ohren zu ziehen. „Da quält man sich die ganze Woche, um nachher das Geld förmlich zum Fenster hinauszuwerfen, nur damit man nicht auf bloßem Stroh zu liegen braucht. Diese Zinsen, ja die hohen Zinsen — da muß man eines Tages noch das letzte Hemd ausziehen, um es zu den Halsabschneidern zu tragen." Aber was wolle man machen? Man habe ja niemanden in der Noth, der einem auch nur einen Groschen leihe! Wie lange dauere es, dann käme wieder der Exekutor und hole sich seinen Theil! Der Rückkaufshändler und der Exekutor, das seien zwei Menschen, vor denen sich alle bedanken könnten!

Derartige laut geäußerte Anschauungen, kleine Zänkereien und Zwistigkeiten, die sich drinnen noch in Güte legten, um dann draußen in Schimpfereien auszuarten, wiederholten sich bei jeder Abfertigung.

Am letzten Tage des Monats entwickelte sich an dem Ladentische bei Laibs wieder ein anderes Bild. Da dachte man nicht ans Einlösen, da machte die Sorge um die Miethe für den Ersten die Köpfe warm. Gerade in diesem Winter, wo die Arbeitslosigkeit in der Vorstadt schreckliche Dimensionen angenommen hatte, wo keine Aussicht vorhanden war, vor Weihnachten noch irgendwelche Beschäftigung zu erhalten, mußte man alles aufbieten, um wenigstens unter Dach und Fach zu bleiben. In seinen vier Pfählen ruhig und unbehelligt weilen zu können, das war doch immer das Erste, woran man zu denken hatte. Eine warme Stube machte Noth und Elend weniger fühlbar. Lieber entzog man sich einmal einen warmen Bissen und entbehrte, soviel man vermochte. Da konnte man denn sehen, was alles zum Versetzen herbeigeschleppt wurde: das letzte Kleid, der letzte Bettbezug, das letzte Stück Wäsche, das man entbehren konnte; kupferne und zinnerne Kessel, Plätteisen und Wanduhren, Tische und Stühle, Kommoden und Nähmaschinen. Dann hatte Herr Moritz Isidor Laib Arbeit, alles genau zu taxiren, damit er dabei nicht „hineinfiele". Madame Serene steckte den Kopf etwas mehr wie sonst hervor, um ihrem Moritz genau

auf die Finger zu sehen, und Felix Rosenstiel schleppte die Sachen fort und versah sie mit Nummern. Da wollte jeder so viel als möglich haben, versprach mehr denn je, die Dinge recht bald wiederzuholen, und trachtete darnach, noch so viel herauszuschlagen, um sich die kommende Woche hindurchzuhelfen. Da konnte man erst Blicke in des Lebens Elend werfen — in jenes furchtbare Elend der äußersten Vorstädte, das durch die Noth gezwungen wurde, aus dem Versteck der Hinterhäuser ans Tageslicht zu treten. Da trafen sich alle Bekannte, welche bisher keine Ahnung von ihren gegenseitigen internen Verhältnissen gehabt hatten, nun aber mit einem Schlage wußten, woran jeder von ihnen war. Man sagte dann kein Wort, sah sich nur stumm an, fühlte sich aber mit einem Male näher gerückt und empfand das Bedürfniß, jetzt kein Blatt mehr vor den Mund zu nehmen, wie sonst.

Eines Abends, — es war Mitte November, — als Ida zu Laibs hineingehen wollte, um das erste Stück Bett zu versetzen, begegnete ihr wieder die Mäntelnäherin aus der Gerichtsstraße, die vom Rückkaufshändler kam. Frau Merk war diesmal von Magda begleitet, welche ihr helfen mußte, das große Bündel zu tragen; und Flora Schwarz hatte ihren Knaben an der Hand, einen blassen, schlank gebauten, aber kränklich aussehenden Jungen, der in gleichem Alter mit Magda stand. Man zählte an diesem Tage zehn Grad Kälte; das war gerade genug, um dünngekleideten Menschen den Winter schon recht fühlbar zu machen. Wenn

bei Merks die Verhältniſſe auch immer bedenklicher wurden, man hatte immer noch ſo viel, um ſich warm kleiden zu können. Ida machte ſich in ihrem dicken Winterpaletot recht ſtattlich, und auch Magda ſteckte in einem dichten Shawltuch, das ihren blonden Kopf wie eine Kapuze umſchloß. Floras Knabe dagegen zitterte am ganzen Körper vor Froſt; er trug eine kurze Jacke, aus der er ſchon ſeit einem halben Jahre herausgewachſen war. Die Aermel reichten kaum bis zum Handgelenk und ließen, trotzdem er die Hände in den Hoſentaſchen hielt, ſtets Theile der vom Froſt gerötheten Haut ſehen. Die Mäntelnäherin trug immer noch das Tuch, deſſen ärmlichen Eindruck Ida bereits bei der erſten Begegnung empfunden hatte.

Frau Schwarz ſchien beim Anblick Idas wirklich ein paar Augenblicke verlegen zu ſein. Das Erſte war, daß ſie auf den Thaler zu ſprechen kam, den ſie zu ihrem Leidweſen immer noch nicht hätte zurückerſtatten können. Ida ſchnitt ihr ſofort das Wort ab und bat ſie, nicht weiter davon zu ſprechen. Daran dächte ſie gar nicht mehr, das ſei ja eine Lappalie, die kaum der Rede werth ſei. In der Noth müſſe man ſich gegenſeitig helfen, ſo gut es gehe; ſie bedauere nur, daß ihre Verhältniſſe jetzt ebenfalls ſo trübe ſeien, daß ſie nur an ſich ſelbſt denken könne. „Du ſiehſt ja“ fuhr ſie fort, „es geht ſchon an die Betten, das iſt weit genug. Merk läuft wie ein Verrückter umher und möchte mit dem Kopf durch die Wand rennen, weil er nicht die

geringste Aussicht hat, auch nur eine Mark täglich auf ehrliche Weise zu verdienen. Ich sehe ja, wie er sich alle erdenkliche Mühe giebt. Morgens in aller Frühe ist er bereits auf den Beinen, liest die Zeitungen und steht vor den Fabrikthoren — und Nachmittags kannst Du ihn in der Zimmerstraße eine ganze Stunde lang auf das Erscheinen des Intelligenzblattes warten sehen. Während der anderen Zeit sitzt er zu Hause am Fenster und schnitzt aus einem Stück Holz allerlei Figuren. Das ist natürlich eine Arbeit, die nichts einbringt; aber sie war von jeher seine Lieblingsbeschäftigung, wenn er des Sonntags oder an Feiertagen nicht nach der Fabrik brauchte. Dazu raucht er seinen schlechten Rippentabak, das Päckchen zu zehn Pfennigen. Gestern sprach er davon, daß er auch das Rauchen einstellen wolle, es koste immer einen Groschen täglich, den könne man sparen, aber ich bat ihn, sich nach wie vor diesen armseligen Genuß zu gestatten. Nein, das ließe ich auch wirklich nicht zu, er hat sonst weiter nichts, wodurch er seine trüben Gedanken verscheuchen könnte.

O, ich sage Dir, Flora, er war nie wie andere Männer — das beweist er mir gerade jetzt, wo er nichts zu thun hat; sonst hätte er sich schon längst Geld eingesteckt und wäre nach irgend einer Budike gegangen, um sich auf andere Art die Zeit zu vertreiben. Morgens, wenn er nach den Expeditionslokalen der Zeitungen geht, dann kehrt er allerdings in irgend einer Destillation ein, um bei der Kälte einen

kleinen Schnaps zu trinken; das verschweigt er mir auch nie. Neulich bei dem eisigen Wind hatte er zweimal Station gemacht und fünf Pfennige mehr ausgegeben; das hatte er mir sofort gebeichtet. So ehrlich war er immer . . ."

Ida war im besten Redefluß. Es schien ihr eine förmliche Wohlthat zu sein, sich einmal zu einer alten lieben Freundin recht aussprechen zu dürfen. Sie verkehrte in ihrem Hause mit niemandem, hatte für jedermann immer nur einen „Guten Tag" und „Guten Weg" bereit.

„Komm' doch ein wenig in den Hausflur hinein", sagte sie wieder, „heute spürt man's. Arme Flora", fügte sie mit aufrichtig klingender Stimme hinzu, „Du gehst immer noch in Deinem dünnen Tuch?" —

Sie faßte in guter Absicht nach der Stirn der Mäntelnäherin und strich ihr das Haar zurück.

Frau Schwarz athmete lang auf; dann erwiderte sie:

„Ich komme nicht dazu, mir meinen Mantel holen zu können. Seit dem Mai hängt er bei Laibs. Die Motten werden sich wohl schon über ihn hergemacht haben, bedenke, es sind sechs Monate. Ich wollte ihn immer nach dem Königlichen Leihamt tragen, konnte es aber bis jetzt nicht, trotzdem nur drei Thaler darauf stehen. Die letzten zwei Monate habe ich noch gar nicht verzinsen können, und ich muß doch alles aufbieten, damit mir

dies einzige Stück nicht verfalle. Ich sage Dir, ich verdiene blutwenig. Jetzt arbeite ich für ein Geschäft in der Rosenthalerstraße. Du wirst den Laden kennen. Früher hatten Laibs das Geschäftslokal, jetzt verkauft Simon Baruch Damenmäntel in ihm. Mit Mühe und Noth habe ich es so weit gebracht, daß er mir die Arbeit mit nach Hause giebt. Vierzehn Tage lang machte ich Morgens und Abends den Weg von der Gerichtsstraße dort hin und zurück. Du kannst Dir denken, daß die Füße mir manchmal wund waren. Den ganzen langen Tag bei einer Tasse Kaffee und einer Schrippe des Mittags — da hing mir der Magen. Mir wurde oft unwohl, aber was will man machen? Es ist ein saures Brod, den Tag und die halbe Nacht hindurch bei der Nadel zu sitzen, daß die Augen zu thränen beginnen. An mir liegt ja nicht viel, ich bin zufrieden, wenn ich Kaffee und Brod habe, aber die Kinder, die machen mir doch das Herz schwer. Die Jakob kochte für sie mit, wenn ich nicht zu Hause war, das wurde mir theuer genug bei dem Preis, den ich bekomme. Jetzt habe ich Mäntel, an denen ich zwei und einen halben Tag sitzen muß und bekomme doch nur fünf Mark für das Stück. Die solltest Du nur sehen! Da giebt es eine Menge Verschnürungen, daß man sich die Augen blind näht. Kragen aufsetzen, Aermel und Taschen einnähen, Knopflöcher machen, Pelzverbrämungen, Knöpfe annähen, und wer weiß was noch! — O, es ist eine Heidenarbeit, da möchte

man manchmal davonlaufen. — Alles für lumpige fünf Mark! Und Seide und Zwirn muß ich noch obendrein zugeben. Im Schaufenster stehen diese Mäntel mit achtzig Mark verzeichnet, jetzt rechne Dir aus, was Baruch daran verdient! Das Pack weiß natürlich nicht, wie Einem dabei zu Muthe ist. Wenn man diese Ungerechtigkeit in der Welt mit ansieht! Bewahre der liebe Gott alle Frauen vor der Arbeit mit der Nadel! Wenn ich wüßte, daß meine Marie es einmal thun müßte, ich würde ihr lieber sagen: Gehe in's Wasser!" . .

Flora machte eine Pause, zog das Shawltuch fester um die Schultern und fuhr dann fort: „Es ist erklärlich, daß man zuletzt nichts mehr auf dem Leibe hat und auch köperlich ganz herunterkommt. Heute hatten wir nicht einmal Holz und Kohlen im Hause für eine warme Stube! Da habe ich schnell ein geflicktes Laken und zwei Bettbezüge zu Laibs getragen. Mit knapper Noth gab man mir zwei Mark; damit werden wir uns bis zum Sonnabend einrichten; dann bekomme ich in der Rosenthalerstraße Geld."

Das waren recht traurige Dinge, die Ida zu hören bekam — viel trauriger, als sie es je gedacht hätte.

Du mein Gott, da stand eine Frau vor ihr, die ihr Kreuz mit Schmerzen trug. Der sah man es an, daß sie bis tief in die Nacht hinein Stich auf Stich machte, um ehrlich für sich und ihre Kinder zu sorgen. Wie elend sie

aussah, die gute Flora, wie gebückt sie bereits ging, wie ihr Nacken vom vielen Sitzen sich gekrümmt hatte! Ida dachte im Augenblick an die Zeit zurück, wo sie beide noch lustige Mädchen waren, des Sonntags in froher Laune nach Treptow oder nach der Hasenhaide hinauszogen, um sich vortrefflich zu amüsiren. Und da war diese Flora die Ausgelassenste von allen, der das Leben in Blüthenduft und Sonnenschein erschien. Das war auch so eine, die gleich tausend anderen sich das Dasein angenehm zu machen hoffte, als sie einem Mann die Hand fürs Leben reichte — nun stand sie da, ein bedauernswerthes Geschöpf, das die Last des Elends trug. Wie regelmäßig ihre Züge noch waren, wie die Spuren einstiger Schönheit immer noch in ihrem Antlitz lagen, und doch wie welk, wie früh welk hatten Kummer und Entbehrungen sie gemacht! —

Ida hätte jetzt, trotzdem die kalte Luft hinter der Hausthür sich unangenehm genug erwies, stundenlang mit ihrer einstigen Freundin plaudern können, um sich die alte Zeit wieder ins Gedächtniß zu rufen. Sie streckte Flora die Hand entgegen und sagte wie damals im Ausdruck tiefinnerstem Mitleids: „Arme Flora — laß uns zusammenhalten und wieder Freundinnen sein. Es wird schon besser werden. Das muß man immer hoffen, wenn es nicht mehr schlechter gehen kann.“ . . .

Dann hatte Frau Merk wieder von ihren eigenen Verhältnissen zu sprechen. Bei dem ewigen Versetzen könnte

man den gewiſſen Ruin vor Augen ſehen. Viel Sachen hätten ſie nie um ſich gehabt. Nun ſei es aber bald zu Ende. Es wäre immerhin ſchon ſchlimm genug, wenn man die Betten einbündeln müſſe! Jetzt fehlte nur noch, daß ſie ein Mal nicht die Miethe bezahlen könnten, und der Wirth die paar Sachen mit Beſchlag belegte; dann könnten ſie nackt und bloß nach dem Aſyl für Obdachloſe gehen. Aber ſo weit würde ſie es nicht kommen laſſen; ſie ſollen jetzt zeigen, daß ſie auch zu handeln verſtünde. Sie ſei Polirerin, das wiſſe doch Flora. Sie hätte ſchon mit ihrem Manne geſprochen, von nächſter Woche ab ginge ſie wieder arbeiten, vorausgeſetzt, daß ſie Beſchäftigung bekäme, und vor allem ein gutes Placement. Nach einer großen Fabrik, wo man mit vielen zuſammen arbeiten müſſe, würde ſie nicht gehen, das dulde auch Merk nicht, der darüber ſeine Anſichten habe. Komiſch würde es ihr immerhin vorkommen, jetzt, nachdem ſie vierzehn Jahre lang nichts mit Schellack und Spiritus zu thun gehabt habe, den ganzen Tag wieder an den Möbeln herum zu wirthſchaften, um ihnen das glänzende Aeußere zu geben und ihr graue ſchon vor dem Leben in den Fabrikſälen — aber es ſei doch nun einmal nicht anders und es würde auch ſchon wieder gehen. Ueberdies verließe ſie ſich auf ihre Kräfte, daran mangele es ihr ja nicht. Das wäre der einzige Ausweg, um dem Verfall der Wirthſchaft vorzubeugen.

Schon um der Kinder willen, damit diese nicht aus ihrer Bahn kämen, hätte sie sich zu diesem Schritte entschlossen. Merk könne dann ganz gut die Wirthschaft zu Hause führen, der Winter und mit ihm die schlechten Zeiten würden vorübergehen, und dann würde es wohl wieder so weit sein, daß ihr Mann Beschäftigung finde. Vor etwas nur entsetze sie sich: daß jemand von ihnen plötzlich krank werden würde, Schrecklicheres könne sie sich nicht denken. Das wäre dann gerade genug, um den Rest zu geben.

Ida erwähnte noch, daß zu allen Einschränkungen, die sie sich auferlegen müßte, auch das Aufgeben ihrer Wohnung gehöre. Sie hätten bereits vergangenen Ersten gekündigt, müßten am kommenden Ersten ziehen, und doch hätten sie noch kein neues Unterkommen. Neunzig Thaler für Stube und Küche sei ihnen immer noch zu viel, sie möchten auch darin nach Ersparniß trachten. Lieber wollten sie noch weiter nach der Vorstadt hinaus ziehen. Nächste Woche müßte sie sich doch endlich auf die Beine machen, um ein neues Heim zu suchen. Das mache ihr eigentlich rechte Sorge.

Flora unterbrach sie plötzlich. Sie meinte, daß Ida nach der Gerichtsstraße ziehen könne; soviel sie wüßte, seien in ihrem Hause noch drei Wohnungen zu haben. Eine für sechzig Thaler würde sich gerade für Merks eignen. Sie bestände ebenfalls aus Stube und Küche und läge im zweiten Stock nach dem Hofe hinaus. Allerdings sei sie

mehr als eingewohnt, aber du lieber Gott, wähleriſch dürfe man nicht ſein. „Komme doch morgen Vormittag gleich heraus," fügte ſie hinzu.

Ida blickte ſinnend vor ſich hin. Ein leichter Schauder hatte ſie früher immer gepackt bei dem Gedanken an die Miethskaſerne da draußen, in welcher die Menſchen, wie ihr Mann ihr oft geſagt hatte, faſt aufeinander gepackt ſäßen. Es wäre ihr vordem nie eingefallen, im Ernſte daran zu glauben, dort hinaus zu ziehen. Jetzt aber fand ſie die Sache nicht mehr ſo komiſch. Man ging trüben Zeiten entgegen, da mußte man reiflich überlegen.

Außerdem hatte ſie ja auch in Flora Schwarz eine liebe Freundin zur Hand, deren Nachbarſchaft ihr nur willkommen ſein konnte. Das ließ das Abſchreckende eines ſolchen Heims weniger zum Durchbruch kommen. Wenn man einmal in den ſauren Apfel beißen mußte, dann that man es auch ſchon gründlich. Die dreißig Thaler Miethserſparniß mußten gewiß ſehr zu Statten kommen.

Ida meinte denn auch, daß ſie jedenfalls ſofort bei Nachhauſekommen mit ihrem Manne ſprechen würde.

„Iſt das Deine Aelteſte?" fragte Flora, auf Magda deutend, die bis jetzt ſtumm hinter ihrer Mutter geſtanden und aufmerkſam dem Geſpräch der beiden Frauen gelauſcht hatte.

Ida beſtätigte und beugte den Kopf ihrer Tochter liebevoll an ſich. „Sie ſitzt ſchon in der erſten Klaſſe", ſagte

sie dann, „aber seit acht Tagen hat sie die Schule nicht besucht, weil ihr Kleid zu schlecht war. Sie kann sich in dem Faden vor anständigen Leuten nicht mehr sehen lassen. Ich will sehen, daß ich ihr morgen derben Stoff zu einem neuen Kleide kaufen kann, billig natürlich, das kannst Du Dir denken."

„Meinem Jungen geht's ebenso", fiel die Mäntelnäherin ein. „Du siehst ja, wie traurig er aussieht; er ist überhaupt immer sehr elend und kränklich. Im nächsten Jahre aber muß er tapfer mitverdienen. Er hat eine sehr gute Handschrift; ich möchte, daß er als Schreiber etwas verdiene. Er war überhaupt von jeher sehr fleißig und verschlang jedes Buch, das er in die Hände bekam. Nicht wahr, Oskar, Du wirst später 'mal recht brav werden?"

Die Mäntelnäherin zog ihren Sohn, der, vor Frost zitternd, nur stumm nickte, ebenfalls an sich. „Nun gebt Euch 'mal die Hände", sagte sie, zu den beiden Kindern gewendet; „hoffentlich werdet Ihr dann da draußen gute Freunde werden."

„Gewiß", bemerkte Ida. Magda that erst halb verschämt, dann steckte sie zögernd die Hand dem Knaben entgegen.

„Jetzt wird es aber Zeit", sagte die Frau des Eisendrehers und hob ihr Bündel vom Boden auf.

Währenddessen trat in den Lichtkreis des Thorweges eine korpulente Gestalt, die pustend, gleich einer Dampfwalze, bei der Gruppe vorübertrollte. Das war Serenes Bruder,

Herr Joachim Joachimsthal, „Schriftsteller, Redakteur, Berichterstatter, Korrespondent verschiedener auswärtiger Zeitungen, Vorsitzender eines Bezirksvereins, Wechsel- und Häuserkommissionär, Inhaber eines literarischen Bureaus (für den alleinigen Vertrieb der Romane seiner Frau) und Vizewirth eines Hauses in der Bülowstraße". Ein voluminöses Packet unter dem Arm deutete darauf hin, daß der Herr „Doktor" Joachim Joachimsthal wieder einmal im Begriff war, das „Literarische Bureau", welches er bei seinen Gängen von Redaktion zu Redaktion stets bei sich führte, bis zum kommenden Ersten bei Frau Serene zu versetzen. Beim Besteigen der Treppe kam ihm Herr Felix Rosenstiel entgegen, den er sofort mit Beschlag belegte, um durch dessen Intervention doppelt auf Madame Serene einzuwirken. Dabei fielen die alten Schlagwörter, die das Ehepaar Laib bereits zur Genüge kannte: „Eine der „bedeutendsten" Zeitungen habe den Roman bereits acceptirt ... „Seine Selma" habe ihre guten Stunden gehabt und diesmal wirklich etwas ganz Ausgezeichnetes geleistet ... Ich sage Dir, lieber Felix, sie ist doch ein großes Talent, meine Selma. Tausend Mark sind ihr sicher, jedoch erst am Ersten. Aber Du weißt ja, lieber Felix, man braucht immer Geld am Ende des Monats — nur hundert Mark, ein wahres Lumpengeld für so eine werthvolle Unterlage ... Ich weiß, die Dicke ist zähe wie Sohlenleder, aber ich weiß auch, Du kannst viel, wenn Du willst. He? es wird noch

'mal gehen, nicht wahr, lieber Junge? Wir werden später 'mal abrechnen, wenn Du mich gebrauchen kannst. Da giebt es kleine Notizen in die Zeitungen zu bringen — ein Mann der Presse kann viel, o, sehr viel, das darfst Du nicht vergessen . . ." Und während er dies stoßweiße in halb schnaufendem Tone hervorbrachte, gab Herr Joachim Joachimthal sich alle Mühe, den obersten Knopf an Felixens Jaquet nach allen Regeln dieser unausstehlichen Kunst abzudrehen.

Herrn Felix Rosenstiel schwebte in diesem Augenblick ein gewisser Haufen geschriebener Makulatur vor, der im tiefsten Herzen seiner Erzeugerin dazu bestimmt war, die unselige Verwirrung in den Köpfen so mancher Leser und Leserinnen noch zu vergrößern, jetzt aber zum Segen der Menschheit in einer Ecke des Geldschrankes von Onkel Laib neben einem Haufen versetzter Pfandscheine des Königlichen Leihamtes vergeblich der Auferstehung seiner Helden und Heldinnen harrte. Dann aber fühlte der Neffe dem Onkel gegenüber doch ein gewisses Rühren. Er öffnete die Nebenthür zu der Privatwohnung und ließ Herrn Joachim Joachimsthal mitsammt seinem literarischen Bureau recte literarischen Hausirhandel verschwinden.

Drittes Kapitel.

Zum ersten Dezember hatten Merks denn auch richtig die von Frau Schwarz empfohlene Wohnung in der Gerichtsstraße gemiethet. Erst wollte der Eisendreher nichts davon wissen, in einem Hause zu wohnen, in welchem jeder Mensch schon des Morgens wußte, was sein Nachbar zum Mittag auf dem Feuer haben würde; aber seine Frau hatte schließlich ihre ganze Beredtsamkeit aufgewendet, um ihn auf das augenblicklich Vortheilhafte eines derartigen Domizils aufmerksam zu machen.

„Wir können auch wirklich mit unserer jetzigen Wirthschaft in kein anständiges Haus ziehen", warf sie ein; ihr Mann mußte das im Stillen zugeben. O, sie hatte nur zu Recht; ein Blick im Zimmer genügte, um das bestätigt zu sehen. Das Kleiderspind war bereits leer, der Sonntagsstaat der Eheleute hing in der Gartenstraße und konnte von besseren Zeiten träumen. Die Wäsche in der Kommode, die während der langen Jahre dünn genug geworden war, hatte in ihren entbehrlichsten Stücken denselben Weg genommen. Nur das Nothwendigste, was zum Leibe und

zum Hause gehörte, war zurückgeblieben. Da waren nur noch die alltäglichen Kleider, das bischen Küchengeschirr, die bereits halbwackligen Bettgestelle und die anderen zum Theil werthlosen Möbel. Zum Schluß die Wiege des Kleinen, Küchenbänke und Waschfässer und der halb zersprungene eiserne Ofen. Das gab gerade eine große Hundefuhre, damit konnte man allerdings nur würdig seinen Einzug in das Familienhaus der Gerichtsstraße halten.

Was Merk am meisten im Kopfe herumging, war die Sorge um seine Kinder, welche er zärtlich und innig liebte; das war der Gedanke daran, daß seine Frau, die vierzehn Jahre nicht von seiner Seite gewichen war, jetzt wieder arbeiten gehen sollte. Der Fluch der Armuth lastete bereits auf ihnen. Wie er diese Kinder liebte, so liebte er auch ihre Mutter. Es war wie ein gewisses Gefühl eigener Beschämung im Verein mit tiefster Unzufriedenheit, innerlicher Zerrissenheit und den Regungen einer bestimmten Eifersucht, welches ihn bei diesen Gedanken überkam. Da sollte nun eine Mutter früh Morgens von ihren Kindern gehen, da sollte eine Frau ihren Mann, ihre Häuslichkeit verlassen, um elf Stunden täglich wieder Sklavin, abhängig von fremden Leuten zu sein, wieder zur gewöhnlichen Fabrikarbeiterin zu werden. Und da sprachen die großen Gelehrten des Tages von der Bestimmung des Weibes als Gattin, thaten sich die vornehmen Damen in unzähligen Vereinen zusammen, um die Frauenfrage in

ihren — eigenen Kreisen zu lösen. Abseits von allem lag der vierte Stand, ohnmächtig dem Kapital, der aussaugenden Bourgeoisie und seiner eigenen Hülflosigkeit gegenüber. Und er wollte doch weiter nichts, als genügend Brod für seine Familien — er strebte nicht nach der Macht im Staate, er wollte nur menschlich leben in der Fülle seiner Kraft, ohne Noth und Entbehrung im Alter die Tage beschließen!

Wie sollten seine Kinder zum Wohle der Gesellschaft gedeihen, wenn sie den ganzen Tag über die liebende und sorgende Hand der Mutter entbehrten! Und er, Merk, sollte verdammt sein, unthätig zu sitzen, während seine Gedanken immer dort weilten, wo sein Weib sich befand? O, er wußte genau, wie schlimm es manchmal so einer armen Arbeiterin erging! Da wurden von rohen Gesellen unzüchtige Gespräche geführt, da erlaubte man sich Freiheiten, nahm keine Rücksicht auf die Anwesenheit von Frauen und Mädchen. Und er durfte nicht dabei stehen, sein Weib vor Zudringlichkeiten zu schützen. Wenn Merk so am Fenster saß und wie gewöhnlich seinen schlechten Tabak rauchte, oder an einem Stück Holz schnitzte, dann wurde er von diesen geistigen Eindrücken so überwältigt, daß er in seiner Arbeit innehalten mußte, um starr auf einen Punkt nach dem Hof zu blicken. Dann wieder ruhte sein Auge auf dem schlafenden jüngsten Kinde in der Wiege, die er mt einem Fuße in Bewegung setzte. Und er beugte sich verstohlen über den Knaben und küßte ihn voll tiefer Rührung.

Magda hatte ein derbes Wollenkleid bekommen, konnte also wieder nach der Schule gehen. Die Kinder in ihrer Unschuld freuten sich ganz besonders auf den Umzug, da gab es wieder zu packen, zu räumen und zu kramen; da kam man wieder in eine andere Gegend, sah neue Menschen und machte die Bekanntschaft neuer Spielgefährten. Magda glaubte solch einen bereits gefunden zu haben. Oefters als einmal hatte sie zu ihrer Mutter von Oskar Schwarz gesprochen. Er sähe zwar sehr schüchtern aus, meinte sie, aber dafür scheine er nicht so grob und wild wie die Jungen in der Gemeindeschule zu sein, welche die Mädchen beim Nachhausegehen auf der Straße knufften und pufften.

Was ihr besonders interessant erschien, war die Gewißheit, dort draußen einen ungemein großen Hof zu finden, auf dem man in der freien Zeit sich ungenirt tummeln könne. Da mußte also kein so strenger Hauswirth herrschen wie hier, der bei jedem Laute der Kinder sofort das Fenster öffnete und hinunterrief, man möge sich nach der Straße scheeren, sonst käme er gleich mit dem Stock. Als Frau Merk gelegentlich scherzhaft äußerte, daß Frau Schwarz ihr erzählt habe, ein halbes Hundert Kinder befänden sich dort im Hause, welche bei schönem Wetter auf dem Hofe spielten, fand das Magda so kurios, daß sie laut auflachte. Das mußte ja fidel zugehen! Das würde gewiß wie in der großen Pause in der Schule sein, meinte sie, und die helle Freude glänzte dabei auf ihrem Gesicht.

„O, den weiten Weg, den ich dann aber zu machen habe", sagte sie noch, und ihre Mutter mußte dabei aufseufzen. Sie dachte daran, daß der ihrige von nächster Woche ab beinahe noch einmal so weit sein würde. Sie hatte am vergangenen Tage Beschäftigung in einer Möbelfabrik in der Landsbergerstraße erhalten; da hatte sie eine Stunde lang zu laufen.

Bei seiner Schnitzarbeit hatte Merk, wenn die Schule aus war, immer einen besonders aufmerksamen Zuschauer; es war der elfjährige Franz. Der Knabe konnte stundenlang bei seinem Vater stehen und diesem auf die Finger blicken. Er hatte dann auf einem Stück Brett einen Bogen Papier zur Hand und versuchte die kurios aussehenden Püppchen, Köpfe und Schnörkeleien, die aus dem Holze entstanden waren, nach Möglichkeit mit groben Bleistiftstrichen auf dem Papier wiederzugeben. Er setzte sich dabei auf eine alte Hutsche, legte das Brett auf die Knie und sah mit so ernstem Gesichtsausdruck nach den Figuren auf dem Fensterbrett, daß sein Vater sich manchmal eines Lächelns nicht erwehren konnte. Das Vergleichen der Zeichnungen mit den Figuren war dann seine größte Freude und gab zu mancherlei selbst in der trüben Lage lustigen Situationen Veranlassung. Die fünfjährige Anna schaute ihrem Bruder über die Schultern, klatschte laut in die Hände und rief durch die Küchenthür: „Mama, es ist wieder ein Bild fertig; Du sollst 'mal zu Papa kommen!" —

Der Eisendreher, der, wie alle Menschen von geringer Bildung, in seinem Urtheil über eine Sache nur einem gewissen dunkeln Gefühl folgte, hatte die Empfindung, als stecke etwas in diesem Knaben, das ihn weit über sein Alter hinaus erhebe und ihn höher über andere Knaben stelle. Mit Vorliebe hatte er schon in der Fabrik von diesem Jungen gesprochen und, mit der Gewohnheit von seinesgleichen, das Wort „Genie" dabei häufig in Anwendung gebracht.

In zwei Tagen war der erste Dezember; er fiel gerade auf einen Sonnabend. An diesem Tage sollte der Umzug bewerkstelligt werden; am kommenden Montag wollte Frau Merk dann ihre Arbeit in der Landsbergerstraße antreten. Die ganzen letzten Tage über hatte sie gescheuert und gewaschen, auch seit heute früh war sie aus der Arbeit nicht herausgekommen. Die Kinder sollten auf eine Woche hinaus alles in Ordnung haben. Dabei war sie fröhlich und guter Dinge, sang laut ein Lied nach dem andern, daß selbst ihr Mann davon angesteckt wurde und schon anfing, sich mit dem Arbeitengehen Idas zu befreunden. Mehr als einmal setzte sie sich mit aufgestreiften Aermeln neben ihn und begann ihn zu trösten. Er solle jetzt endlich seine verdrießliche Miene lassen, sie bitte ihn wirklich darum; er mache sich das Herz unnütz schwer. Sie schwöre ihm, daß sie wahrhaftig mit Lust und Liebe an die Arbeit gehe Er solle doch nur sehen, was sie für Arme besitze; die würden schon mit den Möbeln fertig werden, ohne daß sie schnell ermüdeten.

Dabei bot sie ihre ganze Koketterie auf, damit er ihren Worten wirklich glaube. Sie spitzte den Mund und legte ihre Arme, die von tadelloser Weiße waren, um seinen Hals. Merk war mehr denn je von ihrer Liebe überzeugt. Zuletzt zeigte er wirklich eine ganz heitere Miene, und als Ida schon im voraus von ihrem Verdienste zu rechnen anfing, war er ganz bei der Sache.

Drei Wochen bis Weihnachten, meinte Ida, das würden noch zwölf Thaler geben; denn sie hoffe bestimmt, daß sie vorläufig zwölf Mark wöchentlich herausschlagen werde. Wenn sie einmal beim Arbeiten sei, dann würde man staunen, was sie zusammenschaffe. Da brauche man doch wenigstens nicht mehr ans Versetzen zu denken; wenn man sich einrichte, könne man ganz gut davon leben. So würde man glücklich über die trübe Zeit hinauskommen, und Ende gut, alles gut, das hieße, Merk würde auch wieder zum Stahl greifen können, und dann würde der liebe Gott den zugefügten Schaden bald wieder gut machen. Worauf sie sich aber am meisten freue, sei die Aussicht, nun den Kindern wenigstens nicht die Weihnachtsfreude verderben zu brauchen; wenn es auch nur ein paar Pfefferkuchen, ein paar Aepfel und Nüsse wären — man wüßte dann doch, daß das Christkindlein bei den Kleinen nicht vorübergegangen sei.

Am Sonnabend Vormittag begannen Merks mit ihrem Umzug nach der Gerichtsstraße. Der Eisendreher hatte einen ehemaligen Kollegen, der mit ihm zu gleicher Zeit

bei Borsig entlassen war, gebeten, ihm beim Transport der Siebensachen behülflich zu sein. Kaulmann, ein lang aufgeschossener, leichtlebiger Bursche von noch nicht ganz zweiundzwanzig Jahren, war seines Zeichens Kesselschmied und ebenfalls außer Arbeit. Er logirte als Schlafbursche bei Ludwig Jakob, der eine Treppe höher, als die von Merk gemiethete Wohnung in der Gerichtsstraße als Vater von sechs halberwachsenen Kindern, logire.

Mit knapper Noth hatte man eine einspännige Fuhre voll bekommen. Nachmittag war der Wohnungswechsel glücklich vollzogen, und der Eisendreher und seine Familie fanden bereits am andern Tage Muße, ihre Sonntagsbetrachtungen über das neue Heim anzustellen.

Wahrhaftig, da befand man sich wirklich inmitten einer jener schrecklichen Miethskasernen der Vorstädte, die das Grauen der Reichen und Vornehmen bilden. In dem großen, steinernen Quadrat, das aus dem Vorderhause und den drei vierstöckigen Hinterhäusern gebildet wurde, wohnten nahe an siebenzig Familien, von denen oft fünf bis sechs auf einem Flur hausten, und die meisten dieser Familien hatten Schlafburschen beiderlei Geschlechts, die oft zu dreien oder vieren ein und dieselbe Kammer theilten. Diese zweihundert Menschen bildeten förmlich ein Reich für sich, in dem jeder einzelne das Bestreben zeigte, sich mit den Verhältnissen des andern vollkommen vertraut zu machen und so viel als möglich Antheil

an seinem Schicksal zu nehmen. Den ganzen Tag über hörte das Kindergeschrei inmitten dieser steinernen Veste nicht auf, und Mittag- und Feierabendstunde wurden gewöhnlich durch lautes Thürwerfen und durch ein Zankduett zwischen Ehegatten oder ein paar Arbeiterinnen, die sich irgend etwas angesichts sämmtlicher geöffneten Fenstern vorzuwerfen hatten, eingeleitet. An besonders schönen Tagen wurde der schmutzige, viereckige Hof zum Tummelplatz unzähliger Arbeiterkinder, die oft halb verwahrlost in ihrem Aeußern einen großen Sandberg und das Wasser des Brunnens dazu benutzten, um ihre dürftigen, zerrissenen Kleidungsstücke so viel als möglich zu beschmutzen und ihren Müttern dadurch Zeit zu geben, ungestört den häuslichen Pflichten oder der Fabrikarbeit nachgehen zu können. Was für Betrachtungen könnte ein Menschenfreund hier im Geheimen nicht anstellen, was für eine Unsumme von Talenten wurde hier nicht bereits im Keime erstickt. Wo war da oft die liebende Hand der Mutter, die zur rechten Zeit für die physische Entwicklung dieser beklagenswerthen Geschöpfe sorgte, wo war der Vater, der für die moralische Erziehung seiner Kinder eintrat? Der Vater in der Fabrik, die Mutter größtentheils außer dem Hause — wer sollte sich da auch der Kinder dieser Armen erbarmen! Wenn nur einmal eine jener Mütter aus dem Geheimrathsviertel hier herausgekommen wäre und hätte diese Knospen im Garten des Elends gesehen wie schnell wären

ihr die Augen naß geworden, wie wäre die Menschenliebe in ihrer Brust erwacht!

Man hätte über dieses Haus in der Gerichtsstraße und seine Bewohner eine eigene Kulturgeschichte schreiben können. Fast jedes Handwerk war in ihm vertreten, Existenzen der zweideutigsten und kaum glaublichen Art. Alle vier Wochen tauchten neue Gestalten auf, die auf einen Monat irgend eine finstere Schlafstelle in den Hinterhäusern bezogen und dann, arbeitslos geworden, das Haus wieder verließen, um wer weiß wo den neuen Kampf ums Dasein aufzunehmen. Damit war auch das Interesse für die betreffende Person erloschen. Wer sollte auch noch an Leute außer dem Hause denken! Man hatte gerade genug zu thun, um mit sich allein fertig zu werden.

Der Mann, um den sich im allgemeinen das Hauptinteresse der Bewohner drehte, war Herr Christoph Zipfel, Budiker und Vicewirth des Hauses. Der ehrenwerthe Herr Zipfel betrieb im Kellergeschoß des linken Vorderflügels mit Erfolg ein Schankgeschäft, verbunden mit Speisewirthschaft. Man durfte behaupten, daß er fast allein von den Einnahmen der Miether des Hauses lebte. Abends nach Feierabend, wenn die Legion der Schlafburschen von der Arbeit heimkehrte, füllten sich die Räume der Zipfelschen Budike. Zu den jungen Leuten gesellte sich dann ein Theil der verheiratheten Arbeiter. Da waren viele, die, ehe sie die finsteren Hintertreppen hinaufstiegen, mit Grauen an das

enge Wohnzimmer dachten, in dem der Geruch von Essen, frisch gewaschener Wäsche und der Atmosphäre des Zusammenlebens von mehreren Personen in einem Raume, nie ein Ende erreichte.

Wenn man sich dann wieder im Geiste von drei oder vier Rangen umringt sah, die einem durch ihr fortwährendes Plärren und Schreien das Abendbrod zu verleiden im Stande waren, wenn man die Mutter dazwischen erblickte, welche sofort die erste Gelegenheit wahrnahm, um darauf aufmerksam zu machen, daß man am andern Tage wieder nicht wisse, woher man das Mittagsessen schaffen solle — so pflegte man nicht zu zaudern, sondern schritt die sechs ausgetretenen Stufen zu Herrn Christoph Zipfel herunter, um vorerst einen kleinen Abstecher zu machen und gute Bekannte zu begrüßen. Und wenn man auch keinen Pfennig Geld in der Tasche hatte, das genirte nicht weiter, hier fand man Kredit bis zum kommenden Lohntag. Das war nun einmal Mode in diesem Hause, daß die Frauen Schmalz und Wurst und die Männer Schnaps und Bier ankreiden ließen. Da wurde denn weidlich debattirt, das Herz gegenseitig wacker ausgeschüttet. Man hechelte die soziale Frage durch, schimpfte auf die Bourgeois und die ganze Fabrikantensippe, ließ sich einen Kümmel mit Pfeffermünz nach dem andern einschänken, gröhlte mit schief gerückten Mützen, schlug dazu auf den Tisch, schrie wild durcheinander, um immer das

Wort zu haben, und taumelte dann erst in später Stunde die Hintertreppe nach dem Hof hinauf. In der Wohnung angelangt, wurde man zwar mitten in der Nacht mit Skandal empfangen, aber daran hatte man sich mit der Zeit gewöhnt. Ueberdies hatte man Spirituosen genug vertilgt, um sich aufs Ohr zu legen und durch lautes Schnarchen die Folgen eines Rausches zu verkünden. Und wenn da die Frauen auch noch so sehr bis in die Morgenstunde hinein schimpften, sie würden es den Taugenichtsen da drinnen in der Kammer (sie meinten damit die Schlafburschen) nun doch ein- für allemal eintränken, daß sie die Männer immer verführten, sie würden ihnen kündigen, sie könnten sich sofort am nächsten Sonnabend mit ihren Siebensachen hinscheeren, wohin sie wollten, denn an solchen Kunden könne keiner vernünftigen Frau etwas liegen — so waren das Liebenswürdigkeiten, welche die Frauen am nächsten Morgen wieder vergessen zu haben schienen, wenn sie ihre Schlafburschen vor dem Weggange zur Arbeit bei Seite zogen und die Frage an sie stellten, ob sie ihnen nicht bis zum Sonnabend mit ein paar Groschen aushelfen könnten; sie hätten kein Brod und keine Kartoffel im Hause und könnten dem kleinsten Kinde nicht einmal frische Milch geben.

Selbstverständlich mußte die Budike Zipfels allen arbeitsamen und verständigen Frauen des Hauses ein Dorn im Auge sein, aber man hatte aus gewissen Gründen alle

Ursache, es mit dem Vizewirth nicht zu verderben. Zu Herrn Christoph Zipfels Obliegenheiten als Mann, der dafür zu sorgen hatte, daß in einem Hause mit zweihundert Miethern alles nach dem Rechten ginge (worum, nebenbei gesagt, er sich eigentlich wenig kümmerte), gehörte es auch, allmonatlich die Miethe einzuziehen oder vielmehr in den meisten Fällen wenigstens den Versuch dazu zu machen. Da kam es denn nur zu oft vor, daß man mit dem Miethzins auf Tage hinaus rückständig blieb oder wohl gar ein paar Wochen oder Monate lang ihn anstehen ließ, wenn Arbeitslosigkeit zum täglichen Gast dieser Armen geworden war oder Krankheit sich die Hintertreppen hinaufgeschlichen hatte. Herr Christoph Zipfel wurde dann natürlich zuerst ins Vertrauen gezogen. Er war gleichsam der Beichtvater dieses Hauses, der jedermanns Geheimnisse, ohne zu wollen, ergründete. Wenn die Noth am größten war, fühlte er sich als Mensch verpflichtet, derselben nach Kräften zu steuern, ihr im vornherein die Verbreitung als Epidemie zu nehmen. Und wenn eine Frau am Anfange des Monats, ohne das bekannte blaue Miethsquittungsbuch in der Hand zu haben, zu ihm herunterstieg, so wußte er bereits, was er davon zu halten habe. Dann hieß es gewöhnlich: „. . . Ihr Mann hat wieder keine Arbeit? O, das thut mir leid; aber nur nicht gleich heulen, die Sache wird schon schief gehen. . . . Sie können die Miethe erst nächste Woche bezahlen? — aber

reden Sie doch nicht, liebe Frau Soundso, gewiß warte ich, gar keine Frage. Paragraph Eins heißt bei mir: Nur nicht grob sein, immer leise, ohne Aufregung.“ Oder in einem anderen Falle sagte er: „. . . Sie wollen auch den zweiten Monat gestundet haben? Hm — das ist schlimm, aber man braucht deswegen nicht gleich zu weinen, meine liebe Frau Soundso. Kommen Sie, trinken wir doch einen kleinen Magenbittern, dann wird die Sache schon schief gehen. Nur nicht grob sein, immer leise, ohne Aufregung.“ Dabei spielten die Finger der rechten Hand auf seinem runden Bauch, und das leutselige, bartlose Mondscheinsgesicht zeigte einen Anstrich aufrichtiger Theilnahme.

Herr Christoph Zipfel konnte sich eine derartige Menschenfreundlichkeit auch ohne eigenen Schaden leisten. Er lieferte das Geld erst am Ende eines jeden Quartals ab, durfte also in einem gewissen Sinne Toleranz üben. Die Miethe lief ihm am Ende doch nicht weg, dafür verstand er vortrefflich zu sorgen. Gerückt konnte in diesem Hause nicht werden, so lange er noch Christoph Zipfel hieß und die Augen eines Luchses hatte.

Länger als ein Vierteljahr hielt sich die Menschenfreundlichkeit des Vizewirthes überhaupt nicht. Dann zeigte sich plötzlich seine Rücksichtslosigkeit im höchsten Grade, innerlich nur, äußerlich wurde er nun noch weicher und milder gestimmt. Er konnte dem schuldigen Miether gegenüber sogar die Thränen nicht verbergen. Dann hieß

es im weinerlichen Tone: „. . . Es thut mir leid, bis in die Seele leid, liebe Soundso, aber ich konnte nichts dagegen machen, ich kann einen Eid leisten, daß ich nichts dagegen machen konnte; Herr Rentel will Ihnen die Miethe nicht länger stunden. O, ich habe gebettelt und gebeten, mein ganzes Mitleid für die Armen und Elenden habe ich ihm ausgeschüttet, aber er blieb hart wie Stahl."

Herr Christoph Zipfel pflegte hierauf mit der Hand über die Augen zu fahren und ein paar Thränen zu zerdrücken. Er zeigte in solchen Momenten eine wahre Leichenbittermiene, die von höchster Trauer um den entsetzlichen Verlust dieses Miethers zeugte. Dann faßte er in die Tasche und überreichte iumer noch verschwommenen Auges das Ultimatum des Hauswirths, das die Aufforderung enthielt, binnen vierundzwanzig Stunden die rückständige Miethe zu bezahlen, widrigenfalls die Exmission vor der Thür stände.

Und wenn nun Herr Christoph Zipfel, um der dumpfen Pause, die einer derartigen Botschaft folgte, zu entgehen, nach seinem Keller hinabstieg, verrieth das Zusammenkneifen des linken Auges die ganze Komödie, die er wieder einmal vortrefflich gespielt hatte. Was sollte man auch noch mit dieser Familie im Hause! Der Mann hatte bei ihm des Abends seine Groschen gelassen, die Frau hatte am Tage Eßwaaren von ihm bezogen; er war vortrefflich auf seine Rechnung gekommen. Jetzt war

bei den Leuten nichts mehr zu holen, da hieß man sie einfach gehen, nackt wie sie waren — aber nur nicht grob sein, immer leise, ohne Aufregung. In diesem Hause blieb die Wohnung keine acht Tage leer stehen, man konnte also dann eine neue Familie durch die alten Liebenswürdigkeiten zu einem vortrefflichen Kunden machen.

Derartige Exmissionen wiederholten sich in jedem Quartal. Auf dem Boden des Vorderhauses hatte sich bereits eine Sammlung aller nur möglichen Möbelstücke angehäuft, die der Raum zu einer kleinen Trödelbude machte. Hin und wieder kamen die Exmittirten und zahlten thalerweise die rückständige Miethe ab; dafür gab man ihnen stückweise Möbel und Wirthschaftsgegenstände heraus. Vielen behagte das nicht, sie hielten die ganze Wirthschaft für nicht so viel werth, als die rückständige Miethe; sie ließen sich also nicht mehr sehen. Da machte man dann kurzen Prozeß. Nach einer dreimaligen schriftlichen und erfolglosen Aufforderung wurden die Sachen öffentlich versteigert. Man brauchte dazu nicht über die Grenze des Hauses hinaus zu gehen. Unter den siebzig Familien waren immer einige, denen dies und das in ihrer Wirthschaft fehlte. Und so las man eines Tages unten bei Herrn Christoph Zipfel auf einem großen Zettel die Bekanntmachung, daß am folgenden Tage die und die Sachen oben im großen Bodenraum „öffentlich“ versteigert werden sollten. Vorherige Besichtigung sei jedermann ge-

ſtattet. Auch Kredit werde gewährt, aber nur bis zum nächſten Lohntag. Da nahm denn eine Arbeiterfrau ein paar Stühle, eine andere einen Küchentiſch, dieſe das, jene dies. So kam Herr Rentel, der Wirth des Hauſes, immer noch auf ſeine Koſten, und Herr Chriſtoph Zipfel fand Gelegenheit, durch den billigen Verkauf dieſer Ueberreſte ruinirter Exiſtenzen ſeine Menſchenfreundlichkeit zu bethätigen.

Der gefürchteteſte Gaſt in der Gerichtsſtraße war der Exekutor. Er war für die Erwachſenen das, was den Kindern der „ſchwarze Mann“ iſt; was Arbeitsloſigkeit, Noth und Elend übrig gelaſſen hatten, das nahm der Steuererheber für ſich in Anſpruch. Es war ein hagerer gemeſſen dreinſchauender Mann, der regelmäßig im Laufe des Quartals die Treppen des Vorderhauſes emporſtieg und dann auch ſeine Schritte über den Hof lenkte, um rechts, links und geradezu eine Familie nach der andern mit ſeinem Beſuche zu überraſchen. Herr Platzmann war ein Beamter, der als ſolcher gewiß nur ſeine Schuldigkeit that und tadellos ſeines Amtes waltete, und doch haßten ihn die Frauen, und betrachteten ihn die Männer mit einem Blick, der nicht beſondere Sympathie verhieß.

Wenn eine der Frauen zufällig am Fenſter ſtand, ihn daherſchreiten ſah und ſagte: „Da kommt der Steuermann“, ſo lag in dieſen Worten die ganze Bedeutung, deren Herr Platzmann ſich im Häuſerquadrat zu erfreuen hatte. Da konnte man erſt ſehen, was dieſen Armen die

direkte Steuer war, da lehrte das Leben selbst, wie tief der vierte Stand, wie sehr der Proletarier, der Mann, der nichts hat, wenn er nichts bekommt, unter der Last dieser Besteuerung zu leiden hatte! Da sprach die Praxis so laut und vernehmlich, wie es sich die Außenwelt gewiß nicht träumen ließ. Man muß vom grünen Tisch der Theorie nur einmal hinaussteigen nach den Hinterhäusern der Arbeiterviertel, um das Dasein mit seinen Thatsachen sprechen zu hören. Du mein Gott, — die Messerspitze Schmalz, das fehlende Gewicht am Brode, das bischen Petroleum, das diesen Armen hätte abgehen können, wäre nicht besonders gefühlt worden — das hätte man hingenommen wie die früher eintretende Dämmerung, welche den Tag eher zur Neige gehen läßt; aber zur bestimmten Zeit baares Geld in der Tasche haben zu müssen, das war bei Menschen, die aus der Hand in den Mund leben, die kaum wöchentlich so viel verdienten, um nothdürftig ihr Leben zu fristen, etwas, worauf man niemals vorbereitet war. Und waren es auch nur lumpige fünfzehn Silbergroschen, welche die niedrigste Stenerstufe erheischte — man hatte sie doch in den meisten Fällen nicht, um sie baar auf den Tisch zu legen. Hier rechnete man nur mit Groschen, ein Zehnpfennigstück war gleich dem Thaler der Bessersituirten. Da mußte in zehn Fällen Herr Platzmann neunmal die Erfahrung machen, daß er vergeblich gekommen war. Man pflegte dann zu sagen: „Ich bringe Ihnen das Geld

morgen nach Ihrer Wohnung — ganz beſtimmt, Sie können ſich darauf verlaſſen.“ Und mit dieſem Troſt entfernte ſich Platzmann. Derartige Stundungen gehörten nun einmal zu ſeiner Praxis. In den meiſten Fällen hielt man aber nicht Wort, weil irgend etwas dazwiſchen kam. Wenn der Menſch überhaupt nicht viel zu verlieren hat, wird er fahrläſſig und ſchiebt alles auf die lange Bank. Herr Platzmann ſah ſich dann genöthigt, energiſcher vorzugehen. Er begann jene blauen Papierſiegel hervorzuziehen, welche die Macht des Geſetzes verkünden. Da ſchritt er dann auf irgend ein Stück Möbel zu, das wohl zehnfachen Werth als die zu erhebende Steuer hatte, und ſchmückte es mit dem Stadtwappen von Berlin. Das war die letzte Maßregel gegen renitente Steuerzahler. Die Frauen wußten nun genug. Wenn in drei Tagen die Steuer nicht bezahlt wurde, kam Platzmann und holte die Sachen ab. Da lief man in der Noth zur Nachbarin, treppauf, treppab, um ſich einige Tage aushelfen zu laſſen, oder ſah ſich genöthigt, den Weg zum Rückkaufshändler anzutreten. Wenn man noch immer etwas zum Verſetzen hatte, dann ging es ſchon; aber du lieber Himmel, wie viel Familien gab es, deren Wohnungen mit ihrer Ausſtattung nur Höhlen nackten Elends glichen. Da gab niemand mehr etwas auf einen wackligen Tiſch, halb zerbrochene Stühle und wurmſtichige Kommoden und Spinde. Nur der Exekutor fand noch Werth in derartigem Gerümpel.

Der fragte nicht viel nach menschlichen Existenzen, nahm das letzte Bett vom Stroh. Die Schlafburschen waren am besten daran. Die hatten überhaupt nichts, was man ihnen nehmen konnte. Das bischen Wäsche, den guten Anzug mußte man ihnen lassen. Das einzige Pfändungsobjekt, die Uhr, wußten sie den Augen des Steuermannes geschickt zu verbergen, vorausgesetzt, daß sie nicht seit Tagen bereits im Werthkasten des Rückkaufshändlers hing, um einstweilen von der Westentasche ihres Herrn zu räumen. Da konnte Herr Platzmann natürlich nichts ausrichten, mußte aber doch der leidigen Form wegen den Steuerzettel abgeben, um am Ende doch nur den bekannten Schein unterschreiben zu lassen, durch welchen das Wort „fruchtlos" seine urkundliche Signatur bekam.

Unter diesen Schlafburschen gab es auch besonders erlauchte Geister, deren Dasein nicht von der schwieligen Faust abhing. Im vierten Stockwerk des Quergebäudes in einem kleinen Kämmerchen bei Madame Zierling wohnte Herr Emanuel Sängerkrug. Er war seines Zeichens Komödiant oder „Salon-Komiker", wie er sich am liebsten titulirte und als solcher auch gern in den Augen anderer glänzen wollte. Am Tage sah man hn nie, er ruhte dann aus von seiner „Nachtarbeit", und träumte hinter dem blaugestreiften Papierrouleau von versunkenen Idealen; in der Dämmerung erst feierte Herr Emanuel Sängerkrug seine tägliche Auferstehung, um

mit der Sorgfalt eines echten Komikers Toilette für den Abend zu machen. Herr Sängerkrug oder Herr Manuel, wie ihn der Kürze wegen Frau Zierling seit zehn Jahren nannte, war im Norden und Nordosten der Stadt ein wohlbekannter Mann, der schon durch sein künstlerisches Aeußere jedem Passanten auffallen mußte. Er ging stets in grau gekleidet, vom grauen Cylinder und den grauen Handschuhen bis zu den grauen Gamaschen, die er über die Stiefeln gezogen hatte. Die Kravatte, welche er trug, war an Größe ein Exemplar, das seinesgleichen suchte; wenn man den Mimen dahinschreiten sah, so machten die beiden mächtigen nach den Seiten starrenden Spitzen der Halsschleife, von hinten gesehen, den Eindruck, als hielte Herr Manuel beim Dahintänzeln eine Balancirstange, die ihm das Gleichgewicht erhalten solle. Besonders für die Kneipwirthe der Rosenthaler Vorstadt, die ihren Gästen gern durch sogenannte „Künstler-Konzerte" musikalische und deklamatorische Genüsse bereiten wollten, war Herr Sängerkrug ein vielbewährter Künstler, der durch seine unverwüstliche Komik das Vorstadtpublikum vortrefflich amüsirte. Herr Manuel „gastirte" nur; dadurch wahrte er sich seinen Ruf als „Künstler höherer Sphäre", der seinem Publikum glaubhaft macht, daß nur eine „Durchreise" oder ein vorübergehender Aufenthalt in der Residenz ihn dazu verleiten konnte, seinen Thespiskarren auf der improvisirten Bühne einer Kneipe aufzustellen. Unser

Mime hatte vor gleichen Kollegen von der Schminke die besondere Eigenschaft voraus, daß er mit dem Komödianten auch den Dichter vereinte, das heißt, sich seine Kouplets und sonstige, komische Kleinigkeiten selbst verfertigte. Er besaß eine erstaunliche Verwandlungsfähigkeit, die das Entzücken seines Publikums bildete. Wenn er in Schlafrock, Pantoffeln und Sammetkäppchen die ganzen Ruchlosigkeiten eines Berliner Hauswirthes kopirte, so wackelten die Bäuche der biederen Bierphilister, und die Frauen der Arbeiter und kleinen Handwerker zeigten Miene, in Lachkrämpfe zu verfallen; oder, wenn er trotz seiner fünfzig Jahre und des bereits ergrauten Haares einen jungen Gecken als Mädchenjäger dem verehrlichen „Parterre" zum Besten gab und dabei nicht umhin konnte, einige Zweideutigkeiten als pikantes Beiwerk in den Vortrag mit einzuflechten, so kicherten die Frauen vor innerem Wohlgefallen und stießen sich gegenseitig an, die jungen Mädchen aber blickten verschämt zu Boden, machten Anstalten zu erröthen, und gaben sich die möglichste Mühe, soviel wie möglich ihren Ohren kein Wort entgehen zu lassen. Alle vierzehn Tage fühlte Herr Emanuel Sängerkrug das Bedürfniß, sein Benefiz zu feiern. Der „Salon-Komiker" zeigte sich an solchen für seinen Geldbeutel stets von Bedeutung werdenden Tagen dem Publikum von einer neuen Seite, indem er auch einen glänzenden Beweis für das ernste Fach in seiner Darstellungskunst gab. Wenn dann

die rothen Zettel zu beiden Seiten der Hausthüre irgend eines Biergartens oder Restaurants mit großen Lettern verkündeten, daß der „bekannte und berühmte“ Salon-Komiker Herr Emanuel Sängerkrug heute sein Benefiz habe, und als „besondere Einlage“ den „sterbenden Komödianten“ vortragen werde, so konnte man mit Bestimmtheit annehmen, daß ein derartiger Abend in gewissen Kreisen des Vorstadtpublikums mit Spannung erwartet werde, und daß der Wirth der resp. Kneipe vortrefflich auf seine Kosten kommen würde.

Die Ladenmamsells konnten den Schluß der Geschäfte nicht erwarten, und die für die Musentempel des Weinbergswegs schwärmenden Nähmädchen ergötzten sich durch Illusionen im Laufe des ganzen Nachmittags bereits an den „sterbenden Komödianten“, während Herr Manuel noch nicht im geringsten daran dachte, seine Metamorphose dazu zu machen. Da blieb denn am Abend kein Auge thränenleer, und wenn dann der große Mime aus der Gerichtsstraße nach dieser „Einlage“ „ausnahmsweise und Benefizes halber“ mit dem Teller herumging, so regneten die Nickelstücke von allen Seiten, und manch' verehrungsvoller Blick traf aus leuchtenden Augen den noch immer schönen Mann, der nun jetzt wieder im Frack und weißer Kravatte inmitten seines Publikums stand und durch seine Nähe über die Frauen und Töchter etwas von jenem Schimmer der trügerischen Welt des Scheins verbreitete.

Daß Herr Emanuel Sängerkrug vermittelst seiner persönlichen Eigenschaften am Niedergange seines Lebens noch einen so übergroßen Eindruck auf die Frauen zu machen vermochte, hätte ihm insofern zum Unglück gereichen müssen, als er thatsächlich die Aufmerksamkeit des weiblichen Geschlechts mehr erregte, als es für ihn eigentlich erwünscht war.

In dem Hause in der Gerichtsstraße nahm unser Mime unter den Bewohnern eine gewisse bevorzugte Stellung ein. Er vertrat gleichsam das aristokratische Element in dieser Burg des Proletariats; war er doch der einzige, der mit Glaceehandschuhen angethan die vier Treppen hinunterstieg und wie ein Elegant gekleidet, erhobenen Hauptes über den Hof schritt.

Es war die Würze seiner Kunst, welche die Frauen und Mädchen halb zu berauschen schien, wenn Herr Emanuel Sängerkrug bei seinem Ausgange auf der Treppe ein paar Augenblicke stehen blieb und beim Zusammentreffen mit dem schönen Geschlechte Plauderworte austauschte. Da zeigte er sich als galanter Mann, kniff den Mädchen in die Wangen und sagte einer jungen Arbeiterfrau eine höfliche Schmeichelei. Das war die beste Manier, um sich jeder gegenüber recht angenehm zu machen, es mit keiner zu verderben, und wenn die Schönheiten des Hauses von „dem Schauspieler" sprachen, so geschah das mit einer

gewiſſen Hochachtung, welche die ganze Bedeutung des Mimen für dieſe Frauen enthielt. Man mußte nur hören, was für einen Schmelz der Komiker ſeiner Stimme zu geben wußte, wenn er z. B. ſagte: „Sie werden doch immer ſchöner, Frau Soundſo“, oder: „Man ſieht Ihnen Ihre dreißig Jahre noch nicht an, Frau Soundſo, Sie haben noch immer das Ausſehen eines jungen Mädchens“, oder wenn er eins der Fabrikmädchen ungenirt um die Taille faßte und ſie mit den Schmeichelworten beglückte: „Sie ſind doch die Schönſte von allen, ich werde ſie doch wohl noch am Ende heirathen müſſen, Sie oder keine.“ Dabei machte ſeine Rechte künſtleriſche Geſten, und zeigten ſich beim Lächeln die noch wohlerhaltenen und wohlgepflegten weißen Zähne. Dann kam die ſchon ſo oft von dem Mimen vernommene Antwort der kleinen Arbeiterin: „Ach, gehen Sie doch — Sie und mich heirathen, da würde Frau Zierling Ihnen ſchön auf den Kopf kommen.“ Mit dieſen Worten war denn der große Augenblick gekommen, wo das Lächeln Herrn Sängerkrugs verſchwand und etwas wie ein ſtummer Seufzer über ſeine Lippen glitt.

O, er wußte nur zu gut, was der böſe Leumund im Hauſe, der ſich hier unter Umſtänden in ſeiner naturwüchſigſten Weiſe zeigte, über ihn und ſeine Wirthin ſprach. Dieſe Frau Zierling — was hatte ſie ihm nicht bereits alles angethan! Es gab Stunden in Herrn Emanuel Sängerkrugs Daſein, in welchen er allen Ernſtes im Stande ge-

wesen wäre, es öffentlich zu verkünden, daß Madame Friederike Zierling das böse Omen seines Lebens sei: die große Hausscheere, welche tagtäglich seine Flügel beschneide, das ewige Gewicht, das ihn am Dahinschreiten durch die Pfade seiner Kunst hindere, die Riesenmotte, die ihn umflattere, um sich an seinem Licht immer mehr zu berauschen, bis die Kerze seiner Seele eines Tages ganz erloschen sein würde. Herr Manuel hatte das Unglück gehabt, Frau Zierling zu einer Zeit kennen zu lernen, da sie als vierzigjährige Wittwe noch einmal den Johannistrieb in ihrer Brust erwachen fühlte und an jener Grenze im Leben einer Frau stand, wo jedes neue Jahr gleich einer häßlichen Runzel ist, welche die Schönheit schollenweise begräbt. Sie war die Frau eines kleinen Subalternbeamten und mußte die spärliche Pension, die sie bezog, nach Kräften durch das Vermiethen von Zimmern zu vergrößern suchen. Herr Sängerkrug hatte das Vergnügen, ihr erster Chambregarnist sein zu dürfen — das gerade in einer der vielen Perioden im Leben eines jeden Mimen, wo das bekannte „ohne Engagement" die äußere Reduzirung bis auf den letzten abgeschabten Anzug, das letzte Paar schiefgetretener Stiefel und den gewaltigen Reisekorb, gefüllt mit Steinen, erklärlich und entschuldbar macht. Als er zum ersten Male der imposanten Wittwe gegenüberstand, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben, das „möblirte" in Augenschein zu nehmen, zeigte er sich

in der Rolle König Philipps, in dessem Reich die Sonne niemals unterging. Er sprach mit dem ganzen Brustitone seiner Ueberzeugung von all' jenen „glänzenden Aussichten", mit denen der Mime in der größten Noth gewöhnlich immer am meisten aufzuwarten hat. Das mußte eine gefühlvolle Frau, wie Madame Zierling es stets vorgab sein zu wollen, ganz besonders rühren. O, wenn ihr verstorbener Gatte solch' eine Sprache geführt, in solchen glühenden Bildern das Leben verkörpert gesehen hätte, um wie viel weniger liebeleer wäre nicht ihre zwanzigjährige Ehe gewesen! Und hier stand plötzlich ein Gott vor ihr, der sich herablassen wollte, seinen Tempel in ihrer Wohnung aufzuschlagen. Sie sah nicht mehr die schiefen Absätze, das von der Sonne bereits olivengrün gefärbte Jaquet, nicht mehr den Papierkragen von zweifelhafter Färbung und auch nicht mehr den Handschuh der linken Hand, dessen Leder sich vergeblich bemühte, die erschrecklich langen Nägel des Zeige- und Mittelfingers zu verbergen.

Ein liebebedürftiges Herz ist zu allem fähig. Nach vier Wochen bereits hatte sich Herr Emanuel Sängerkrug bei seiner Wirthin vortrefflich eingelebt. Da das „Engagement in Aussicht" im ersten Vierteljahr durchaus nicht eintreten wollte, so trat mit den Wochen der Chambregarnist zu seiner Wirthin in das Verhältniß eines Mannes, der es gern sieht, wenn man sein Talent durch alle möglichen Opfer aufrecht zu erhalten sucht. Herr Manuel musterte sich denn

auch ganz stattlich heraus und gab dadurch seiner liebenswürdigen Wirthin die Berechtigung, ihn während der Jahre wie einen Mann zu betrachten, der ihr im Grunde genommen die Stellung, welche er heute einnahm, allein zu verdanken habe und gewissermaßen dadurch Verpflichtungen eingegangen sei, die, wenn man sie nicht zu halten gedachte, im Stande gewesen wären, ein liebendes Weib zu einer Furie zu machen. Seit jener Zeit der ersten Bekanntschaft wurde unser Salon-Komiker Frau Friederike Zierling nicht mehr los. Sie bildete gleichsam den Anhängsel seiner Existenz, der ihn, so lange er es nicht vorzog, der Residenz den Rücken zu kehren, für ewige Zeiten festhielt. Am Ende hatte sich der Mime in das Unvermeidliche zu finden gewußt. Er betrachtete das Verhältniß zu seiner Wirthin wie eine üble Last des Schicksals, die man ohne Murren ertragen muß, weil die eigene Kraft nicht ausreicht, sie von sich abzuschütteln. Ueberdies — das wirklich Erdrückende dieser Last lag doch nur in der Einbildung Herrn Sängerkrugs. Es gab Stunden reiflicher Ueberlegung, in denen der große Vorstadtkomiker einsah, daß er eigentlich unter keiner anderen Obhut in rein häuslicher Beziehung sich hätte glücklicher fühlen können, als unter den Fittigen von Madame Zierling. Sie war ihm unter allen Umständen das, was einem Handwerksburschen eine gute Herbergsmutter ist: sie speiste ihn, sie tränkte ihn, sie hielt seine Toilette in Ordnung, sie sorgte für ihn mit dem großen Herzen einer liebenden

Freundin — nur daß diese Freundin hin und wieder den Fehler hatte, sich Illusionen hinzugeben, die sie von Tag zu Tag immer mehr die Zuversicht in sich aufnehmen ließen, sich dereinstens noch als glückliche Frau Sängerkrug im Spiegel begrüßen zu dürfen. Es war das in Anbetracht der verflossenen zehn Jahre gewiß ein rühmliches Zeugniß für Madame Zierlings weibliche Treue und Opferfreudigkeit; jedoch hatte sie trotz aller Zärtlichkeiten, die sich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, zu gewissen Zeiten bis zu den entsetzlichsten Drohungen steigern konnten, bis dato noch nicht die geringste Aussicht für die größte Sehnsucht ihres Lebens, in der Brust ihres Chambregarnisten aufrichtige Gegenliebe zu finden. Herr Sängerkrug schätzte und achtete seine Wirthin, soweit er ihr Dankbarkeit schuldete, aber sich für ewig mit ihr zu verbinden, ihr seinen Namen zu geben, das wäre ihm gleich dem Aufgeben seiner Kunst erschienen, die er über alles liebte. Herr Sängerkrug hatte nur einmal in seinem Leben geliebt, das war vor fünfundzwanzig Jahren gewesen, als Tollheit und Leichtsinn ihn aus den Armen gütiger Eltern hinaus in die Welt des Scheines und des Flitters trieben. Damals hatte er sich einer wandernden Komödiantentruppe angeschlossen, die von Ort zu Ort zog, um die Kleinstädter der Muse zugänglich zu machen. In Prenzlau hatte er sie, die Tochter eines ehrlichen Schneidermeisters, kennen und lieben gelernt. Emanuel war damals noch

ſchöner als heute. Die Lebensluſt mouſſirte in ſeinen Adern, und ſein Drängen und Streben nach Erfolg und Gunſt der Menge ſchwellten ihm die Bruſt. Es kam die alte Geſchichte vom Vorurtheile ehrſamer Philiſter gegen das „Komödiantenpack“. Der Vater Dorotheas wollte von der Liebe eines „Grimaſſenſchneiders“ zu ſeiner Tochter nichts wiſſen, falſche Scham der Liebenden hielt ſie davon zurück, dem Handwerksmeiſter alles einzugeſtehen; und als eines Tages Emanuel mit der Truppe weiter mußte, ward der armen Dorothea Schickſal für ewige Zeiten beſchloſſen. Um der Schande der Kleinſtädter zu entgehen, entfloh ſie heimlich dem Elternhauſe. In Berlin wollte ſie ſich mit Emanuel treffen. Man glaubte ſich in der Reſidenz eine ſichere Exiſtenz gründen zu können. Aber der Fluch des namenloſen, herumziehenden Komödianten wurde auch hier zum Unheil zweier Menſchen. Emanuels Eltern lebten ſelbſt nur in beſcheidenen Verhältniſſen, konnten den beiden daher nicht viel geben. Dorothea gebar ein Töchterchen. Zwei Jahre lebten die Liebenden wie Mann und Weib zuſammen, dann, als Noth und Elend ſich immer drückender fühlbar machten, der Vater Dorotheas ſich hartherzig nach wie vor zeigte, begann ſich in der Bruſt des Komödianten die Gewiſſenloſigkeit zu regen. Eines Tages packte ihn wieder die Wanderluſt der recitirenden und ſingenden Nomaden. Er verließ ſein Weib, verſprach, in der Ferne für ſie zu ſorgen, hielt aber nur

zum Theil sein Wort. Und als er nach zwei Jahren wieder nach seiner Heimathsstadt zurückkehrte, fand er die Spuren seiner einstigen Heißgeliebten nur auf dem Armenkirchhof vor, sein Töchterchen aber, das Pfand einer betrogenen Liebe, suchte er vergeblich. Man sagte ihm, wohlmeinende Menschen hätten es an Kindesstatt zu sich genommen.

Und im abermaligen Elend schien ihm das schon Trost genug, um sich nicht noch weiter um sein eigen Fleisch und Blut zu kümmern. Seine Eltern starben, er hatte kein Heim mehr, keine Stätte der Liebe und der Pflege. Da wurde schließlich die größte Tollheit des Komikers und Possenreißers zum Labsal seiner Seele. Jahre waren dahingerollt, er hatte im Alter das nicht erreicht, was die brausende Jugend mit falschen Idealen ihm versprochen hatte. Von Triumphen und Lorbeeren hatte er geträumt, Brennnesseln und Disteln hatte das Leben ihm gegeben. Zuerst hatte er noch versucht, in den Gedanken der Vergangenheit zu schwelgen, dann hatte er alles: verlorene Liebe, verlorene Ehre, zugefügte Unbill des Daseins und zertrümmerte Hoffnungen, im Lachen zu ersticken gewußt. Er trieb Possen, die trivialsten, lächerlichsten Possen, um den Menschen den Blick in seine Seele zu verwehren und sich selbst zu betäuben, so gut es ging. Er wollte nicht denken, deshalb verschlief er den ganzen langen Tag; und der Abend mit seinen Zer-

ſtreuungen erſchien ihm wie eine Fortſetzung des Schlummers am Tage. Und doch wiederholten ſich tagtäglich die Stunden, wo Herr Emanuel Sängerkrug hinter dem blaugeſtreiften Papierrouleau im Traume von einem lieblichen Mädchenantlitz umgaukelt wurde, das vergeblich nach einem Vater rief. Das war die ewige Mahnung ſeines Gewiſſens, die in einſamen Stunden, wo der Witz des Komikers Zwieſprache mit dem Ernſt des Menſchen hielt, ihm eine Verbindung mit Madame Friederike Zierling wie etwas Grauenhaftes erſcheinen ließ, das durch die drohende Hand einer Todten abſchreckende Form und Geſtalt bekam.

Es war charakteriſtiſch, daß in demſelben Grade, wie die Frauen im Hauſe Herrn Sängerkrug ſtets gern ſahen und in ſeinem etwas unaufgeklärten Verhältniß zur Madame Zierling nur noch einen größeren Nimbus des Intereſſanten erblickten, die Männer alle Urſache zu haben glaubten, dem Komiker bei jeder Gelegenheit ihren Widerwillen gegen die exkluſive Stellung, die derſelbe im Häuſerquadrat einnahm, zu bezeugen. Sie trauten nun einmal einem geſchniegelten und gebügelten Komödianten nicht, der ihrer Anſicht nach jeder Schürze nachlief und den Frauen und Mädchen auf der Treppe die Cour ſchnitt. Wer wußte da, was am Tage paſſirte, wenn man ſich bei harter Arbeit quälte und die Wohnung nicht die Augen des Mannes zeigte. Da kam es denn oft vor, daß bei

häuslichen Scenen „der Schauspieler dort oben“ in unsanfter Weise mit hineingeflochten wurde. Der sollte sich doch wirklich um seine saubere Wirthin kümmern, ehe er anständigen Frauen den Kopf zu verdrehen suchte. Aber da mußte man nur die Weiber kennen: sie sahen es gern, wenn Jemand Glaceehandschuhe trug, stets mit wohlgefälligen Worten aufzuwarten hatte und überdies auch noch eine angenehme Larve zeigte. Das war schließlich doch nur alles wohlfeiler Schein, der im argen Gegensatz zu den schmutzigen Blousen im Hause stand. Wer einen Rock und einen Gott hatte, der brauchte sich wahrhaftig nicht groß zu thun und beim Dahinschreiten über den Hof die Beine vor einander zu setzen, als müßte jeder Stein sich extra dafür bedanken, von den Füßen solch eines großen Mannes betreten zu werden.

Und doch war Herr Sängerkrug wirklich nicht der gefährliche Mann, zu dem man ihn im Hause stempeln wollte. Das bewies am besten die Liebe zu den Kindern, die von den Kleinen in der Miethskaserne mit aller Innigkeit herziger und reiner Seelen erwidert wurde.

„Onkel Schauspieler“ war mit der Zeit bei diesen Arbeiterkindern zu einem Begriff geworden, der untrennbar von dem Gedanken an Süßigkeiten jeder Art war. Die Kleinen dachten darüber vornehmer wie ihre zornigen Väter. Herr Emanuel Sängerkrug hatte auch immer etwas für die kleine Welt im Hause übrig. Wenn er an schönen Tagen

über den Hof schritt, dabei auf dem großen Sandberg in der Nähe des Brunnens die Unmenge Kinder erblickte, die wie die Regenwürmer im Sande wühlten, gruben, sich nach Möglichkeit beschmutzten, um sich frühzeitig und unbewußt an den Schlamm des Lebens zu gewöhnen, so fühlte Herr Emanuel Sängerkrug jedesmal ein menschliches Rühren, das ihn die Schritte bannen hieß. Seine Seele beschlich der Gedanke an sein eigenes Kind, das vielleicht durch seine Gewissenlosigkeit vor vielen Jahren in ähnlicher Weise den Lebensweg zu allmählicher Verkommenheit betreten hatte. Es war ihm dann, als hätte er an fremden Kindern durch irgend etwas das gut zu machen, was er an seinem eigenen verbrochen hatte. Da war so manches liebliche Mädchenantlitz im zartesten Alter, das ihn mit großen Taubenaugen anblickte, als wollte es ihm fortwährend jene Aeuglein ins Gedächtniß rufen, die ihn unschuldig angeschaut, während eine rührende Stimme zum ersten Male „Papa" gestammelt hatte.

Einen derartigen Anblick konnte der Mime gewöhnlich nicht lange ertragen, ohne daß es ihm nicht heiß in den Augen geworden wäre. Da entsann er sich denn, daß er vom vergangenen Abend noch Bonbons, Zuckerwerk, ein Stückchen Kuchen oder eine Apfelsine in der Tasche habe. Mit dem Griff darnach und dem Stehenbleiben vor der Kinderschaar war dann der große Augenblick gekommen, wo „Onkel Schauspielers" Rockschöße herhalten mußten,

ſich von einem Dutzend kleiner, zum Theil ſchmutziger Patſchen feſtgehalten zu ſehen, die alle das lebhafteſte Beſtreben zeigten, nicht eher ihren Angriff zu unterlaſſen, bis ein Theil der Süßigkeiten aus Herrn Sängerkrugs Hand ihre Beſitzer irgend einen verſteckten Schmollwinkel im Flur oder auf den Treppenſtufen aufſuchen hieß.

Bei derartigen erquickenden Scenen, die ſich tagtäglich wiederholten, pflegte ſich in der eingebauten Ecke des Hauſes hinter dem Brunnen ein Parterrefenſter zu öffnen. Mit der regelmäßigen Begrüßung: „Guten Tag, Herr Sängerkrug — wie geht es Ihnen?“ zeigte ſich ein brünetter Mädchenkopf, deſſen Augen ſich an der Balgerei der Kleinen um das Zuckerwerk zu weiden ſchienen. Dann folgte die Erwiderung des Komikers, mit der ganzen Grazie ſeiner ausgeſprochenen Höflichkeit eine tiefe Verbeugung machend: „Ich danke Ihnen ſehr, mein hochverehrtes Fräulein; wie immer ausgezeichnet, wenn mich die Naſchhaftigkeit der kleinen Menſchen amüſirt. Wiſſen Sie — Kinder ſind wie Diamanten, die durch Schleifen erſt ihren Werth erhalten; ſie ſind gleichſam Treibhauspflanzen, die man äußerſt zart behandeln muß, ſollen ſie nicht früh dahinwelken.“ Dabei zeigte er wieder ſeine weißen Zähne und fügte ſeinen Worten ein paar Artigkeiten hi[illegible] die ganz ſpeziell für ſein Gegenüber beſtimmt waren.

Fräulein Dorchen war ein blaſſes, ſchwächlich g[illegible] bautes Geſchöpf von zweiundzwanzig Jahren. S[illegible]

bewohnte in der dunkelsten Ecke des Hauses eine kleine Kammer, die sie selbstständig vom Wirth gemiethet hatte. Das ganze Haus nannte sie nur „Fräulein Dorchen". Vor drei Jahren war sie hier eingezogen, seit der Zeit hatte man sich daran gewöhnt, in Dorchen ein harmloses, gutmüthiges Geschöpf zu sehen, das von früh bis spät hinter der Nähmaschine saß, um sich durch Wäschenähen redlich zu ernähren. Man sah sie nur einmal in der Woche auf längere Zeit ausgehen, das war des Sonntags, wenn sie zur Kirche ging. Ihren eigentlichen Namen wußte wohl nur Herr Zipfel, der mit einer gewissen Hochachtung von ihr sprach, weil sie pünktlich ihre Miethe zahlte. Nur das war bekannt, daß sie seit frühester Jugend eine Waise sei und seit dem Verlust ihrer Pflegeeltern allein in der Welt dastehe. Sie war eine überaus muntere, stets zum Scherzen geneigte Person, deren silberhelles Lachen das Haus durchschallte, wenn sie am geöffneten Fenster, hinter ihrem „Garten" halb verborgen, sich über die Drolligkeit der Kinder auf dem Hof vortrefflich amüsirte. Wenn ich Euch sage, daß dieser Garten aus dem viereckigen, grün angestrichenen Kasten bestand, der das Außenbrett des Fensters zierte, so lacht nicht, Ihr reichen und vornehmen Leute, die Ihr herrliche Parkanlagen und Springbrunnen, Jasmin- und Rosenlauben Euer eigen nennen könnt. Die Blume verliert nichts an ihrem Duft, wenn sie auch das Fensterkreuz der Armen schmückt! —

Dorchen hatte auch ihre Träume und Ideale, wie jedes andere Mädchen; ſie hatte auch phantaſtiſche Vorſtellungen von einem glänzenden Leben mit herrlichen Karroſſen, geſchmückten Bräuten und reichen Grafen und Fürſten, die ihr glückliches Liebchen nach langen, ſiegreichen Kämpfen auf ihre Burgen und Schlöſſer heimführen; und während ihre Finger ſich krampfhaft mühten, das tägliche Brod zu ſchaffen, träumte ſie mit offenen Augen von den goldenen Aepfeln der Hesperiden.

Wenn ſie beim Klappern der Maſchine ein fröhliches Liedchen trällerte, ſo erweckte ſie den Neid des Kanarienvogels, ihres einzigen Gefährten im Zimmer, dieſes kleinen, gefiederten Sängers, der von der Natur nur um deswillen geſchaffen zu ſein ſcheint, der treue Gefährte der Armen und Bedürftigen zu ſein. Er war der einzige Neider, den ſie hatte, und doch meinte er es gut mit ihr, das bewieſen ſeine ewigen Triller, die nie herrlicher waren, als wenn er ſeine Herrin lachen ſah. Sie und der Vogel hatten mit der Zeit verſtanden, ſich vortrefflich zu unterhalten. Es war rührend, zu hören, wenn Dorchen in aller Frühe die erſten Worte an den Vogel richtete: „Was plapperſt Du da, mein Mätzchen, Du willſt friſches Waſſer haben? Warte nur einen Augenblick, ich will erſt Blumen im Garten begießen.“

Während der Vogel verſtändnißvoll das Köp hin- und herneigte, beeilte ſich Dorchen, draußen a

Brunnen eine kleine Gießkanne zu füllen, um den Rosen, Fuchsien und Nelken neue Nahrung zu geben. Dieser kleine Garten, an dem in der Dämmerung oft traumhaft verloren ihre Blicke hingen, wie wurde er nicht gehegt und gepflegt!

In diesem ewigen Einerlei, in diesem gleichmäßigen endlosen Abspinnen von Stunden, Tagen und Wochen, aus dem des einsamen Dorchens Lebens bestand, kannte sie nur einen Genuß, der sie den Bewohnern des trügerischen Häusermeeres außerhalb dieser steinernen Insel geistig näher brachte. Dieser zweifelhafte Genuß bestand in dem Lesen der unwahren, das Gemüth mit falschen Vorstellungen belastenden Kolportage-Romanen, mit deren gelben Heften das Heer der Armen und Elenden in den Vorstädten alltäglich überschwemmt wird.

Es war fast, als hätte die steinerne Veste mannigfachen Elends noch nicht genug unter den Einflüssen physischer Sorge zu leiden, als müßte auch noch das schleichende literarische Gift des Volkes dazu beitragen, durch geistige Verwirrung die Unzufriedenheit mit dem Dasein zu verstärken. Das Haus in der Gerichtsstraße mit seinen siebzig Familien glich einem riesigen polypenartigen Konsumenten, der diese verdammungswürdige Volksliteratur allwöchentlich in Hülle und Fülle verschlang. Da machte Herr Zappel, genannt Zappelius, der kleine verwachsene Kolporteur, dessen riesige, ewig schief getretene Stiefeln mit der übergroßen

Geschäftsmappe, unter deren Last er daher gekeucht kam, vortrefflich harmonirten, seine guten Geschäfte. Er war Ausläufer des Verlagsbuchhändlers Rentel, des Besitzers dieses Hauses, der es durch seine unzähligen Ritter-, Räuber- und sonstigen Schundromane bereits zu einem vermögenden Mann gebracht hatte und Besitzer jenes vornehmen Hauses in der Bülowstraße war, in dem Herr „Doktor" Joachim Joachimsthal, das „wandelnde literarische Bureau" für die Romane seiner Frau, in seiner Eigenschaft als Vicewirth in der dritten Etage thronte.

Herr Donatus Zappel genannt Zappelius war ein im Dienste seines Gewerbes alt gewordener, weltkluger Mann, der, im Aeußern ein Original, mit bewunderungswürdiger Virtuosität die Kunst verstand, die „Werke" seiner Firma an den Mann zu bringen, oder, richtiger gesagt, vornehmlich an die Frauen und Mädchen.

Er durfte für sich die Genugthuung in Anspruch nehmen, es mit der Zeit dahin gebracht zu haben, hier keinen Konkurrenten fürchten zu brauchen. Seine Firma hatte gleichsam in dem Familienhause ein Monopol auf die gedruckten Unwahrscheinlichkeiten des Lebens. Da mußte man nur sehen, wie unwissenden Menschen mit einer verwerflichen Spekulation auf die Leidenschaften der Masse das Geld groschenweise aus der Tasche gezogen wurde. Das war die gefährlichste indirekte Steuer, die am Marke dieser Armen zehrte und ganz dazu geschaffen war, durch

„geistige Bauernfängerei" moralische Grundsätze mit der Ausdauer eines langsam arbeitenden gefährlichen Wurmes zu untergraben und der Sittenlosigkeit, der Freude am Grauenvollen und Widernatürlichen indirekt so viel als möglich Vorschub zu leisten. Da war kein wohlmeinender Berather, der der geistigen Armuth zur Seite stand, da war auch kein Hüter der Tugend und guten Sitte. Man sah hier gedruckte Waare vor sich, die im Handel erlaubt war — das war schon genug, um den Köder für ungefährlich zu halten; und nun gar die herrliche Aussicht auf Prämien aller Art! Wie mußte das nicht locken, wie mußte die Reellität dadurch nicht gehoben erscheinen! Wer konnte da widerstehen, wenn der so freundliche allbekannte Zappel vor der halb geöffneten Küchenthür seine schwere Mappe niederfallen ließ und das „herrliche, höchst spannende" Werk: „Die Macht der Liebe, oder die Gefährnisse einer Unschuld in der Residenz", mit dem Wortschwall eines passionirten Hausirers den Frauen und Töchtern mundgerecht zu machen suchte; wenn er dann zum Schluß, nachdem er auf den „wirklich passirten, wahrhaftigen" Inhalt aufmerksam gemacht hatte, um das letzte Netz auszuwerfen, „die prächtigen, meisterhaften Oelgemälde" zur Ansicht auseinänderrollte und seine Suade mit den Worten schloß: „So etwas Gediegenes, wirklich Schönes ist noch niemals dagewesen. Denken Sie nur, Frau Soundso, pure fünfundsiebzig Pfennige zahlen Sie

für jedes Bild, d. h. nur Botenlohn. Sehen Sie nur den echten Goldrahmen, der hat den doppelten Werth. In jedem Laden kostet so ein Bild zehn Mark, und hier kriegen Sie beide für lumpige anderthalb Mark. Nach Abnahme der dreißig ersten Hefte bekommen Sie das eine Bild, beim sechzigsten das zweite; Sie müssen nämlich wissen, daß die Gemälde noch in der Herstellung begriffen sind und uns viele Mühe machen." Dabei pflegte er in der Regel seine riesige Schnupftabaksdose hervorzuziehen, eine Prise zu nehmen und einen prüfenden Blick auf die Opfer seiner Firma zu werfen.

Da malte man sich dann sofort im Geiste aus, wie schön sich die beiden Bilder an der Wand über dem Sopha ausnehmen würden; außerdem schien es sich hier wirklich um eine interessante Lektüre zu handeln, welche die Schurkereien der Reichen einem armen Mädchen gegenüber wieder mit ungeschminkter Wahrheit bloßlegen würde. Man zögerte also nicht lange, kaufte vorläufig das erste Heft, berauschte sich förmlich an den aufregenden Ereignissen der ersten Kapitel und lechzte nach dem zweiten, wie nach einer wohlschmeckenden Speise, die man lange entbehrt hat.

Nach und nach gewöhnte man sich daran, allwöchentlich den letzten Groschen für die „hübsche Geschichte" auszugeben, entbehrte lieber etwas anderes dafür, borgte sich das Zehnpfennigstück von einer Nachbarin, ehe man den Gedanken an den Besitz der Prämienbilder aufgab. Die

jungen Mädchen nun gar, die früh Morgens mit ihren Stullen nach der Fabrik gingen, ſchwelgten förmlich in den Genüſſen einer verſchrobenen Widerſpiegelung des Lebens und konnten die Zeit nicht erwarten, wo ſie die halbe Stunde der Vesper- oder Frühſtückszeit, die Stunde der Mittagspauſe dazu benützen durften, gegen einen Theil ihres erbärmlichen, karg bemeſſenen Lohnes den zerſtörenden Einfluß einer verderblichen Literatur in ſich aufzunehmen. Und während ſie ihren Kaffee tranken, ſich die einzelnen Biſſen in den Mund zählten, laſen ſie von den Perlen und Diamanten irgend einer Schönheit, die, wie ſie arm geboren, dereinſt durch das leichte Opfer ihrer Tugend im Wohlleben ſchwelgen durfte.

Viertes Kapitel.

Der Einzug einer neuen Familie konnte in der Miethskaserne natürlich nicht ohne ein gewisses Aufsehen vorübergehen. Als Merks bescheidene Fuhre auf dem Hof angelangt war, hatten sich sofort ein Dutzend Fenster geöffnet und neugierige Augen musterten die zukünftigen Nachbarsleute, während zu gleicher Zeit Blicke die Wirthschaftsgegenstände überflogen. Man war ja eigentlich nicht neugierig, aber mußte doch wissen, mit wem man es auf die Dauer zu thun bekam, ob mit redlichen, braven Leuten, oder mit einem zusammengewürfelten Korps, vor dem man sich in Acht nehmen müsse. Es kam leider nur zu oft vor, daß Gesindel aller Art dieses Haus immer noch für gut genug hielt, um sich in ihm niederzulassen, nachdem es sich wo anders unmöglich gemacht hatte.

Merks riefen einen durchaus günstigen Eindruck hervor. Es war ja richtig: die Sachen waren äußerst klapprig, in dieser Beziehung mußte man sie schon für sehr heruntergekommen erklären, aber es war doch Alles reinlich und sauber gehalten. Die Frauen sahen das sofort an dem

blanken Küchengeschirr, das in der Vormittagssonne glitzerte. Und dann, wie nett und stattlich nahmen sich die Kinder aus! Es war ja wahr, sie gingen ärmlich gekleidet, aber ein Blinder mußte es schließlich merken, daß sie gut gehalten waren, und daß sie Zucht und Anstand kannten. Am meisten fiel das bei Magda auf, deren Haar so sauber gemacht war, als hätte sie Zeit genug, eine ganze Stunde auf ihre Frisur zu verwenden. Sie war wirklich ein schönes Kind, so schlank und kräftig wie eine junge Tanne. Die konnte man wirklich nicht mit andern Mädchen gleichen Alters im Hause verwechseln, die sich Stunden lang mit den kleinen Schreibälgen auf dem Hof und vor der Thür herumschleppen mußten und viel danach fragten, ob sie durchlöcherte Strümpfe trugen oder der Saum am Kleide in Fetzen herunterhing.

Auch Franz und Anna schauten so still und freundlich drein, als würden sie sich gewiß nicht mit dem großen Sandberg am Brunnen gleich den anderen Kindern im Hause befreunden können. Und nun gar die Mutter — wie sah die unverfallen aus, als hätte sie es bis jetzt gar nicht nöthig gehabt, sich um die schlechten Tage in der Woche zu bekümmern. Das war aber auch nicht zu verwundern, wenn man so einen kräftigen, solide aussehenden Mann hatte, wie den dort, der wirklich nicht den Eindruck machte, als würde er bis in die Nacht hinein unten in der Zipfelschen Budike sein Tagewerk beschließen.

Ludwig Jakob, der Eisendreher, war denn auch der Erste gewesen, der seinen alten Kollegen von Borsig in aller Form begrüßte, indem er vom Fenster aus ein kräftiges: „Heda, Merk, so war's vernünftig! Der Tag soll blau angekreidet werden", herunterrief. Er sagte das mit etwas lallender Stimme, denn er war zum Frühstück bereits unten bei Zipfel gewesen, um die Langeweile durch ein paar Gläser Kümmel mit Pfeffermünz zu tödten.

Seit vier Wochen mußte seine Frau bereits die Stelle ihres jetzt arbeitslosen Ernährers ersetzen. Sie ging von Morgens sechs bis Abends sechs nach einer Wollspinnerei, in der sie als Mädchen bereits beschäftigt gewesen war.

Gleich darauf kam Jakob selbst herunter, um den Gruß von oben in der Nähe zu wiederholen. Hinter ihm erschienen drei seiner Kinder, sämmtlich Mädchen, in ihrem Aeußeren ebenso verwahrlost, als liederlich gekleidet. Die Aelteste zählte vierzehn Jahre, war vor Kurzem eingesegnet worden und hatte die Gemeindeschule bereits hinter sich. Sie war bedeutend größer und stärker als Magda, hatte wie diese regelmäßige Gesichtszüge, trug aber ewig ein halb verschmitztes Lächeln zur Schau, das auf die Dauer lästig wirkte. Im Allgemeinen machte sie den Eindruck eines frühreifen Vorstadtbackfisches, der wenig unter Aufsicht ist und durch das Umhertreiben mit losen Jungen mit der Zeit gelernt hat, über seine Jahre hinaus zu denken und zu

sprechen. Mit zwölf Jahren war sie bereits ihrer Mutter über den Kopf gewachsen und wollte sich von niemand etwas sagen lassen. Das machte, weil man ihr nie mit guten Lehren vorangegangen war. Rosa kannte nur Häuser, in denen die ausgelassensten und zuchtlosesten Kinder seit frühester Jugend ihre Spielgefährten gewesen waren. Als sie neun Jahre alt war, mußte der Vater ein ganzes Jahr lang im Krankenhause zubringen, die Mutter ging während dieser Zeit außer dem Hause waschen, weil das Krankengeld, das der Mann aus der Maschinenbauerkasse bezog, nicht zum Unterhalt der Familie genügte. Da fand Rosa denn Zeit genug, um die ersten Einflüsse des Umherbalgens auf der Straße gehörig in sich aufzunehmen. Was konnte sie da nicht alles lernen von den halbwüchsigen Bengeln, mit denen sie verkehrte! Da fiel so manches Wort, dessen Sinn sie zuerst nicht verstand, dessen Bedeutung aber nach öfterer Wiederholung ganz selbstverständlich wurde. Da konnte man die Einwirkung des Straßenlebens auf fromme Kinderseelen in ihrer ganzen schaurigen Wahrheit beobachten. Mit zwölf Jahren wußten da die Mädchen bereits, was eine aufgeputzte Dirne zu bedeuten habe. Die Bande des Familienlebens, die in besseren Kreisen der Gesellschaft inmitten der vier Wände geheiligt wird, zeigte sich hier in den öffentlichen Kindergärten der Höfe, der halbdunklen Thorwege, der Straßen und der Plätze in hundert losen Fäden, die der Fluch der schlechten Erziehung als eine Folge von

Noth, Elend und Entbehrung frühzeitig mit rauher Hand durchſchnitt.

Seitdem die Mutter wieder arbeiten ging, befand ſich Roſa erſt recht in ihrem Element. Jetzt konnte ſie ſchalten und walten, wie es ihr beliebte. Mit dem Abgang von der Schule war ihr ohnehin die größte Laſt genommen. Sie ſollte zwar die Stelle der Hausfrau erſetzen, kam aber ganz und gar nicht dazu. Zu Mittag wurde nicht gekocht, die Kinder gewöhnlich mit Kaffee und Brod abgefüttert, während der Vater Herrn Zipfel ſeine Beſuche abſtattete. Erſt am Abend, wenn Frau Jakob von der Arbeit heimkehrte, verſammelte man ſich um den Familientiſch, um etwas Warmes zu ſich zu nehmen. Die Jakobſche Wirthſchaft war überhaupt im ganzen Hauſe berüchtigt. Man ſolle nur einmal einen Blick in die Wohnung thun, meinten die Nachbarn, dann würde man auf Wochen hinaus genug haben. Acht Menſchen in einem Raume, die meiſten auf den Dielen gebettet, das gebe einen Anblick, der ſobald nicht zu vergeſſen wäre. Kaulmann, den Keſſelſchmied und Schlafburſchen könne man nicht begreifen, wie der ſich bei ſolch einer Familie noch wohl fühlen könne.

Roſa ſchleppte ſich heute wie gewöhnlich mit jüngſten Kinde, das aus der dicken Umhüllung über über beſchmutzt hervorglotzte. In der Linken hielt ſie

Hutsche und das gelbe Heft eines Kolportageromans. Sie pflegte um diese Zeit immer, wenn der Vater in der Stube war, nach der Kellerwohnung des linken Seitenflügels zur alten Mutter Knabe hinabzusteigen, einer mit ihrer Nichte zusammenwohnenden Frau von unsympathischem Aeußeren, die des Abends mit greisenhafter Würde in den Studentenkneipen der Friedrichstadt einen Handel mit Wachsstreichhölzern und Cigarrenspitzen trieb. Hier fühlte sich Rosa wohl, saß an kalten Tagen stundenlang in einer Ecke, las laut aus den Groschenheften vor und empfand das Bedürfniß, an der stets zweideutigen Unterhaltung der beiden älteren Frauen wacker Antheil zu nehmen. Fräulein Hedwig Knabe war Kellnerin in einem der verrufensten Kellerlokale der Chaussee-Straße. Ihre ehrenwerthe Tante war bereits wegen Kuppelei bestraft worden. Das war Empfehlung genug für diese Gesellschaft, in der ein vierzehnjähriges Mädchen die Sprache der Verworfenheit lernen konnte.

Hinter Rosa auf dem Hof stand die zweitälteste Tochter Jakobs, des alten Eisendrehers, ein elfjähriges blondes Mädchen, hinter diesem die jüngere Schwester im Alter von acht Jahren. Beide Kinder verbargen sich hinter der Aeltesten und blickten dreist zu Merks hinüber. Ihre ganze Kleidung von den schmutzigen durchlöcherten Schürzen bis zu den ausgefranzten Kleidersäumen und zerrissenen Stiefeln, die nach der Außenseite schief getreten

waren, legten ein stummes Zeugniß ab von der Verwahrlosigkeit in dieser Familie.

Als Ludwig Jakob Merk die Hand gereicht hatte und auch auf Ida zutrat, wußte diese sofort, daß man diesen Mann so viel als möglich fernhalten müsse. Dem sah man es am Gesicht an, daß der Schnaps sein Lieblingsgetränk sei. Sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück und machte sich mit den Sachen zu schaffen, um der Berührung mit Rosas Vater auszuweichen. Jakob aber schien das nicht zu bemerken.

„Na, Frau Merk", stammelte er, „wie gefällt Ihnen dieser Kasten? Nicht wahr, da sieht man eine Menge Köpfe? Aber es wohnt sich gut hier, Sie werden Ihre Freude haben, alles fidele Häuser, die gegenseitig von Stolz nichts wissen. Die Hauptsache ist, man ist hier ganz unter sich und kann getrost einmal vier Wochen Miethe schuldig bleiben, ohne sich gleich vor Gram den Kopf abreißen zu brauchen. Nur vor dem dort oben müssen Sie sich in Acht nehmen. Das ist ein Schürzenfreund aus dem ff — ich meine den Schauspieler da hinter dem blauen Rouleau, der läuft auf Filzschuhen mitten im Sommer, wenn es sich um eine Frau handelt, die er küssen will, vorausgesetzt, daß er nicht bald über seine eigenen Stelzen stolpert."

Rosa, die gern zeigte, daß sie von allem etwas verstand, lachte laut auf. Im selben Augenblicke rief eine Stimme vom vierten Stock laut und vernehmlich

herunter: „Sie hätten genug zu thun, wenn Sie sich um sich selbst bekümmerten, Herr Jakob, ehe Sie über ehrbare Künstler Ihre Galle ausspritzen. Haben Sie verstanden, Herr Jakob?"

Es war Frau Friederike Zierling, die aus Neugierde ebenfalls ihren Kopf zum Fenster hinausgesteckt hielt und jetzt mit anscheinender Entrüstung klirrend die Scheiben schloß. Jakob sandte ihr lautes Lachen nach, in das der lange Kesselschmied und von verschiedenen Seiten des Hauses einige wohlmeinende Seelen mit einstimmten.

Rosa betrachtete währenddem neugierig Magda. Sie empfand einen gewissen Neid, als sie sah, wie vornehm ihr gegenüber sich Merks Tochter in ihrer sauberen Kleidung und den derben Lederstiefeln ausnahm. Außerdem hielt sie Magdas Schüchternheit für Stolz. Die that ja gerade so, als sei sie eine Prinzessin, die in dieser Umgebung den Mund nicht aufthun könne. Mit der würde sie gewiß gleich in den ersten acht Tagen Zank haben, wenn sie ihre eingebildete Miene nicht ablegte, das empfand Rosa sofort. Magda zeigte auch wirklich ein recht mürrisches Gesicht. Sie hatte sich zwar sehr auf den Umzug gefreut, aber das hatte sie sich doch nicht vorgestellt, daß sie sich in einem Hause befinden würde, wo sie von zwanzig Menschen zugleich in einer Weise angestarrt wurde, als käme sie aus einer anderen Welt. Und wie ungewaschen und ungekämmt die Kinder hier aussahen! Das war doch in der Invalidenstraße ganz anders gewesen.

Mehrmals hatte sie sich schon nach Oskar Schwarz umgesehen, ob sie ihn nicht in der Schaar der Kinder, die sich immer mehr vergrößerte, erblicken würde; dann wollte sie schließlich ihre Mutter fragen, wo die Mäntelnäherin eigentlich wohne, als dieselbe, von ihrem Sohne begleitet, auf dem Hof erschien. Ida trat sofort auf sie zu und begrüßte sie herzlich, und über Magdas Gesicht glitt zum ersten Mal ein freundliches Lächeln, als sie Oskar erblickte, ihm dann die Hand zum Gruße entgegenstreckte. Sie hatte das Gefühl, als erschiene ihr jetzt das Haus viel freundlicher, als hätte sie da plötzlich einen alten Bekannten gefunden, der sie gleich in die Geheimnisse dieses großen Hofes einweihen würde.

Rosa bemerkte das sofort. Sie empfand eine Art Eifersucht, daß man sie bei Seite ließ, dieses blassen Jungen willen. Sie benutzte eine Gelegenheit, um ihm zuzuraunen: „Woher kennst Du Die denn schon? Die hat sich ja gerade, als sei ihr Vater wunder was! Die wird's hier lange machen bei uns auf dem Hof. Sie soll wohl Deine Braut werden? Meinetwegen! Wenn sie mir in den Weg kommt, dann hetze ich alle Jungens auf sie. — Na, plärre nicht wieder, dumme Jöre", schrie sie halblaut das Kind auf ihrem Arm an, dann tänzelte sie mehr, als sie schritt, dem Kellereingang zu Mutter Knabes Wohnung zu und bewies ihre Kenntniß der Leierkastenlieder durch den laut gesungenen Vers:

„Und der Hauptmann mit dem Schnurrbart,
Der mich traf mit seinem Blick.“. . . .

Die letzten Worte verklangen unhörbar im steinernen Gewölbe. — —

Seit vierzehn Tagen bereits ging Ida ihrer Fabrikarbeit in der Landsbergerstraße nach. Merk that es bis in die Seele weh, wenn er sein Weib Morgens in aller Frühe um fünf Uhr aufstehen und sie Abends todmüde von der Arbeit heimkehren sah. Seine Bemühungen um Beschäftigung waren immer noch ohne Erfolg geblieben. Er saß oft stundenlang brütend am Fenster, rauchte seinen schlechten Tabak, kraute sich in seinem kurz geschnittenen Vollbart, starrte dabei nach dem Hof hinunter und suchte seine Gedanken auf andere Dinge zu richten, wenn er zum Messer griff, um nach seiner alten Angewohnheit Holzschnitzerei zu treiben.

Magda hatte man aus der Schule behalten, damit sie das Kleinste warte, überhaupt die Wohnung und die beiden jüngsten Kinder hüte, wenn Merk am Tage seine Gänge machte.

Es war rührend, zu beobachten, wie sich das dreizehnjährige Mädchen befleißigte, mit dem Verstande einer völlig Erwachsenen die Mutter zu ersetzen, alle früheren Obliegenheiten derselben zu erfüllen. Früh Morgens bereits räumte sie das Zimmer auf, fegte es aus, stellte alles auf den richtigen Fleck, wusch dann Teller und Tassen in der Küche ab, scheuerte und putzte das geringe Geschirr. Sie kämmte

der fünfjährigen Anna das Haar, kleidete sie mit der ganzen Sorgfalt einer Hausfrau an und sorgte auch dafür, daß der elfjährige Franz zur rechten Zeit nach der Schule kam. Man hatte zwar keine Uhr mehr im Hause, denn die einzig vorhanden gewesene hing für zwei Mark bei Laibs in der Gartenstraße; aber das hinderte Magda nicht, die übernommene Pflicht ganz und voll zu erfüllen. Um sechs Uhr Morgens pfiffen die Fabrikpfeifen, das war der erste Anhaltepunkt. Dann lief sie zwei-, dreimal zur Nachbarin, um die Zeit zu erfahren. Franz kam denn auch niemals zu spät nach der Klasse.

Und dann, wie Magda das Kind in der Wiege wartete und hegte! Einmal, es war gegen Ende der Woche, mangelte es, wie so oft schon, an Milch im Hause. Das Kind schrie fortwährend, ohne daß man es stillen konnte. Merk war nicht zu Hause, Magda daher ganz auf sich angewiesen. Zum Unglück war auch Frau Schwarz nicht daheim und, um den Kredit irgend eines Händlers in der Nähe in Anspruch nehmen zu können, dazu war man noch zu wenig bekannt. Aber Magda wußte schnellen Rath. Unter dem Herde lagen Knochen und Lumpen, die sich angehäuft hatten. Sie machte ein Bündel und ging nach vorn zur Frau Rosalie Sirach, einer Wittwe, die im linken Flügel des Hauses nach der Straße hinaus eine Produktenhandlung betrieb, um die Dinge loszuschlagen. Das gab wirklich ganze fünfzehn Pfennige, dafür konnte sie Milch

kaufen. Sie war glücklich wie eine Königin, und noch am Abend, als sie der Mutter von ihrem kleinen Geniestreich erzählte, glänzten ihre Augen vor heller Freude.

Es war gleich nach Neujahr, als ein schauerlicher Vorfall in der Merkschen Familie sämmtliche Bewohner des Hauses in Aufregung versetzte. Der Eisendreher hatte seine täglichen Gänge unternommen, Franz war noch in der Schule, und Magda hatte auf Geheiß der Mutter einen Gang nach der alten Wohnung in der Invalidenstraße unternommen, um dort von einer ehemaligen Nachbarin ein Plätteisen zu borgen. Sie hatte die fünfjährige Anna mit dem jüngsten Kinde allein in der Wohnung zurückgelassen. Als um fünf Uhr Franz aus der Schule heimkehrte, wurde ihm nicht geöffnet. Selbst auf lautes Klopfen bekam er keine Antwort. Der Knabe wurde von der Furcht gepackt und fing an zu weinen. In seiner Angst schrie er laut nach Vater und Mutter und rief die Namen seiner Geschwister. Dabei klapperten ihm auf der Treppe vor Frost die Zähne, denn es war arge Kälte eingetreten. Endlich steckten die Nachbarsleute die Köpfe durch die Thüren, und man wurde aufmerksam. Auch Herr Emanuel Sängerkrug kam um diese Zeit die Treppe herunter, um beim Lampenlicht seinen täglichen Morgen zu feiern. Das Weinen des Knaben rührte ihn ganz besonders. Das war also der Bruder des schönen blonden Mädchens, hier unten im zweiten Stockwerk? Hm — er sah recht intelligent aus und hatte

hübſche Züge. Es wurde da drinnen nicht geöffnet, trotzdem der Kleine beſtimmt vermuthete, daß man zu Hauſe ſei. Das war doch ſonderbar, höchſt ſonderbar!

„So wird man gewaltſam öffnen müſſen", meinte der Komiker zu Madame Friederike Zierling, die ihm leiſen Trittes nachgeſchlichen war, weil ſie vermuthete, daß der große Vorſtadtmime des öfteren im Parterregeſchoß bei Fräulein Dorchen anklopfte, um ihr fünf Minuten lang beim Raſſeln der Nähmaſchine auf die ſchlanken weißen Finger zu ſehen.

Er legte das Ohr an das Schlüſſelloch, um irgend einer Bewegung im Innern zu lauſchen. Da prallte er förmlich zurück. Es war ihm, als dränge durch die Ritzen der Küchenthür ein brandiger Geruch, der einen entſetzlichen Verdacht bei ihm rege machte. Wenn hier ein gräßliches Unglück vorläge?! —

Herr Emanuel Sängerkrug hätte ſich faſt bemüßigt gefunden, es ſofort zu verkünden, daß wahrſcheinlich alle Veranlaſſung vorläge, ihn demnächſt als Veranſtalter einer Wohlthätigkeitsvorſtellung zu betrachten, zu der er um ſeiner Liebe zu den Kindern willen um recht zahlreichen Beſuch gebeten haben wollte.

Er wandte ſich an Madame Zierling, die aus einer mächtigen, jungfräulich garnirten Haube andachtsvoll ihrem Schützling von der zweiten Treppenſtufe aus unterblickte.

„Wissen Sie noch, verehrte Frau Zierling“ (er nannte sie in Gegenwart zweiter und dritter Frauen des Hauses nie anders, als in diesem Ausdruck wahrhaftiger Hochachtung) — „wissen Sie noch, wie vor einem halben Jahre das arme Kind unten bei Wilkes —?“

Sein Blick fiel auf Franz, der zitternd an den Treppenpfosten gelehnt stand und bemüht war, seine Thränen mit der schwarzen Tuchmütze zu trocknen.

„Herr Manuel, Sie meinen doch nicht etwa —?“ Die Beschützerin der Musen aus dem vierten Stockwerk machte eine unheilverkündende Armbewegung, die einer Tragödin würdig gewesen wäre.

Währenddessen keuchte Magda mit dem schweren Plätteisen beladen die Treppe herauf. Hinter ihr kam polternd Ludwig Jakob, der Merk untergefaßt hielt. Magdas Vater zeigte heute ein auffallend vergnügtes Gesicht. Er hatte Aussicht bekommen, in der nächsten Woche in einer kleinen Walzenfabrik auf ein paar Stunden des Tages Beschäftigung zu finden. Das hatte ihn so vergnügt gestimmt gehabt, daß er der Einladung Jakobs, den er auf der Straße traf, mit ihm in der Zipfelschen Budike auf das Wohl der kommenden Tage ein paar Schnäpse zu leeren, nicht entgehen konnte.

Der ungewohnte Schnapsgenuß schien aus Merk einen ganz anderen Menschen gemacht zu haben. Schon auf dem Hofe hatte man ihn laut lachen hören können. Die Augen, die seine Ida machen würde, wenn sie die neueste Neuig-

keit erführe, meinte er zu Jakob, und suchte dabei seine vor ihm gehende älteste Tochter zu necken, indem er Magda an den beiden üppigen, über den Mantel herabfallenden Zöpfen zog. Das Kind hatte seinen Vater noch nie so scherzhaft aufgelegt gesehen und mußte sich schließlich darüber amüsiren.

Jetzt waren sie oben vor ihrer Wohnung angelangt und überblickten die Situation. Magda zeigte eine erstaunte Miene, während Merk es nach ein paar Worten der Erklärung drollig fand, daß sein Franz sich so ängstigen konnte.

„Junge, wie kann man sich so haben", meinte er mit etwas schwerer Zunge. Gewiß sei Aennchen eingeschlafen, und würde am Ende einen so großen Menschen weidlich auslachen, wenn sie von seiner Furcht und seinem Geplärre erführe.

„Das sollte ich meinen", warf Jakob ein, der sich in einer Verfassung befand, die ihn nicht mehr gerade stehen ließ. „Das müßte meiner sein, dem würde ich das Flennen austreiben! So einen Auflauf zu machen", fügte er mehr unzart als roh hinzu. Dann erblickte er den Komiker. Was, der Komödiant steckte hier auch schon wieder seine Nase dazwischen? Der kam ihm gerade recht. Natürlich war er wieder der einzige Mann hier unter den Frauen, die sich um diesen frisch gebügelten Herrn drängten, als sei er der Kaiser von Marokko. Da stand ja auch seine Rosa und drückte sich um diesen Menschen herum. In seiner Schnapslaune schien es ihm, als machte sie gar verliebte Augen, wenn sie nach dem Schauspieler schielte.

„Was hat denn das Frauenzimmer hier zu stehen und Maulaffen feil zu halten; die will wohl auch schon früh anfangen, sich von jedem aufgeputzten Hansnarren den Kopf verdrehen zu lassen?“ stieß er hervor und versetzte dabei seiner Tochter einen Schlag ins Gesicht, der schwer ihre Wange streifte.

Rosa schrie jämmerlich auf und brach dann in lautes Weinen aus, das durch ihre Verstellung noch verstärkt wurde. Dann lief sie die Treppe hinauf und schrie herunter: „Der ist wohl wieder betrunken, daß er seine Wuth an anderen auslassen will? Das paßt mir gerade, mich um nichts und wieder nichts schlagen zu lassen. Hungern muß man schon den ganzen Tag, während unten der letzte Groschen vertrunken wird, aber Mutter soll nach Hause kommen, ich werde ihr meine Meinung sagen. Das können sich andere gefallen lassen. Wenn das nicht anders wird, lasse ich alles stehen und liegen und nehme die Beine in die Hände.“

Durch ihr abgebrochenes Weinen klangen diese Worte bejammernswerth für die Ohren der versammelten Frauen, deren Groll sich sofort gegen den Unmenschen von Vater zu richten begann. Der solle sich doch lieber an seine eigene Nase fassen und sich aufs Ohr legen, damit er seinen Rausch ausschlafe.

Herr Emanuel Sängerkrug, der sich inmitten dieser Scene unglücklich vorkam, breitete seine Hände aus und versuchte durch die ganze Aufbietung seines Mienenspiels, durch vollendet theatralische Gesten stumm-beredt seine Autorität

als ſchöner, bevorzugter Mann den aufgeregten Frauen gegenüber zur Geltung zu bringen.

„Aber ich bitte Sie, beſte Frau Soundſo, er iſt völlig betrunken . . . Sie ſehen doch, liebe Frau Soundſo, ſeine Rohheit iſt durch den Schnaps geweckt. St — vergeben Sie ſich nichts, folgen Sie mir als Friedensſtifter", flüſterte er leiſe in die Gruppe hinein. Dabei ſtrich er die Glacéhandſchuhe glatt und griff abwechſelnd nach ſeiner Kravatte, als befürchte er, daß dieſes Heiligthum ſeines äußeren Menſchen unter der Wucht dieſer brutalen Scene leiden könne.

„Was raiſonnirt die loſe Dirne da?" ſchrie Ludwig Jakob und machte Miene, ſeine Tochter auf der Treppe zu verfolgen. Er fiel aber an der dritten Stufe bereits lang hin und verlor dabei ſeine Mütze, die durch die Sproſſen des Geländers hindurch auf die untere Treppe fiel.

Das alte Weib da unten im Keller verderbe ihm noch dieſes Frauenzimmer bis auf das letzte gute Haar. Er werde der Alten die Polizei auf den Hals hetzen, daß ihr Hören und Sehen vergehe, raiſonnirte er mehr für ſich als für die anderen vor ſich hin, während er bemüht war, ſich langſam zu erheben.

Merk und ſeine Kinder waren inzwiſchen in ihrer Wohnung angelangt. Jetzt ſchallte entſetzliches Sch
auf den Flur heraus, das den Draußenſtehenden d
Mark und Bein ging. Dann hörte man die St
Merks, die dazwiſchen klang. Man drängte ſich durch

geöffnete Thür, und hatte nun da einen Anblick, der das Herz zuschnürte. Dichter Dunst füllte die Stube, deren Fenster geschlossen waren. Vor dem eisernen Ofen im Winkel lagen verräucherte Kohlen, die sich verstreut bis inmitten der Stube bemerkbar machten. Neben einer Hutsche, anscheinend leblos, hockte die kleine Anna, das jüngste Kind aber lag entseelt dicht vor dem Ofen mit geschwärztem Gesicht und halb verkohltem Kleidchen. Die Kinder hatten ohne Aufsicht mit dem Feuer gespielt und sich selbst ein grauenhaftes Schicksal bereitet. Da war ein Engel zu seinen Brüderchen gegangen, ohne zu wissen warum, ohne den letzten Kuß der Mutter zu empfangen, die sich für ihn quälte und in jeder Stunde emsiger Arbeit sein rosiges Gesichtchen vor Augen zu haben glaubte. Franz und Magda brachen in ein herzzerreißendes Weinen aus, das Jedem durch die Seele gehen mußte. „Unsere Schwester, unser kleiner Fritz!“ schrien sie fortwährend; und Schluchzen erstickte ihre Stimmen.

Merk riß die Fenster auf. Die eisige Luft drang herein; mit ihr wirbelten große Schneeflocken ins Zimmer, die seit Minuten dichtgedrängt vom Himmel fielen. Dann liefen die Frauen, um einen Arzt zu holen. Emanuel Sängerkrug aber bemühte sich, an Anna Lebenszeichen zu entdecken. Nun kam auch der Doktor, und wirklich, bei der Kleinen brauchte man die Hoffnung noch nicht aufzugeben. Nach einer Stunde langte auch Ida an. Das Haus hallte wider von dem Geheul einer Mutter, ie sich über die Leiche ihres Kindes geworfen hatte und bis

zum Morgengrauen, wo die Stunde der Fabrikarbeit schlug, gerade Zeit genug hatte, um sich einmal satt zu weinen nach Art der Armen und Elenden.

Bei diesem Anblick schien Merk zu ernüchtern, sich des Grauenhaften, das er zum Theil mitverschuldet hatte, vollständig bewußt zu werden. Er riß den entseelten kleinen Körper in seine Arme und fuhr mit der großen Hand über das noch im Tode zarte Antlitz, als könne er es dadurch neu beleben. Dazwischen schluchzte die Mutter aufs neue, stöhnten und weinten die Kinder, schallten die Stimmen der Menschen herein, die sich auf Flur und Hof versammelt hatten. Und über das Ganze warf die Lampe mit dem zerbrochenen, geschwärzten Cylinder ihr trübes, halbverkümmertes Licht und zeichnete gähnende, grausige Schatten.

Wenn Magda und Franz später an diese Scene dachten, die unauslöschlich in ihrem Gedächtniß stand, dann mußten sie jedesmal nach ihrer Stirn fassen, denn vor ihren Augen hatte sich ein schwarzer Nebel gebreitet.

Die ganze Nacht hindurch thaten Merks kein Auge zu. Als endlich die Kinder von der Müdigkeit übermannt wurden und eingeschlafen waren, Ida in einer Ecke am Ofen saß und mit gerötheten Augen vor sich hinstarrte, trat ihr Mann auf sie zu und fiel vor ihr nieder.

„Ida", sagte er halblaut und ergriff ihre Hände, „Ida, ich habe schlecht gehandelt, daß ich mich zum Trinken verleiten ließ; aber ich schwöre Dir, daß es nie mehr vor-

kommen soll. Wenn ich an das Kindchen denke, oh ....“ Er konnte nicht weiter. Seine Stimme verhallte in dem halbunterdrückten Schluchzen, das seine Brust heftig arbeiten ließ.

Draußen pfiff der Wind und warf den Schnee lawinenweise gegen die Scheiben. Das hörte sich an wie ein freudiges Heulen der Elemente, die ihre Opfer an sich gerissen.

Es war nach Mitternacht. Die drei Kinder lagen neben einander gebettet auf der Diele und schliefen den Schlaf der Unschuld. Ida streichelte ihrem Mann das Haar.

„Sieh, wie sie schlafen“, sprach sie leise; „Gott wird uns diese drei erhalten, wir wollen beten.“ Sie legten ihre Köpfe aneinander und hielten sich eine Weile stumm umschlungen. Dann erhoben sie sich und traten wie in innerer Uebereinstimmung hinaus in die Küche. Da lag das Plättbrett auf zwei Stuhllehnen und auf ihm verhüllt die erstickte Kindesleiche. Merk zog das Tuch herunter, Mann und Weib falteten die Hände und warfen vor dem Schlummer noch einen letzten Blick auf ihren entschlafenen Liebling. Und inmitten dieser stummen Andacht erschallte von oben herab durch die dünne Decke eine grelle Dissonanz. Da ertönte, wie so oft wieder in der Nacht, Geschrei und Hülferufen, das von einer Mädchenstimme kam. Ludwig Jakob schlug seine Tochter. Dazwischen erschallten gemeine Schimpfworte des Vaters, die durch die üblen Gegenreden Rosas beantwortet wurden. „Kanaille, ich schlage Dich todt“, hörte man deutlich, und

durch das erneuerte Kreiſchen der Mädchenſtimme ließ ſich denn auch das Weinen der übrigen erwachten Kinder vernehmen, wurden Stühle umgeworfen, begann ein wildes Jagen, polterte und tobte es, als wollte man ſich zu Tode hetzen. Dann wieder vernahm man heftiges Schlagen gegen eine Thür und Kaulmanns, des Schlafburſchen, Stimme wurde laut. Er muckte ganz barbariſch auf und bat ſich Ruhe aus. Wenn das nicht aufhöre, würde er das Mädchen zu ſich in ſeine Kammer nehmen; das ſei ja gar nicht mehr zum Aushalten. Zum Schluß ſtimmte die Frau auch noch mit ein, und nun richtete ſich der Angriff gegen den Schlafburſchen. Der habe gar nichts dazwiſchen zu reden, ſonſt könne er ſich allenfalls ſammt ſeinen Pfandſcheinen anderswo hinſcheeren.

So ging das weiter in allen Tonarten. Trotz der Kälte hörte man dann irgendwo ein Fenſter öffnen, durch welches ein aus der Nachtruhe geweckter Bewohner ſeine Neugier beriedigen wollte.

Um dieſe Zeit kam auch gewöhnlich Herr Sängerkrug nach Hauſe. Er hatte dem edlen Gerſtenſaft nach Beendigung ſeiner Vorſtellung in ausgedehntem Maße zugeſprochen und fühlte ſeinen Kopf bedeutend beſchwert. Er befand ſich dann in einer Stimmung, in welcher er beim Gehen laute Monologe hielt und ſein Körper den bedenklichſten Schwankungen ausgeſetzt war. Er pflegte ſich dann mitten auf den Hof zu ſtellen, zu Madame Zierlings Fenſtern emporzublicken und etwa folgendes zu deklamiren: „Da ſchläft ſie mit der Geduld

einer Nachteule, die mich um zehn Jahre meines Lebens gebracht hat. Nun träumt sie vom Standesamt, Trauzeugen und dem stolzen Namen Sängerkrug. Aber ich sage, Sie irren sich, Frau Friederike Zierling — ich sage es nochmals und sage es zum dritten Mal, Sie irren sich, Frau Friederike Zierling, geborene Sauer. Ich mich verkaufen, dem die weiblichen Augenaufschläge zufliegen, wie die Motten dem Licht? — nein, eher will ich mich, wie Franz Moor seinen Vater, selbst in den Hungerthurm werfen und nach meinem Raben rufen. Aeh", machte er dann noch, um seiner ganzen weltverachtenden Stimmung Ausdruck zu verleihen.

Am meisten Veranlassung zu diesen nächtlichen Hofmonologen gab ihm die unangenehme Aussicht, im Dunkeln die vier Treppen hinaufklimmen zu müssen. Vor Fräulein Dorchens Fenster faßte er erst Muth dazu. Sein Monolog bekam hier eine andere Färbung. „Gute Seele, entsagungsreiches Gemüth, barmherzige Freundin der kleinen unschuldigen Kindlein, schlummere sanft. Mögest Du träumen von einem beklagenswerthen Mann, der jetzt wieder in die Höhle des Drachen steigen muß!" . .

Damit machte er Anstalten, erst ein Wachsstreichhölzchen anzuzünden, das ihm der Wind sofort wieder ausblies, dann im Dunkeln durch vorsichtiges Scharren und Tasten die erste Treppenstufe zu gewinnen, um schließlich mit Stöhnen und durch unzusammenhängende Worte es den nächtlichen Geistern zu verkünden, daß die schwerfälligen

Fußtritte von dem Salon-Komiker Herrn Emanuel Sängerkrug herkämen.

Heute tappte er wieder mit knarrenden Stiefeln, deren laut schallendes, unangenehmes Geräusch die ganze Rücksichtslosigkeit gegen die schlafenden Bewohner des Hauses enthielt, von einer Stufe zur andern, dabei auf jedem Treppenansatz das verlöschte Zündholz durch ein anderes ersetzend.

Jetzt befand er sich im zweiten Stockwerk vor Merks Wohnung. Durch die Ritzen der Thür sah er Licht. Wie jemand, dem es plötzlich einfällt, daß er irgend etwas zu verrichten hat, was er im Begriffe war, zu vergessen, blieb er stehen. Er leuchtete mit dem Wachsstreichholz nach der Thür, um den Namen des Schildes zu lesen. Dabei wankte er hin und her und versuchte, die müden Augen so viel als möglich aufzureißen. Dann schüttelte er mit dem Kopf, als könnte er etwas nicht begreifen.

Und im Flüstertone monologisirte er von neuem: Leise, leise — Manuel, trete leise auf, störe nicht die Ruhe der Todten. Schlaf', Kindchen, schlaf'. Deine Seele ist entflohen wie die Klänge einer Harfe, die ein Gott berührt hat. Manuel, hörst Du, gehe leise vorüber!" Und er nahm den Hut ab, faltete, sich jetzt wieder ganz im Dunkeln befindend, die Hände, blieb so ein paar Sekunden vor der Thür stehen und schlich dann auf den Zehen weiter. Dabei schauerte er ein paarmal zusammen, ohne zu wissen, ob es vom Frost sei, oder von dem alten Gedanken an sein eigenes Kind.

Erst oben unter dem Dach angelangt, zeugte das laute Zuschnappen der Küchenthür, daß Herr Emanuel Sängerkrug wieder zu sich selbst erwacht sei. —

Nach drei Tagen mußten Merks an die Beerdigung des Kindes denken. Ida war seit dem Unglückstag nicht nach der Fabrik gegangen, das grauenhafte Schicksal ihres Letztgeborenen hatte sie körperlich so elend gemacht, daß es den Anschein hatte, als sei sie plötzlich um Jahre älter geworden. Gram und Kummer lagen auf ihren Zügen, und eine gewisse Härte sprach aus den Linien der Mundwinkel. Es schien ihr bei alledem wie eine Wohlthat, daß wenigstens das Haus Antheil an dem schweren Schlag zu nehmen schien. Man suchte ihr das auf alle mögliche Weise zu bezeugen. Sie hatte auch noch niemand Veranlassung gegeben, ihr mit dem Gegentheil aufzuwarten. So lange sie hier wohnten, sah man sie früh Morgens wie eine fleißige Frau zur Arbeit gehen und Abends matt und müde heimkehren. Mehr konnte sie nicht thun, als sie that.

Am anderen Tage kamen die Frauen, um ihr Trost zuzusprechen. Aus den Beileidsmienen lugte auch die Neugierde hervor, die sich am Anblick der kleinen Leiche befriedigen wollte, um dabei gleich einen Blick in die Wohnung zu werfen. Man mußte doch auch schließlich genau erfahren, wie das Unglück sich zugetragen habe, damit die Nachbarschaft aus direkter Quelle darüber sprechen konnte. Am Ende wurde Idas Mann die ganze Schuld in die

Schuhe geschoben. Der hatte also während der Zeit, wo die Kinder eingeschlossen waren, unten beim Budiker gesessen, hatte sich betrunken? Das war bedenklich genug, umsomehr, da er in der ersten Zeit für einen ganz soliden Mann gehalten wurde; aber natürlich — wer in die Hände Jakobs fiel, der hatte sich gerade die richtige Gesellschaft ausgesucht.

Bei dieser Gelegenheit lernte Ida auch Fräulein Dorchen kennen. Die blasse Kleine trat zögernd mit einem Kranz in der Hand herein und bat leise, man möge ihn nur annehmen, sie habe die Kinder so gern; ob es ihr gestattet sei, ebenfalls mit nach dem Kirchhof zu kommen? Sie könne sich immer Zeit nehmen, wenn ihr nur die Stunde bestimmt werden würde.

Das innigste Mitgefühl legte Frau Schwarz an den Tag. Sie hätte am liebsten den ganzen Tag bei Ida sein mögen, um diese zu trösten; hinter ihr stand immer ihr Sohn Oskar, der scheu auf den einfachen Sarg blickte. Es war ein schmuckloser, schwarzer Kasten, den Merk für geringes Geld erstanden hatte. Die Beerdigung machte dem Ehepaar viel Sorge. Die Lage Merks gestattete nicht, große Begräbnißkosten zu erschwingen. Sie hinderte ihn sogar, einen Wagen zu nehmen, um die Leiche zu befördern. In seiner völligen Trostlosigkeit hatte der Eisendreher sich an die Armenkommission gewandt, damit sein Kind einen unentgeltlichen Platz auf dem Kommunalkirchhof bekäme.

Wenn die Dunkelheit benutzt wurde, so konnte man ohne großes Aufsehen das Kindchen selbst zur letzten Ruhe bringen. Es war zwar ein weiter Weg bis nach der Friedensstraße, aber man mußte sich ihn nun einmal sauer werden lassen. Die Eheleute kamen überein, in aller Stille am Abend den schweren Gang zu thun. Merks verbaten sich jede Begleitung, dankten für die große Theilnahme, weigerten sich aber, Tag und Stunde der Beerdigung anzugeben; nur die Mäntelnäherin wurde in die Familienangelegenheiten eingeweiht.

Du mein Gott, das war ein Gang zum Kirchhof, wie ihn nur die Dämmerstunde der äußersten Vorstadt kennt! — Auf den Frost war plötzliches Thauwetter gefolgt. Der Schnee hatte sich in Schmutz verwandelt und bedeckte Straßen und Plätze. Es war 5 Uhr Nachmittags, die Dunkelheit war eingetreten, als vom Hinterhause aus der Leichenzug begann. Merk nahm ein Tuch, wickelte es wie ein Band zusammen und knüpfte den kleinen Sarg um seine Schultern, um so die Last unter dem Arm zu erleichtern. Dann stieg er langsam die dunkle Treppe hinab. Hinter ihm folgte Ida, dann kamen die Kinder. Frau Merk leuchtete mit einer Küchenlampe, die sie, unten angelangt, auslöschte und hinter die Hausthür stellte. Im Hause wußte man doch, was vorging. Die erleuchteten Spalten der leise geöffneten Thüren zeigten sich und hinter den hellen Fensterscheiben wurden dunkle Köpfe sichtbar. Auch Emanuel Sänger-

krug war eben im Begriff, die Treppen hinunterzusteigen, als er den traurigen Zug gewahrte. Er hemmte seine Schritte und schlich dann langsam nach. Unten klopfte er bei Dorchen und verschwand auf ein paar Minuten. Auf dem Hof und im Thorweg begegneten Merks Bewohnern des Hauses, die scheu bei Seite traten und mitleidigen Blickes die fünf vorüberließen.

Dann waren sie auf der Straße, Merk wieder mit dem Sarg voran, neben ihm sein verweint aussehendes Weib, dahinter an den Händen gefaßt der Knabe und die beiden Mädchen. Sie gingen die Gerichtsstraße hinunter, bogen in die Gartenstraße ein, passirten die ganze Ackerstraße, ein Stück der Brunnenstraße, durchwanderten die jetzige Lothringerstraße und befanden sich dann in der Friedensstraße, jenseits des Landsberger Platzes. Ueber eine Stunde hatten sie zu laufen, ehe sie an ihr Ziel gelangten. Um diese Zeit und bei solchem Wetter waren die Straßen wenig belebt, am ödesten die Gegend am Friedrichshain und die hinter ihm liegenden trostlosen Straßen. Die Gasflammen zeigten sich hier nur vereinzelt, und die Laterne, die hier und da auftauchte, nahm sich in dem gewaltigen Dunkel wie ein winziges Licht in einem großen Saale aus. Und dann das Wetter — wie schaurig machte es sich bemerkbar! Das war eine winterliche Stimmung, die einen vortrefflichen Hintergrund zu dieser Staffage des Todes, der Armuth und des Kummers bildete.

Bei jedem Tritt klatschte der nasse Schnee, und die aufs neue herniederfallenden Flocken, die immer dichter wurden, schienen als millionenfältige Theile einer gewaltigen Leichendecke dieser schauerlichen Erdenstimmung den Akkord des Himmels geben zu wollen. Einzelne eilende Menschen, die darnach trachteten, so schnell wie möglich die warme Stube aufzusuchen, glichen huschenden Schatten, die jetzt im Lichte einer Laterne sich noch bemerkbar machten, dann in der Dunkelheit den Blicken entschwanden. Wer plötzlich aus dem strahlenden und hellleuchtenden Centrum Berlins nach diesem entlegenen Viertel dürftiger Armuth versetzt wurde, der hatte ein Landschaftsgemälde grau in grau entdeckt. Der schwarze Zaun des Armenkirchhofs, hinter dem die riesigen Pappeln ihre dunklen Aeste nackt nach der Straße hinüberstreckten; die ihm gegenüberliegenden, trostlos dreinschauenden, in den Himmel ragenden Miethskasernen, an denen die unregelmäßig auftauchenden erhellten Scheiben wie Irrlichter sich ausnahmen; der Schmutz der Straße, die wenigen hell erscheinenden Laternenpfähle, die riesigen Silhouetten der Hunderte von Häusern, die links wie zu einem einzigen Steinkoloß vereinigt aus dem Dunkel auftauchten; dann hinter dem Lichtkreis der Laternen die schwarz hereinbrechende Nacht, die sich über dem Friedrichshain hängte gleich einem gewaltigen Rabenfittig, der heranzuflattern gedachte, um Häuser, Menschen und Lichter gewaltsam zu erdrücken —

alles das bildete eine schaurige Harmonie von düsterer Farbengebung, die das Gemüth des Menschen tief traurig stimmen mußte und in der fröhliches Lachen der einzige Mißklang gewesen wäre.

Merks waren innerlich zufrieden, daß die geringe Belebtheit der Straßen ihnen bei ihrem traurigen Gang so sehr zu statten kam. Nur hier und da blieb eine Gestalt stehen, trat bei Seite und blickte dem Zug erstaunt nach, um dann vielleicht in einer Stimmung, gepaart von Mitleid und Grauen, von dannen zu eilen.

Unterwegs wurde kein Wort gesprochen. Merk und sein Weib starrten in die Dunkelheit, nur hinter ihnen schluchzte leise eins der Kinder, das die Thränen nicht verbergen konnte. Man kam bei irgend einem Schanklokal vorbei, wo Arbeiter oder zweifelhaftes Gesindel zu verkehren pflegten. Da klapperten die Gläser und erschallte lautes Gröhlen nach der Straße heraus. Dann war die hölzerne Pforte des Armenkirchhofs erreicht.

Nach einer Minute schritt ihnen der Todtengräber mit einer Laterne voran. Es war ein mittelgroßer, etwas vornüber gebeugter Mann, dessen ewig halb geöffneter Mund in dem durchfurchten wettergebräunten Gesicht die Vermuthung aufkommen ließ, als wolle er in der nächsten Minute eine Rede über die Jammernisse dieser Welt halten. Die langen knöchernen Finger hatten sich mit der Zeit gekrümmt, man wußte nicht, ob vom Umklammern der Schaufel oder von

dem Falten der Hände nach dem Hineinwerfen der ersten Schollen über unzählige Särge.

Ein starker Wind begann sich zu erheben, der die Schneeflocken herumwirbelte, durch die kahlen Zweige der Bäume und Sträucher strich und über die nackten Gräber pfiff. Hier, auf diesem hügelartig aufsteigenden Stückchen Erdreich, lag eine Welt des Jammers und des Elends begraben. Da schlief die Legion der Namenlosen, deren einzige Gedenktafel der schwarze, unten spitz zulaufende Stab war, auf dem die weiße Nummer stand, den letzten Schlaf.

Links der Mauer entlang zeigten sich die langen Reihen der Kindergräber, die sich bis weit den Hügel hinaufzogen. Der Todtengräber hielt jetzt am äußersten Ende dieser Gräber vor einer frischen Gruft. Er stellte die große Laterne auf den Sandberg und nahm Merk den kleinen Sarg ab. Mit zwei Stricken ließ er ihn hinab und griff zur Schaufel. Wie die ersten Schollen dumpf herniederfielen, ertönte von fünf Menschen zu gleicher Zeit ein Schluchzen, das jedem die Augen naß machen mußte, nur diesem Todtengräber nicht, der theilnahmslos und geschäftig die letzte Arbeit an menschlicher Hülle verrichtete.

Plötzlich hielt er inne.

„Ich bitte um ein stilles Gebet", sagte er kurz und faltete die Hände. Und alle thaten es ihm nach, preßten

die Lippen aufeinander und blickten ſtumm hinunter in jene dunkle Oeffnung, wo ihr Liebſtes begraben ward.

Und wieder raſſelten die Erdſchollen, wieder wimmerten die Kinder und wieder ſchluchzten Vater und Mutter.

„Der arme kleine Fritz", jammerte Anna, die Jüngſte, und Magda und Franz wiederholten weinend die Worte.

Das konnte eine Mutter nicht mehr ertragen. Ida ſchrie plötzlich laut auf und kniete auf den naſſen Boden. „Kind, mein armes Kind", gellte ihr Ruf durch die Nacht. Merk riß ſein Weib empor. Die Kinder ſtanden daneben und zitterten vor Froſt. Der Todtengräber zeigte noch immer ſeine gleichgültige Miene und verrichtete ſeine letzte Arbeit. Er warf keinen Hügel auf, machte den Erdboden mit der Schaufel glatt und ſteckte zur Kennzeichnung des Platzes, wo ein Kind der Armen gebettet war, den ſchwarzen Stab in die loſe Erde.

Dann ſagte er wieder kurz, mürriſch gemacht durch das häßliche Wetter: „Bitte zu merken: zweiundvierzigſte Reihe, Numero acht. Wenn Sie einen Hügel aufgeworfen haben wollen, ſo bitte, das zu melden, es koſtet drei Mark Grabgebühren."

Er hob die Laterne, warf die Schaufel über die Schulter und wollte gehen, als in dem Dunkel vier Geſtalten auftauchten, die dem Lichte der Laterne zugeſchritten kamen. Es waren Herr Sängerkrug, Fräulein Dorchen, Frau Schwarz und ihr Sohn, die in einer von Emanuel

bezahlten Droschke soeben angelangt waren, um Merks den Beweis zu geben, daß man ihrer gedachte. Unterwegs hatte man einige Kränze gekauft.

Das war eine Ueberraschung, die der Eisendreher und seine Frau nicht erwartet hatten. Der Komiker zeigte eine so feierliche Miene, wie sie ihm Frau Zierling niemals zugetraut haben würde. Er warf einen großen Immortellenkranz auf die geschlossene Gruft und stand mit gesenkten Augen eine Weile stumm auf einem Fleck. Dann wandte er sich an Merks: „Trösten Sie sich, meine Lieben", sagte er mit bewegter Stimme. „Das ist das Beste am Tode dieses Kindes, daß es in einem Alter starb, wo es sich seiner Existenz noch nicht bewußt war. Denken Sie so: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen."

Er schlug den Rockkragen in die Höhe, trat dann auf den Todtengräber zu und drückte ihm etwas in die Hand, wobei man zum ersten Mal Gelegenheit hatte, den Mann eine höfliche Bewegung machen zu sehen.

„Man muß sich an den Alten halten", dachte Sängerkrug bei sich; wer weiß, ob man es nicht seiner Liebenswürdigkeit zu verdanken hat, wenn er die Erde über ein Komödiantenleben glatt macht."

Dann ging man zwischen halbverfallenen Gräbern hindurch, soviel als möglich bemüht, auf dem ungleichen Boden nicht auszugleiten, immer dem Lichte der vorangetragenen Laterne folgend. Auf der Straße schritten die Männer

neben einander, ebenfalls die Frauen und die Kinder. Magda ging an der Seite Oskars. „Nicht wahr", sagte sie halblaut, „Du wirst im Sommer auch immer mit nach dem Kirchhof gehen, wenn wir das Grab begießen und die ersten Blumen pflanzen?" Oskar nickte nur, denn die Kälte ließ ihn kein Wort hervorbringen.

Auf wenige Minuten blieb dann Herr Emanuel Sängerkrug an Dorchens Seite. Die Kleine hatte, seit man vom Grabe weggegangen war, kein einziges Wort gesprochen.

„Sie sind sehr traurig?" fragte der Komiker plötzlich. Fräulein Dorchen schienen Thränen über die Wangen zu laufen.

„Ich bin recht unglücklich, Herr Sängerkrug, ich habe mir große Vorwürfe zu machen. Denken Sie, auf diesem Kirchhof liegt auch meine Mutter begraben, aber an der ganz entgegengesetzten Seite im äußersten Winkel. Es war so dunkel, daß ich zwischen den Bäumen allein nicht hingefunden hätte, aber der liebe Gott wird mir vergeben, denn ich habe im Stillen an sie gedacht und für sie gebetet."

Einen Augenblick schwieg Sängerkrug, wie von etwas Unerwartetem überrascht, dann fragte er wieder:

„Und Ihr Vater, er liegt auch dort?" Fräulein Dorchen antwortete nicht gleich. Des Komikers Blick ruhte auf ihrer Wange. Täuschte er sich nicht bei dem flackernden Licht der Laterne, so war es ihm, als sei eine leichte Röthe in ihre Wangen gestiegen. Dann erwiderte Dorchen leise: „Nein — ich habe meinen Vater nie ge-

kannt. Ich müßte Ihnen eine Geſchichte erzählen, die ſehr traurig iſt, aber Sie müſſen ja heute noch heiter ſein, da paßt ſie ſchlecht für Sie.“ Die alte Geſchichte, dachte der Komiker wieder bei ſich, und ſuchte nach der Hand ſeiner Begleiterin, die er drückte. „Armes Mädchen“, war alles, was er hervorbrachte, aber ſeine Stimme zitterte auffallend.

Als er ſich dann verabſchiedete, ſagte er halblaut vor ſich hin: „Das iſt die richtige Komödie des Lebens: vom Kirchhof zum luſtigen Poſſenſpiele!“

Fünftes Kapitel.

Gleich in den nächsten Tagen nach dem Begräbniß begannen sich die bösen Zungen im Hause zu regen. Eigentlich sei es doch eine richtige Fahrlässigkeit gewesen, solch ein armes Wurm bei glühenden Kohlen im Ofen mit einem fünfjährigen Mädchen, das selbst an Hülflosigkeit noch ein Kind sei, allein im Zimmer zu lassen, während der Vater ganz gemüthlich unten im Keller beim Glase Schnaps gesessen habe. Jeder sei ja bestrebt, seinem Nachbar das Beste zu gönnen und von Denunziation könne keine Rede sein, aber —

Dieses „Aber" war bedeutend genug, um die Gedanken jedes einzelnen gehörig laut weiter zu spinnen. Schließlich that einem doch nur das arme erstickte Kindchen leid, das nun da draußen in kalter Erde lag und seinen Vater nicht mehr anklagen konnte.

Die giftigste Klatschbase im ganzen Hause war Mutter Knabe. Sie brauchte nur drei Worte zu hören, um gleich hundert daraus zu machen, und die Lärmtrom-

pete in der ganzen Nachbarſchaft anzuſtimmen. Sie galt zwar im allgemeinen für halb taub, das hinderte ſie jedoch nicht, zu gewiſſen Zeiten vortrefflich hören zu können. Man mußte die Alte nur genau beobachten, wenn ſie mit der ehrbaren Miene eines Spittelweibes aufmerkſam zuhörte, den Mund halb geöffnet und den ſchielenden Blick zu gleicher Zeit nach zwei Seiten gerichtet. — Mit dem Ausdruck eines Geſichtes, aus deſſen ehrwürdigen Falten nichts mehr von jener Zeit ſprach, in der das Laſter ihr Gewerbe war, ehe Häßlichkeit und Alter ſie von der Straße verſchwinden ließen. „Wie —?! . . . Was —?!“ ſchrie ſie dann nach Art ſchwerhöriger Menſchen drei-, viermal hintereinander, um ſich den Anſchein zu geben, als verſtände ſie das Geſagte erſt nach mehrmaligen Wiederholungen. Dabei ſpitzte ſie die Ohren, und mit einem langgedehnten „ſo—o—o—?“, begleitet von einem Kopfſchütteln, trieb ſie die Verſtellungskunſt bis auf die Spitze.

Was ſie ſelbſt nicht erfuhr, trug ihr Roſa regelmäßig des Nachmittags zu. Sie zeigte dann eine ganz andere Phyſiognomie und ließ das Wie? und Was? beiſeite und hörte jedes Wort. Da kam mit einem Male all' jene verſteckte Gemeinheit zum Vorſchein, die ſelbſt im Greiſenalter eine Sünderin nicht zu verbergen vermag. Das war doch ein vortreffliches Mädchen, dieſe Roſa, die viel zu ſchade war, ſich tagtäglich von einem betrunkenen Vater roh behandeln zu laſſen, und ihre ſchöne, knoſpende Geſtalt unter halben

Lumpen umherzutragen. Die mußte man sich halten, wenn die Pläne, die man verfolgte, verwirklicht werden sollten.

„Trink' doch noch ein Täßchen Kaffee, Kind — nicht wahr, eine Butterstulle ißt Du auch noch?" hieß es dann, und die Alte wußte, daß nichts mehr zur augenblicklichen Dankbarkeit verpflichtet, als die Füllung eines leeren Magens. Rosa fiel dann heißhungrig über Kaffee und Brod her und kramte ihre ganzen Neuigkeiten aus. Hier hatte sie doch wenigstens ein Heim, konnte sie sich weidlich rächen für die Unbill in ihrer eigenen Familie. Am schlechtesten kam dabei das jüngste Geschwisterchen weg, mit dem sie sich schleppen mußte.

„Na, sei still, dumme Trine", sagte sie bei jeder unangenehmen Regung des unschuldigen Geschöpfes, und behandelte es wie einen Haufen bunter Flicken, mit dem man nicht viel Umstände zu machen habe. „Nicht mal ruhig lesen läßt mich so eine ungezogene Jöre, da ist doch diese Kröte, die Magda, jetzt besser dran." Dann beugte sie sich wieder über das gelbe Heft des Kolportage-Romans und weidete sich an jeder neuen Kapitelüberschrift, die ihr die grausigsten und aufregendsten Dinge versprach. Die Leute im Hause behaupteten, sie habe sich an all dem Zeug bereits dumm gelesen, und schlossen das aus des Mädchens halb stumpfsinniger Gleichgültigkeit gegen alles, was ihre Familie betraf. Trotzdem mehrten sich im Innern Rosas Verschmitztheit und Raffinirtheit.

„Diese Kröte, die Magda", zog sie nur zu gern in das Reich ihrer Unterhaltung mit der Alten. Es war etwas wie ein instinktiver Haß, der sie bei jeder Gelegenheit leitete, gegen Merks Tochter Gift und Galle auszuspritzen. Dieses Frauenzimmer bildete sich denn doch zu viel auf seine bessere Kleidung ein und hob vielleicht gerade deswegen den Kopf so hoch, weil es nicht tagtäglich seine Tracht Prügel bekam, wie sie, Rosa, von ihrem nie nüchternen Vater.

Jakobs Tochter hetzte also nach Kräften. „Gewiß, Frau Knabe", sagte sie, „die Kröte hat ebenso sehr Schuld am Tode des Kindes, als ihr Vater. Kaulmann hat es mir erzählt, daß sie beim Weggehen gerade Merk traf, als er mit meinem Vater zu Zipfel heruntergehen wollte. Sie hätte ihm den Schlüssel einfach geben sollen oder nicht eher ruher, bis Merk hinaufgegangen wäre. Zu was wohnen wir denn eine Treppe höher? Sie hätte sich die Beine nicht abgetreten, wenn sie zu mir gekommen wäre. Man sollte einfach den Stock nehmen und sie gehörig durchwalken, daß sie Striemen bekäme. So ein eingebildetes Ding —".

Frau Knabe hörte da Dinge, die gerade für ihr Mundwerk geschaffen waren. Am andern Tage wußte die ganze Nachbarschaft rechts und links, oben und unten, in und außer dem Hause, wie die Geschichte sich eigentlich zugetragen habe. Die Polizei wurde aufmerksam und Merk wurde in eine Untersuchung gezogen. Nach vier Wochen

bekam er eine Anklage wegen fahrläſſiger Tödtung eines Menſchen. Es wurde erwieſen, daß er durch ſeine Tochter erfahren habe, daß die beiden Kinder allein beim Feuer im eiſernen Ofen in der Stube ſich befunden hatten, daß Magda ihm bei ihrem Weggange auf der Straße begegnet ſei und ihm dies geſagt habe; daß er nichtsdeſtoweniger mit Ludwig Jakob nach der Budike hinuntergeſtiegen ſei, um zu zechen, während oben ſein Kind halb verbrannte. Die Schuld wurde von dem dreizehnjährigen Mädchen auf ihn allein gewälzt. Der Gerichtshof nahm mildernde Umſtände an und verurtheilte Merk zu vier Wochen Gefängniß.

Das geſchah gerade zur Zeit, als der Eiſendreher ſeit Wochen bereits in der Walzenfabrik ſo viel Beſchäftigung bekommen hatte, um wenigſtens zwölf Mark wöchentlich zur Erhaltung ſeiner Familie beiſteuern zu können.

Seit dem Tage der Verurtheilung wurden Merks mit anderen Augen betrachtet. Das Gericht hatte geſprochen, das änderte die Sachlage vollſtändig. Du mein Gott, wer mit dem Strafgeſetzbuch nicht in Konflikt kommen wollte, der mußte auch danach handeln. Im Innern thaten einem ja die Leute leid, aber es war doch beſſer, wenn man jetzt auf der Treppe ſo kurz wie möglich den Gruß erwiderte und nicht wie gewöhnlich, ſtehen blieb, um ein paar Wort auszutauſchen. Das arme kleine Kindchen, es hätte noch ſo roſig in die Welt ſchauen können, wenn ſein Vater ſich nicht vergeſſen hätte.

Merk saß im Gefängniß, während Ida nach wie vor still ihrer Arbeit nachging und nur ganz sich, ihren Kindern und den Gedanken an ihren Mann lebte. Das hatte noch gefehlt, daß der Vater als Mörder seines eigenen Kindes hinter düstern Mauern schmachten mußte. Wenn die Kinder schliefen, saß sie noch bei der Lampe und weinte blutige Thränen. Ihr Mann hatte sich zum ersten Mal in seinem Leben betrunken gehabt und seine Pflicht gegen seine Familie vergessen. Das war der Wurm, der in ihrem Innern nagte, der gewiß auch jetzt in der Brust ihres Mannes seine Arbeit that. Und doch entschuldigte sie ihn, sprach sie ihn frei. Die Freude, seit langer Zeit wieder Beschäftigung gefunden zu haben, hatte ihn zum Trinken verleitet. Und jetzt hatte mit einem Schlage auch dieser Verdienst gewaltsam wieder sein Ende erreicht.

Wenn dann, wie gewöhnlich, in der Nacht über ihr bei Jakobs gräßlicher Skandal ertönte, fanden ihre Gedanken neue Nahrung. Ihr ganzer Groll richtete sich gegen das Familienhaupt der Sippschaft da oben. Der gemeine arbeitsscheue Patron war es ja gewesen, der Merk verführt hatte. Ida ballte die Faust, und etwas wie ein leiser Fluch entfuhr ihren Lippen. Sie liebte keine Zänkereien, aber bei Gelegenheit wollte sie diesem Generalbummler doch gründlich die Wahrheit sagen.

Am Ende dachte sie wieder an die grauenhafte Zukunft, die sie hohnlächelnder als je inmitten ihrer ärm-

lichen Wohnung angrinste. Wer wußte, wann Merk wieder Arbeit bekam, um die Erhaltung der Familie wieder allein zu tragen? Sie plagte und schindete sich ja nach Kräften, aber auf die Dauer glaubte sie das nicht mehr ertragen zu können. Ueberdies mußte ihr Arbeitgehen auf ganz natürlichem Wege ein Ende nehmen. Sie ging guter Hoffnung entgegen, und die Zeit nahte immer mehr heran, in welcher sie sich schonen mußte.

Ihre einzige Freundin blieb nach wie vor Frau Schwarz. Die Mäntelnäherin verbrachte jeden Abend mit ihren Kindern ein paar Stunden bei Ida, wo sich die beiden Frauen gegenseitig ihr Herz ausschütteten und gemeinschaftlich ihren Kaffee tranken. Die jüngeren Kinder trieben dann allerhand Allotria, während Magda in der Küche bei spärlichem Licht neben Oskar saß, der ihr wunderbare Geschichten erzählte. Zu ihnen gesellte sich gewöhnlich dann Franz, um seine neuesten Zeichnungen zu zeigen. Floras Marie und Idas Anna aber unterhielten sich in der Nähe des Ofens mit einer Puppe, welcher der Kopf fehlte.

Einmal hatte Oskar wieder wie gewöhnlich Merks Tochter eine seiner abenteuerlichen Geschichten erzählt, die Magda ganz besonders gefiel. Sie erschien ihr außerordentlich schnurrig. Ein großer Sandberg kam in ihr vor, in den zwei arme Kinder eine große Höhle gegraben hatten, um sich in ihr aus Holz und Steinen einen Palast zu bauen, den sie später, wenn sie größer werden würden, gern

besitzen wollten. Aber der Regen kam und vernichtete alles wieder. Und sie bauten immer von neuem, um ihr Kunstwerk doch immer nur dem alten Schicksal erliegen zu sehen. Dabei wurden sie älter und immer älter, und schließlich wurden sie von einander getrennt. Und als sie sich nach Jahren statt in einem glänzenden Palast in einer armseligen Hütte wiedertrafen, mußten sie sich jenes Sandbergs erinnern, und daran erkannten sie sich wieder.

„Wo hast Du denn das gelesen?" mußte Magda plötzlich fragen; „das hört sich ja gerade an, als sei es hier auf unserm Hof passirt."

Der Sohn der Mäntelnäherin schwieg einen Augenblick, dann sagte er halb verlegen: „Die Geschichten denke ich mir alle selbst aus. Siehst Du, die letzte habe ich sogar niedergeschrieben." Oskar Schwarz zog ein blaues Schreibheft hervor, und richtig — Magda konnte das alles zierlich geschrieben lesen, was ihr Freund soeben erzählt hatte.

Im ersten Augenblicke starrte sie ihren Nachbar an, als erschiene er ihr wie ein Wunder, dann lief sie nach der Stube und rief ganz laut: „Mutter, denke nur, Oskar schreibt Geschichten, ganz gewiß, alles ganz natürlich. Den großen Sandberg auf unserm Hof, die Höhle, die immer drin ist, und die Kinder, wie sie ihre Häuser bauen! Oskar, komm' doch 'mal herein!" Der Sohn der Frau Schwarz näherte sich zaghaft; sein blasses Gesicht

war über und über roth geworden. Er lehnte sich neben seiner Mutter an die Wand, und die Mäntelnäherin fuhr ihm mit ihrer wohlgeformten weißen Hand über seine Stirn, um ihm das Haar aus derselben zu streichen.

Magda stand hinter ihrer Mutter und betrachtete ihn noch immer mit großen Augen. Er erschien ihr mit einem Mal ganz anders, als sonst.

„O", sagte Frau Schwarz, „das thut er immer zu meinem großen Kummer. Die Bücher verdrehen ihm den Kopf, er will durchaus ein Dichter werden. Aber ich lasse ihm vorläufig seine Marotten, denn er übt sich dabei im Schreiben, das kann nur von Vortheil für ihn sein, wenn ich ihn irgendwo nach einem Bureau schicke, denn nach der Fabrik zu gehen, ist er zu schwach, und verdienen muß er doch bald."

Ida warf ein, daß es ihrer Freundin gerade ebenso ginge, wie ihr selbst mit ihrem Franz, der durchaus ein großer Maler werden wolle.

So brachte man die Abende hin, während der glühende eiserne Ofen eine angenehme Wärme verbreitete und die große Kaffeekanne auf ihm allmählich geleert wurde. Oefter kam auch Dorchen aus ihrem eingebauten Zimmer heraufgestiegen und vermehrte die Gesellschaft. Sie hatte namentlich zu Magda und der kleinen Anna eine große Zuneigung gefaßt, die sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legte.

Eines Morgens ging Ida wirklich nicht nach der Arbeit. Es war gerade die Zeit, da man jeden Tag Merks Rückkehr aus dem Gefängniß erwarten durfte. Ida hatte ſich während der letzten Woche mehr nach der Fabrik geſchleppt, als ſie gegangen war. Das anſtrengende Arbeiten hatte überdies auch äußerlich an ihr ſeine Wirkung gethan. Sie hatte nicht mehr die vollen Wangen wie früher, und ihre Augen ſchienen tiefer in die Höhlen zurückgeſunken zu ſein. Sie entbehrte förmlich um ihrer Kinder willen. Den Tag über aß ſie ihre Stullen, und holte ſich Mittags von einem Budiker in der Landsbergerſtraße ihren braunen Topf voll Kaffee. Des Abends pflegte ſie ein Stückchen Fleiſch mit nach Hauſe zu bringen, das ſie den Kindern kochte; oder aber, ſie hatte für wenige Groſchen beim Schlächter Wurſtabfälle gekauft, an denen ſich die ganze Familie delektirte. Des Sonnabends nun gar kam ſie mit einem großen Sack auf den Schultern angekeucht. Sie hatte den Armenmarkt auf dem Büſchingsplatz beſucht, um billig Kartoffeln und Brod für die nächſten Tage einzukaufen. Magda ging ihr dann entgegen, um ihr die Laſt erleichtern zu helfen. Da wurde am Abend des Lohntages in der armſeligen Behauſung ein kleines Feſt gefeiert, deſſen ganze Bedeutung nur diejenigen kennen, die ſich die ganze Woche hindurch bei ſaurem Schweiß geplagt haben. Frau Merk wurde dann ihren Kindern gegenüber ſogar freigebig, wenn der Kaffee durch einen Löffel voll Zucker verſüßt

wurde. Die Kinder ſetzten ſich dann vergnügt in eine Ecke und leckten förmlich die Finger nach einer belegten Stulle.

Heute ließ Frau Merk Frau Schwarz zu ſich heraufrufen. Sie lag bereits im Bette, als die Mäntelnäherin vor ihr ſtand.

„Flora", ſagte ſie, „es geht wirklich nicht mehr, Du ſiehſt, ich liege ſchon, es iſt auch die höchſte Zeit. Du weißt, was bevorſteht, ich bitte Dich, bleibe bei mir und beſorge das Nöthige, da in der Schublade liegt Geld. Die Kinder können wohl am beſten unten in Deiner Wohnung bleiben. O, wenn doch Merk erſt hier wäre; mir iſt ſo, als wenn er heute kommen müßte."

Sie hatte furchtbare Schmerzen und ſtöhnte und ächzte in einem fort.

„Das wird ſchlimm werden", ſagte ſie dann wieder; „ich glaube, ich habe mir geſtern wehegethan beim Umlegen eines Spindes." Sie krümmte ſich förmlich, ſo entſetzlich litt ſie. „Ja, ja, das kommt davon," ächzte ſie dann wieder mehr, als daß ſie es ſagte, „wenn man wie ein Laſtthier ſich buckeln muß, wo man eigentlich ſich ruhen und pflegen ſollte."

Plötzlich ſchrie ſie ſo jämmerlich auf, daß Flora angſt und bange wurde. Das würde noch gerade gefehlt haben, wenn die Mutter draufginge, wo ein neues Leben beginnen ſollte.

Die Mäntelnäherin ſuchte ſie zu tröſten, dabei wurde ihr aber ſelbſt das Herz beklommen. Es war in der Dämmerſtunde. Flora zündete Licht an und verhing die Fenſter mit einem alten Shawltuch und einer geflickten Bettdecke. Dann mußte Magda, die in der Küche geblieben war, Fräulein Dorchen heraufholen. Die kleine Näherin ſollte die nöthige Hülfe holen.

Bei Zipfel unten ging es um dieſe Zeit bereits wieder laut her. Es war Montag, da hatte man zeitig Feierabend gemacht und auch noch ſoviel Geld in der Taſche, um einen gehörig hinter die Binde zu gießen.

An einem Tiſch gegenüber der Schenklade, in eine Ecke gedrückt, ſaß Ludwig Jakob, der ſein Theil heute wieder gehörig weg hatte und ſich auf Koſten ſeines Schlafburſchen Kaulmann, der neben ihm ſaß, ganz vortrefflich gut that. Er hatte eine rieſige Karbonade auf ſeinem Teller und aß mit einem Heißhunger, als hätte er ſeit vier Wochen kein Fleiſch mehr geſehen. Zweimal bereits hatte Roſa an ſeiner Seite geſtanden, um Geld zu Brod von ihm zu erlangen. Es ſei auch keine Milch für das Kind oben. Der lange Keſſelſchmied trieb bei dieſer Gelegenheit ſeine alten Späße mit dem Mädchen. Er umfaßte Roſa und drückte ſie heimlich, während der Vater den Knochen der Karbonade abnagte. Roſa gebrauchte denn auch ihr Mundwerk gründlich.

„Was bilden Sie ſich eigentlich ein, Sie lange Latte", ſagte ſie und fuhr dann fort: „Ich Ihre Frau werden?

Danach habe ich schon ausgesehen! Da suche ich mir denn doch einen Bessern aus."

„Was — den Zieraffen, den grünschnäbligen Bengel bei Laibs wohl, der Dir neulich gerade im Gesicht herumfuhr, als ich eintrat, um meine Uhr zu holen?" versetzte der Kesselschmied dann, und Rosa erwiderte: „Warum nicht? Wenn er Geld hat, kann es auch einer vom Stamm Nimm sein, sagt die Mutter Knabe immer." Im nächsten Augenblicke hatte ihr Vater auch schon zum Schlagen ausgeholt, daß seine Tochter zusammenzuckte. „Dieses Mensch", preßte er hervor. Ehe er sich aber erheben konnte, war Rosa bereits nach der Thür gesprungen, die nach dem Hof hinaufführte.

Durch die halbe Oeffnung rief sie dann zurück: „Das Knuffen verbitte ich mir endlich, gieb lieber Geld zu Brod!"

Vor sich hin aber murmelte sie: „Alter Grobian!"

Jakob wollte es mit seiner Tochter nicht verderben. Er langte in die Westentasche und holte ein Fünfzigpfennigstück hervor, das er auf den Tisch warf.

„Das wird 'mal eine nette Pflanze werden, Deine Tochter", warf Kaulmann dann ein, und lehnte sich mit seinen beiden Ellenbogen ungenirt auf den Tisch.

Um diesen großen, runden Tisch, über welchem das riesige, aus Pappe angefertigte Messer mit der Klingel schwebte, saßen denn auch noch andere Gestalten, die schließlich als Stammgäste den Ton angaben. Nach und nach griff in dem

niedrigen Raume eine überlaute, animirte Stimmung um ſich, die mit ihrem wirren Durcheinander von ſchreienden und ſtreitenden Stimmen vortrefflich zu der Atmoſphäre dieſer Kneipe paßte, wo der Tabaksqualm wie eine dichte Wolke an der Decke lagerte und durch ſeinen Nebel dem Licht der einzigen Gasflamme in der Mitte gerade noch Leuchtkraft genug gab, um die ſchmutzigen Blouſen, die eingedrückten Hüte, aufs Ohr geſetzten Mützen und auf den Tiſch geſtützten Arme von einander unterſcheiden zu können.

Kaulmann, genannt das Großmaul, beliebte es mit ſeiner Bärenſtimme ſich in dem Gemiſch von rohen Späßen, lautem Lachen und halb erſticktem Lallen am meiſten bemerkbar zu machen. In ſeiner bekannten Weiſe kam er immer wieder auf die rieſige Ausdehnung der neuen Fabrik zu ſprechen, in der er ſeit acht Tagen beſchäftigt war. Seine Aufſchneidereien hatten alle drei Minuten das Ziehen an der herunterhängenden Strippe des Meſſers mit der Klingel ſeitens eines der Kollegen im Gefolge. Borſig ſei als Fabrikant der reine Waiſenknabe gegen Friedrich Auguſt Lehmann in der Müllerſtraße, meinte das Großmaul, wonach allerdings im ganzen Kreiſe eine derartige Oppoſition in Geſtalt von Schmeichelnamen höchſt zweifelhafter Natur erſchallte, daß ſchließlich der lange Aufſchneider halb und halb die Segel ſtreichen mußte.

Thomas Fritze, ein Schloſſer aus der Antonſtraße, erklärte ihn ſchließlich für den größten Theekeſſel unſeres Jahr-

hunderts, wofür Kaulmann die Bemerkung zurückgab, daß Leute, die in der Nähe des „grünen Antons" wohnten, ihn überhaupt nicht beleidigen könnten. Gerichtsstraße und Antonstraße benutzten denn auch weidlich die Gelegenheit, in derbem Humor sich gegenseitig den Rang abzulaufen, wobei zu Herrn Christoph Zipfels Freude die Gläser immer aufs neue gefüllt wurden.

In einem Winkel bei der Thür pflegte um diese Zeit auch immer Herr Theodor Düstergang seinen Platz einzunehmen, Inhaber des Entresol-Zimmers im Vorderhause, dessen ganze Bedeutung und soziale Stellung der Nachbarschaft durch das weiße Pappschild über der Hausnummer mit der Aufschrift: „Klagen, Bittgesuche, Gelegenheitsgedichte ꝛc. werden schnellstens und billigst hier ausgeführt", zur Genüge bekannt war.

Herr Düstergang war in Kreisen der Armen dieser Gegend eine wohlgelittene und äußerst respektirte Person, die mit einer riesigen Papierrolle in der Hand von Budike zu Budike wanderte, von Destillation zu Destillation, um neue „Klienten" zu suchen und bei dieser Gelegenheit dafür zu sorgen, daß seine Nase immer mehr Aehnlichkeit mit einem hellstrahlenden Rubin bekam. Er trug ewig einen hellen, abgenutzten Sommerpaletot, schwarzen Cylinder und blauen Regenschirm, den er in den seltensten Fällen aufzuspannen pflegte, weil das Drahtgestell an ihm diese Manipulation nicht mehr zugelassen haben würde.

Einige lateinische Brocken genügten, um jedem neuen Klienten, der fünfzig Pfennig oder ein Markstück an eine Eingabe wenden wollte, gewaltig zu imponiren. „Der „casus“ liegt so“, sagte er zum Beispiel, oder „praeter propter“ wäre das so zu machen“, oder „das ist eine „complication“, die zu denken giebt, oder „das ist ein „casus belli“, der für die letzte Instanz reif ist.“

Würdevoll schüttelte er dann sein ergrautes Haupt, setzte eine riesige Hornbrille auf, holte aus dem umgestülpten Cylinder die Papierrolle hervor, langte zu gleicher Zeit nach einem abgenutzten Strafgesetzbuch in der Paletottasche, förderte Feder und Klappdintenfaß an das Tageslicht und begann sofort seine Arbeit mit der Miene eines Mannes, der sich seiner ganzen erhabenen Stellung in solchen Augenblicken bewußt ist.

Am Ende sagte er dann: „Ich kann Sie versichern, daß Ihre Sache sich in guten Händen befindet. Ich habe Ihnen hier praeter propter eine Konstruktion geliefert, die außerordentlich wirken wird, ich sage Ihnen außerordentlich. Sollte es dennoch, was ich bona fide durchaus bezweifle, nicht wirken, so bitte, benachrichtigen Sie mich gefälligst davon. Sie kennen doch meinen Namen? Theodor Düstergang, Anwalt und Gelegenheitsdichter, Gerichtsstraße Numero soundso, im Entresol des Vorderhauses. Doch erhalten Sie nähere Auskunft, sollte ich nicht in meinem Bureau sein,

unten bei Herrn Zipfel, der Sie genauer über meine Sprechstunden informiren wird."

Diese Sprechstunden pflegte Herr Theodor Düstergang überall abzuhalten, nur nicht in seiner Wohnung, was bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit Destillationen und Schankstätten aller Art nicht zu verwundern brauchte.

„Heda, Herr Rechtsanwalt!" schrie ihm heute der lange Kesselschmied entgegen, als Düstergang in seiner gewohnten Weise händereibend in das Lokal trat, einen „Guten Abend, meine Herren!" mit seiner verrosteten Stimme bot und mit Hut, Schirm und Papierrolle den kleinen Tisch neben der Thür belegte.

„Ah, der Herr Rechtsanwalt!" fiel Herr Zipfel freundlich lächelnd ein, mit der Genugthuung eines Wirthes, der da weiß, daß jetzt am Stammtisch ein Mann seinen Platz einnehmen würde, der vortrefflich zur Unterhaltung der übrigen Gäste beizutragen pflegte.

„Mach' doch Platz, Waschbär", raunte Thomas Fritze, der Schlosser, einem neben ihm sitzenden Maurer zu und gab ihm dabei einen kleinen Rippenstoß.

Ludwig Jakob schlug dann auf den Tisch, daß die Gläser klapperten.

„Zipfel, was ist das für Wirthschaft? Noch ein Glas! Da dürstet man sich die Kehle trocken nach Eurer Karbonade, die Salz genug hatte, um ein ganzes Schwein damit einzupökeln."

„Geh' nach der Volksküche, wenn's Dir hier nicht schmeckt!" gab der dicke Budiker zurück, während Kaulmann meinte, das würde jedenfalls noch früh genug kommen.

„Halt Deine Zähne, Männeken!" rief Jakob und gab dem Kesselschmied einen Schlag auf die Schultern. Dann fing er laut an zu gröhlen, rückte die Mütze schief und legte sich weit auf den Tisch hinüber.

„Ein Schnäpschen, Herr Zipfel, und eine Cigarre, wenn ich bitten darf, praeter propter zu fünf Pfennigen!" rief Herr Theodor Düstergang nach dem Schenktisch hinüber und setzte das Händereiben fort. „Recht unangenehme, rauhe Luft heute, meine Herren", wandte er sich an seine Umgebung; „legt sich zu leicht auf das Gemüth, eine derartige Witterung und macht den Menschen recht mißgestimmt; tritt gewöhnlich immer Husten und Schnupfen bei mir ein, weiß das a posteriori. Bitte noch um einen kleinen Pfeffermünz, Herr Zipfel, ja?" Mit einer langen Armbewegung langte er das Glas nach dem Ladentisch hinüber.

„Habe überhaupt heute einen recht traurigen casus gehabt, der mich unangenehm berührt hat. Entsinne mich wirklich nicht, seit den letzten Jahren in meiner Praxis etwas derartiges aktuirt zu haben." Der berühmte Volksanwalt und Gelegenheitsdichter des Weddingviertels wurde bereits mit einer Aufmerksamkeit respektirt, die seine ganze geistige Ueberlegenheit diesen Arbeitern gegenüber kennzeichnete.

„Da bin ich neugierig", meinte der Schlosser aus der Antonstraße.

Düstergang machte eine Kunstpause, zog den Sommerüberzieher so weit wie möglich zusammen und fuhr dann fort:

„Soll da die Rechte einer bedauernswerthen, jungen Mutter vertreten, die unverheirathet von einem vornehmen Herrn verführt worden ist, und todtkrank an der Schwindsucht darniederliegt. Sie wissen, meine Herren, es ist Wilkes älteste Tochter Klara, hinten im Hof parterre links." Er wurde unterbrochen.

„Ah", ertönte es am Tisch mit langen Gesichtern.

Das hatte man immer gedacht, daß da etwas nicht richtig sei.

Düstergang fuhr abermals fort: „Sie geht als Falzerin, dieses Mädchen, und zwar liegt hier, wie schon erwähnt, ein ganz eigenthümlicher Fall vor. Ich will nichts gesagt haben, aber eine sonst sehr ehrwürdig aussehende Frau, die des Abends mit Streichhölzern handelt, spielt eine Rolle in dieser ganz aktuellen Geschichte. Ich warne Sie, meine Herren, die Sie Töchter haben — doch ruhig, ich will bei Leibe nichts gesagt haben."

Ludwig Jakob schlug abermals auf den Tisch, dann brüllte er los: „Ich sage Dir, Kaulmann, wenn meine Rosa noch einmal zu der Alten — na, Gott lenke mir die Faust!"

Der Rumor war fertig. Das war ein Thema, über das weidlich ein jeder seine Ansicht in der derbsten Weise äußern konnte.

Der alte Eisendreher wollte sogleich sehen, ob sein Mädel wieder unten im Keller säße. Er würde ihr die Knochen im Leibe zerbrechen, sagte er. Er stand auf und wankte nach dem Hof hinaus. Während seiner Abwesenheit ging am runden Tisch das Kannegießern weiter. Zipfel mußte am meisten dabei herhalten. Wenn er die Sippschaft da unten nicht bald zum Hause hinauswerfen werde, müßten die anständigen Menschen bald ziehen. Dann wollte man durchaus von Herrn Theodor Düstergang erfahren, wer dieser vornehme Hallunke eigentlich sei.

„Es wird auch Zeit", sagte der Kesselschmied, „daß endlich die ganze Gesellschaft auf den Kopf gestellt wird und wir einmal ans Ruder kommen." Jedenfalls, setzte er hinzu, sei das wieder ein reicher Tagedieb gewesen, der sich durch sein Geld alles erlauben dürfe. Wenn er so einen Wicht mal unter seine Finger bekäme, dann würde er ihm einen Denkzettel geben, daß er sich die Mädchen wo anders aussuchen solle, als nur unter den Arbeiterinnen, die natürlich immer noch gut genug wären, um dem Pack in Glaceehandschuhen ein paar süße Stunden zu bereiten.

„Der Halunke thut, als ob er in seinem Leben noch nicht Jakobs Rosa mit den Augen verschlungen hätte", ertönte Zipfels Stimme vom Ladentisch herüber. „Na, sei man gut, Langer, wenn Du am Ruder wärst, würde die Welt einen Faullenzer mehr haben, der seine Glieder nach der Decke streckte. Du siehst mir gerade so aus, als wenn

das Arbeiten Deine liebste Beschäftigung wäre!" Man lachte, und Kaulmann hätte am liebsten Zipfel sein Glas an den Kopf geworfen, wenn er nicht befürchtet hätte, daß sein Kredit hier unten ein Ende erreicht haben würde.

Die Gläser wurden immer aufs neue gefüllt, und nach und nach fühlte man sich in leidlich geheizter Stimmung. Plötzlich kam Zappel, der Kolporteur, mit seiner riesigen Mappe die Hintertreppe heruntergekeucht.

„Ah, Zappelius riecht auch die Wärme", rief der Kesselschmied ihm entgegen und rückte einen Stuhl weiter.

Zappel hatte gleich eine Neuigkeit vorzubringen. Er sei eben oben bei Merks vorbeigegangen, ob man denn wisse, was da eigentlich vorgehe? Die Frau schreie so jämmerlich, daß Steine sich erbarmen müßten. Es sei etwas Kleines unterwegs, aber die Dinge ständen sehr schlecht.

„O, der beklagenswerthe Mann", fiel der große Volksanwalt ein. „Er ist sehr zu bedauern, der arme Merk. Hätte er sich nur an mich gewandt, ich hätte a priori seine Sache vortrefflich geführt."

Jetzt hörte man Stimmen vor der Thür, die nach der Straße ging. Es hatte den Anschein, als sprächen zwei Männer sehr laut, von denen einer den andern zu überreden suchte. Gleich darauf stolperten schwere Tritte die Treppe herunter, und Jakob trat mit Merk herein. Der Alte hatte einen Blick nach der Straße gethan, und den jungen Eisendreher dabei abgefangen, wie er gerade in den

Thorweg treten wollte. Merk kam direkt aus dem Gefängniß. Er trug seine alte Kleidung, in der man ihn immer aus- und eingehen sah. Sein Gesicht sah bleich und etwas eingefallen aus, während sein Blick finster wie niemals war.

Er wollte erst nicht mit hinunter kommen, Scham und die Sehnsucht nach seinen Lieben hatten ihn zurückgehalten. Als Jakob aber eindringlich gesprochen hatte, und ihm die bekannten Gesichter vor Augen malte, hatte er endlich nachgegeben. Ueberdies fühlte er unendliche Sehnsucht, nach vier Wochen wieder irgend einer befreundeten Person die Hand zu drücken und ein paar Worte zu sprechen. Man hielt ihn also doch allem Anschein nach nicht für das, was er sein sollte. Da winkte ihm das erwärmte, erleuchtete Zimmer entgegen, da fühlte er sich wieder als Mensch Menschen näher gerückt.

Als er eingetreten war, trat einen Augenblick Todtenstille ein. Der kam ja gerade, wie der Wolf in der Fabel. Das machte plötzlich das Stimmgewirr am runden Tisch verstummen.

Dann brach Ludwig Jakob den Bann. Lallend, halb stammelnd vor Trunkenheit, Merk, der noch immer zaghaft schien, mit sich ziehend, sagte er:

„Sei kein Narr, alter Junge, wer von uns wird Dir was nachreden! Du solltest uns doch besser kennen.“ Dann schrie er nach dem Tisch hinüber: „Heda, Kinder, kennt Ihr

den noch? Da ist er wieder. Aber er schämt sich, der brave Kerl, der immer die Ehrlichkeit selber war!"

„Hollah, Merk — wahrhaftig, Merk ist's! Das ist recht, daß Du zuerst Deine Bekannten begrüßt!"

Man erhob sich vom Tisch und stürmte auf ihn ein, um ihm die Hand entgegenzustrecken.

Papa Zipfel war vor den Ladentisch getreten und raunte den andern zu: „Es ist besser, wir halten ihn vorläufig hier fest und sagen ihm nichts von dem, was da oben vorgeht. Das könnte die übelsten Folgen haben, wenn seine Frau ihn gerade jetzt zu sehen bekäme. Wenn alles glücklich vorüber, ist die Freude eine um so größere."

Man nickte verständnißvoll, und Herr Theodor Düstergang gab gestikulirend zurück: „Das wäre allerdings ein casus malus, der als ein Exemplum für die Folgen eines unvorbereiteten Wiedersehens gelten könnte. Man muß also alles aufbieten — aber verlassen Sie sich auf mich, mein lieber Herr Zipfel. Als ich noch am Kreisgericht zu Landsberg war, erlebte ich einen ganz analogen Fall, verstehen Sie, obendrein in meiner eigenen Familie. Wollen Sie mir noch ein neues Gläschen geben? und darf ich Sie bitten, nicht zu vergessen: es ist das fünfte."

„Gott stärke — in einer Viertelstunde fünf Große?" meinte Zappel, genannt Zappelius, zu seinem Nachbar, Thomas Fritze; „na der Linksanwalt kann so bleiben!"

Man hatte dann wieder Platz genommen. Merk saß in der äußersten Ecke des Gewölbes, geradeüber von Ludwig Jakob. Aller Augen waren nach ihm gerichtet, als erwarte man, daß er nun seine Erlebnisse im Gefängniß zum Besten geben würde. Zipfel hatte ein Glas Schnaps vor ihn hingestellt, das Merk aber zurückschob. Es fiel ihm plötzlich ein, daß er seiner Frau geschworen hatte, nie mehr Spirituosen über die Lippen zu bringen.

Die andern hatten ihre Gläser erhoben, um mit ihm anzustoßen, als Jakob die Manipulation seines Kollegen bemerkte.

„Er hat Recht", sagte er plötzlich, „wenn er nicht gleich von dem Fusel etwas wissen will. Er kommt aus der Kälte, und da sollten wir ihm erst etwas Warmes spendiren."

Merk wehrte ab. Er blickte noch immer halb abwesend vor sich hin, als sei er von dem plötzlichen Wechsel der Stimmung in der Gesellschaft halb betäubt.

„Man sollte Sie bitten, Herr Merk, ein Gläschen Grog zu sich zu nehmen", warf der Volksanwalt und Gelegenheitsdichter Herr Theodor Düstergang ein.

„Gewiß, Grog! Zipfel, ein Glas Grog für Merk!" brüllte der lange Kesselschmied durch den Tabaksqualm. „Das wäre überhaupt so eine Idee für uns alle, wenn wir eine Lage Grog tränken. Ach, was — weg damit, lustig gelebt und selig gestorben. Wer sich besäuft, der kühlt sich nachher den Kopf. Hier, Merk, das gebe ich heut zum Besten, weil Du's bist und es verdienst!"

Er langte in seine Westentasche und warf ein Zweimarkstück auf den Tisch.

Es entstand eine laut geäußerte Zustimmung, die durch Aufschlagen auf den Tisch, gegenseitiges Zurufen und Schreien wie: „Kaulmannn hat Recht!" „Das war den Nagel auf den Kopf getroffen!" „Der geizt doch wenigstens nicht!" ihren Ausdruck fand.

„Pst! Nur nicht grob sein, immer leise, ohne Aufregung", beschwichtigte Papa Zipfel mit emporgehobenen Händen und ging schmunzelnd ans Werk.

Dann standen die dampfenden Gläser auf dem Tisch.

„Hast Du gehört, wie's oben bei mir geht?" fragte Merk Jakob. Du kannst Dir denken, daß ich mich förmlich graule, hinaufzusteigen, in der Voraussicht, vielleicht etwas Schlimmes zu hören."

„Ausgezeichnet, sage ich Dir, alter Junge, ausgezeichnet!" erwiderte lallend der alte Eisendreher. „Die Kinder sind wohlauf und munter, und Deine Frau rüstig wie immer."

„Also es ist noch nicht so weit — Du weißt doch?"

„J, Gott bewahre, ich müßte es doch sonst wissen." Die andern stießen sich bedeutungsvoll an und zwinkerten sich mit den Augen zu.

Merk war das eine Beruhigung. Im Augenblick vergaß er die hinter ihm liegende Zeit und dachte jetzt nur noch an die Zukunft.

„Na, denn Prosit, auf Dein Wohl! Laß die bösen Tage zu allen Teufeln gehen!“ Jakob ergriff das Glas und stieß mit ihm an.

„Prosit, Merk, auf Dein Wohl! Na und Du, Kaulmann, Dein Glas auch her.“

Merk konnte nicht mehr zurückstehen. Die aufrichtige Theilnahme der Zechgesellschaft, die veränderte Stimmung, die sich seiner bemächtigte, das innere Drängen, zu irgend einem guten Freunde sein Herz ausschütten zu können, das Bewußtsein, daß alles wohlauf und munter in seiner Familie sei, die ganze, ihn wie ein Rausch in den Bann nehmende Behaglichkeit eines erwärmten Zimmers inmitten guter Kameraden, der Muth, der ihn wieder beseelte, mit doppelter Kraft den Kampf ums Dasein aufzunehmen — alles das vereinte sich in dem dampfenden Glase zu einem Magnet, der Hand und Mund anzog.

„Prosit!“ stimmte er mit ein und berührte sein Glas mit den andern.

Schon das erste Glas versetzte Merk in eine andere Laune. Er könne doch jetzt wenigstens den Mund aufthun, meinte Kaulmann zu dem Maurer. Dann drang Jakob in Merk, etwas aus seiner Gefängnißzeit zum Besten zu geben.

„Ach, laß doch, ich mag nicht mehr daran denken“, gab Merk zurück, während sein Gesicht sofort den alten düstern Anflug bekam. Am Ende, als Jakob durchaus nicht nachgeben wollte, wurde der Merk verdrießlich.

Man solle ihn doch jetzt wenigstens in dieser heiteren Stunde damit zufrieden lassen.

Dabei griff er wieder zum Glas und trank übermäßig schnell.

Die andern meinten, Merk habe vollkommen Recht, wenn er sich nicht gleich wieder am ersten Abende seinen Geschmack verderben wolle.

Nach und nach schien Merk ganz fidel zu werden. Er lachte jetzt bei einem guten Witz schallend mit, verleugnete seine alte Ruhe nach Möglichkeit, und es kam ihm schließlich nicht darauf an, einmal wie die andern auf den Tisch zu schlagen, um das von ihm Gesagte zu bestätigen. Ein Theil jenes anderen Menschen, welcher im bezechten Zustande sich zu äußern pflegt, erwachte auch in ihm. Dazu kam, daß er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte und das Trinken dadurch doppelt wirkte. Die anfängliche Heiterkeit verwandelte sich dann bei ihm in eine gewisse Melancholie. Einmal stützte er den Kopf in die Hand und starrte vor sich hin. Dabei schrie er mitten durch die allgemeine Unterhaltung: „Seht Ihr, das habe ich den modernen Zuständen zu verdanken, daß ich mein Kind verlor und schließlich noch seinen Tod verschuldet haben sollte, um ins Gefängniß zu müssen! Hätte ich Arbeit gehabt, hätte meine Frau nicht nach der Fabrik zu gehen brauchen, wäre die Geschichte nicht passirt!‘

„Es iſt das eine durchaus logiſche Exemplifikation, mein lieber Zappel, gegen die nichts einzuwenden iſt," bemerkte der gelehrte Düſtergang und ſuchte vergeblich nach dem letzten Tropfen in ſeinem Glaſe.

„Ruhe am Tiſch!" brüllte Kaulmann. „Merk hat Recht, hört ihn nur weiter!"

Und dieſer fuhr fort: „Wer giebt mir den Gegenbeweis, daß ich nicht gern gearbeitet habe, daß ich nicht von früh bis ſpät auf den Beinen war, um zu einer neuen Beſchäftigung zu kommen? Ich frage, wer hier unter Euch iſt, der da behauptet, ich habe nicht ſtets meine Schuldigkeit gethan. No, rede doch 'mal einer!"

Er ſchlug abermals auf den Tiſch und blickte, in ſeinem Aeußern total verändert, mit aufgeriſſenen Augen um ſich.

Dann ſenkte er wieder den Kopf, ſtützte ihn in die große Hand und fuhr halb berauſcht fort:

„Aber es iſt ſo, ſchinden, plagen müſſen wir uns zeitlebens für wenige Groſchen. Aus der Hand in den Mund leben, das iſt unſere Parole. Ans Sparen kann da nie gedacht werden. Wir nehmen uns ein Weib, um unſere Ordnung zu haben, damit wir uns nicht mehr in allen Spelunken umherzutreiben brauchen. Wir bekommen Kinder und arbeiten nun doppelt, quälen uns nach Feierabend, damit alles nach dem Rechten gehe. Morgens um fünf Uhr ſtehen wir auf und arbeiten wie eine Maſchine zwölf Stunden hintereinander, daß uns der Athem

ausgeht. Die Stunde Mittagszeit und die Pausen des Vespers und Frühstücks sind kaum zu rechnen. Es ist gerade so viel Zeit, um der Maschine neues Oel zu geben, damit sie rüstig weiter schnurrt. Eines Tages hat man keinen Platz mehr für die Maschine, wirft sie einfach vor die Thür und sagt: Nun treibe da draußen ruhig weiter, so lange bis Dir der Athem ausgeht. Bahne Dir einen Weg durch die Menge und suche Dir einen andern Platz. Da gebraucht man seine Ellenbogen mit aller Kraft, stößt, drängt, schlägt hinten und vorn aus, bis einem die Lunge pfeift, und man todtmüde nach Hause kommt, um Weib und Kinder nach Brod schreien zu hören."

Er machte eine Pause, Keiner wagte ihn zu unterbrechen.

In einer halb weinerlichen Stimmung, die Schnapsgenuß und innere Unzufriedenheit nun hervorgerufen, begann er abermals; „O, hört nur weiter, glaubt mir's, so wahr ich Merk heiße, ich habe mir die Beine abgelaufen nach Arbeit, aber bekommt nur welche nach dem Krach! Ich habe Nachts nicht ruhen können, um Morgens nicht die Zeit zu verschlafen, damit ich der erste bei den Zeitungen war. Ohne Kaffee bin ich weggegangen, fröstelnd bei eisiger Kälte, nur um am Platze zu sein. Alles, alles vergebens. Ein Stück nach dem andern mußte versetzt werden. Und während ich nicht zu Hause war, mein Weib in der Fabrik, mußte mein Kind verbrennen, verbrennen sage ich!"

Wieder schlug er auf den Tisch. „Freilich, die feinen, saubern Leute, die nicht zu sorgen und sich zu plagen brauchen, können auf ihre Kinder aufpassen, die kennen so 'was nicht. Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, die Gott um Erbarmen anrufen müßte, vorausgesetzt, daß es noch einen giebt. Da soll man noch Religion behalten, wenn man uns nicht 'mal so viel Zeit läßt, um in Ruhe zu beten!"

Der dicke Maurer legte sich weit über den Tisch und unterbrach ihn: „So ist meine Meinung auch!" Und Herr Theodor Düstergang langte seine große Hornbrille hervor und flüsterte dem kleinen verwachsenen Zappel zu: „Es ist eine Art Paroxismus, der sich im Gefängniß angesammelt hat."

Merk sprach weiter: „Und wenn ich dann so durch die Straßen ging und den Luxus sah, der sich breit machte, dachte dabei daheim an die vier Wände, wo Noth und Elend aus jedem Winkel und jeder Ecke hervorlugten, sah die vornehmen Damen, die mit ihren geputzten Kindern daherstolzirten, dann mußte ich wieder an meine Ida denken, die von früh bis spät im dumpfen Raum schuften mußte — ich sage Euch, Kinder, ich habe die Faust geballt! Ist das Gerechtigkeit, was?! Auf der einen Seite Ueberfluß in Hülle und Fülle, Stolz, Hochmuth, Firlefanz oben und unten, und auf der andern Seite der nackte Strohsack, manchmal nicht so viel, um seinen Kindern die Mäuler zu stopfen!"

„Sehr richtig, sehr richtig!“ unterbrach man ihn.

„Es lebe die Sozialdemokratie!“ schrie der lange Kesselschmied mit einer Miene, als hätte er jetzt das gewichtigste Wort am ganzen Tisch gesprochen. Dann rief er nach dem Ladentisch hinüber, zu Zipfel, der mit übereinandergeschlagenen Armen vor seinen Flaschen stand, eine Cigarre rauchte und aufmerksam zuhörte: „Noch eine Lage, alter Budiker!“

Und Merk fuhr abermals fort, in einem Tone, als spräche er jetzt nicht mehr zu den andern, sondern für sich allein:

„Es ist ja wahr, ich habe viel Schuld gehabt, ich hätte nicht hier unten sitzen sollen und mich betrinken. Wenn ich des Abends auf dem Strohsack in der Zelle lag, stand mir das Gesicht meines Kleinen vor Augen; da konnte ich nicht schlafen, denn sein Blick verfolgte mich, wenn ich mich auch nach rechts und links, nach allen Seiten drehte. Aber Jakob, Du hast Schuld gehabt, Du allein. Gestehe es ein!“

Und plötzlich erhob er sich, stieß das volle Glas von sich, daß es umstürzte und sich sein Inhalt über den Tisch ergoß, fuhr sich mit der Hand durchs Haar und sagte:

„Und heute warst Du es wieder, aber ich trinke keinen Tropfen mehr. Ich sage Dir, alter Schuft, keinen Tropfen mehr!“

Dabei wankte er, als sei er vollständig betrunken.

„Oho, Grünschnabel! Was soll das heißen? Wer ist Dein Schuft?“

Der alte Eisendreher erhob sich ebenfalls; dabei warf er seinen Stuhl um, so wenig aufrecht vermochte er sich zu halten.

Zu gleicher Zeit standen auch die andern auf, die einen Krakehl befürchteten.

„Ruhig, Merk, setz' Dich, Du bist erregt." — „Jakob, nimm Deinen Platz ein, mach' keine Geschichten", rief man ihnen zu; und Zipfel trat vor und beschwichtigte mit seinen bekannten Worten: „Nur nicht grob sein, immer leise, ohne Aufregung", während Herr Düstergang das Aergste befürchtend, seine Objektivität zu wahren suchte, indem er die Nähe des kleinen Tisches an der Thür aufsuchte.

Merk schien wirklich darauf ausgehen zu wollen, einen Skandal zu machen.

„Laßt mich, sage ich, ich weiß, was ich spreche. Ich bin ein Tölpel gewesen, meinetwegen nennt mich auch ehrlos. Ich habe meiner Frau geschworen, nichts mehr zu trinken, und doch habe ich es gethan. Was wird sie sagen, wenn ich heraufkomme? Aber er hat mich wieder überredet."

Ludwig Jakob lachte laut auf und stützte sich wieder auf den Tisch.

„Er plärrt wie ein Junge von zehn Jahren, der zum ersten Male eine Cigarre geraucht hat. Er hätte mir ja nicht folgen brauchen. Aber Ihr alle wißt, daß wir es gut gemeint haben, wenn wir ihm hier spendirten und ihn mit offenen Armen empfingen, während andere vielleicht bei ihm vorbeigegangen wären."

Mit einem Ruck stand Merk wieder auf.

„Wa—as — das wagst Du Söffel mir zu sagen?“ Er faßte die Platte des Tisches, als wolle er sie sammt der ganzen Gesellschaft zur Decke schleudern.

„Jakob, halt' Dein loses Maul!“ fiel der Kesselschmied ein.

„Fällt mir nicht ein!“ schrie dieser, „er hat Schuft gesagt.“

„Noch mehr wie das“, gab Merk zurück; „arbeitsscheuer Schuft, der seine Kinder auf der Straße verkommen läßt.“

Er konnte sich nicht mehr mäßigen. Das Haar hing ihm in die Stirn und aus den Augen sprach der Genuß des aufregenden Getränkes.

„Aber immer noch besser, als die Kinder verbrennen zu lassen und dafür ins Kittchen zu müssen!“

Der alte Trunkenbold lachte jetzt höhnisch, als hätte er seinen besten Trumpf ausgespielt.

„Lump!“ preßte Merk hervor. Die Augen schienen ihm überzugehen, so prägte sich Wuth und Haß in seinem Antlitz aus. Er faßte die Tischplatte und hob sie empor, daß die Gläser durcheinanderfielen.

„Der Grünschnabel fängt wirklich Skandal an!“ schrie Jakob wieder nnd taumelte einen Schritt zurück.

In diesem Augenblicke kam Rosa vom Hof aus herunter, um ihren Vater zu holen. Sie erblickte Merk, hörte den Skandal und rief ganz laut:

„Aber Herr Merk, Sie ſitzen hier unten und wiſſen nicht, was oben vorgeht? Ihre Frau ſchreit fürchterlich. Das werde ich Ihrer Magda ſagen, die wird ſich freuen über ſolchen Vater.

„Menſch, mach', daß Du hinauskommſt!" ſchrie Jakob und machte Miene, ſich nach ſeiner Tochter umzudrehen.

Mit ein paar Sätzen war ſie wieder an der Thür und dann verſchwunden.

Merk war kreideweiß geworden, einen Augenblick drehte ſich alles um ihn herum.

„Schuft, elender, erbärmlicher Schuft!" brüllte er förmlich. „Was haſt Du mir vorhin geſagt? Du haſt mich gemein belogen!"

„Bin ich denn Dein Vormund?" klang es wieder höhniſch zurück. „Ein netter Vater, der ſich hier betrinkt, wo oben —"

Er kam nicht weiter.

Merk hatte ein großes Weißbierglas ergriffen und ſchwang es, am Rande haltend, hoch in der Luft. Jetzt ſchleuderte er es von ſich, daß es mit der Kante des Bodens gerade die Schläfe ſeines Gegners traf.

Ein Schrei ertönte.

Jakob ſtürzte hintenüber, fiel mit dem Oberkörper auf den Schänktiſch und dann zur Erde. Ein ſchmaler Blutſtreifen zeigte ſich, der immer dichter anſchwoll.

Tumult entstand. Alles stürzte auf Merk, der sich wie ein gereizter Tiger mit ausgestreckten Armen an die Wand gelehnt hatte.

„Was hast Du gethan?“ schrie man ihn an und suchte ihn zu bändigen, als er Anstalt machte, über Tisch, Stühle und Menschen hinwegzustürzen. Seine Augen flackerten unheimlich, seine erdfahlen Züge waren verzerrt.

Jetzt öffnete sich abermals die Thür, und Rosa steckte ihren Kopf herein. Ohne es sehen zu können, was in dem Winkel vorgegangen war, rief sie laut:

„Herr Merk, Sie sollen kommen, es ist was Kleines angekommen — ein derber Junge!“ Sie lachte dabei.

„Der eine kommt, der andere geht“, sagte Düstergang und beugte sich mit Zipfel über Jakob, der in einer Minute kalt geworden war.

Jetzt wagte Rosa einzutreten und sah ihren Vater am Boden liegen. Sie prallte erst zurück, sah dann Merk, wie man ihn festhielt, schrie laut auf und lief zur Straße hinaus, wo sie rief:

„Mord! Mord! Man hat meinen Vater erschlagen!“

Nach wenigen Minuten stürmten die Menschen herunter. Die Glasthür wurde zertrümmert und das Toben, Murmeln, Lärmen und Rufen setzte sich aus dem Keller bis zu dem Knäuel Neugieriger fort, der fast die Straße sperrte.

Merk war plötzlich nüchtern geworden. Er hatte sich über den erschlagenen Kollegen gebeugt und jammerte wie ein Kind. Düstergang war an seiner Seite.

„Vertrauen Sie ſich mir an, Herr Merk", ſagte er eindringlich; „ich werde Ihre Sache führen; man hat Sie gereizt. Das iſt ein Milderungsgrund zweifelloſer Art."

Dann kam Polizei herunter, ſchloß das Lokal und machte Anſtalten, die ganze Geſellſchaft zur Wache zu führen.

Auf der Straße, inmitten der Menge, die mit Getöſe angeſchwollen war, riß ſich Merk plötzlich los. Er ſchleuderte die beiden Schutzleute mit einem gewaltigen Stoß zurück, brach ſich Bahn und ſtürzte durch den Thorweg und über den Hof ſeiner Wohnung zu. Er wollte ſein Weib und ſeine Kinder noch einmal ſehen! —

Auf dem Hof holte man ihn ein und feſſelte ihn. Durch den fürchterlichen Skandal hatten ſich die Fenſter geöffnet. Man ſchleifte ihn jetzt förmlich durch das rechts und links ſich theilende Volk. Nach wenigen Minuten war der Hof wieder leer, die grimmige Kälte hieß die Fenſter ſchließen. Und während auf der Straße der Menſchenſchwall, der den Todtſchläger umgab, immer mehr anſchwoll, aus der Ferne ſich wie ein dumpfes Rauſchen anhörte, das grollend näher und näher kam, erſchallte hinter den Vorhängen zweier erleuchteter Fenſter der Miethskaſerne das laute, helle Schreien eines neugeborenen Kindes, deſſen Vater das Kainszeichen trug. . . .

Der eine war gekommen, der andre gegangen.

Sechstes Kapitel.

Wer die Physiognomie des Westens von Berlin in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen lernen will, der schlendere an einem schönen Tage vom Leipziger Platz aus die Potsdamerstraße hinunter und beobachte mit scharfen Blicken Häuser und Menschen. Was die Königstraße der Königstadt, die Friedrichstraße der Friedrichstadt, die Oranienstraße der Louisenstadt, das ist die Potsdamerstraße dem high life Berlins. Jede Weltstadt setzt sich aus verschiedenen kleinen Städten zusammen, deren allmählicher Uebergang nur demjenigen auffällt, dessen Blick für die nichtigsten Dinge geschärft ist, der die einzelnen durch Handel und Wandel, Reichthum und raffinirten Luxus, harte Arbeit und Entbehrung bestimmten Grenzen dieser großen, gleichsam mosaikartig zusammenhängenden Gemeinschaft von Menschen genau kennt und es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, all die tausendfältigen Elemente in ihrem Drängen und Treiben, Wogen und Haften von der einen Peripherie der Stadt bis zur andern ebenso zu studiren, wie er hinuntertaucht in die Seele, und hinter Sammet und Seide,

Flitter und Gold, Lumpen und Elend dieselben Leidenschaften, dieselben Verirrungen erblickt, die in dem einzigen gewaltigen Vernichtungsschrei zum Ausdruck kommen: Stirb du, damit ich lebe!

Es ist fast, als hätte jeder Stadttheil Berlins seine eigene, mächtig pulsirende Ader, in der im Laufe des Tages den Blutwallungen des Körpers gleich die Menschen auf- und abwogen, um schon durch die äußere Erscheinung, durch Geschäftsmiene und emsige Bewegung, durch Lässigkeit und gemessenen Schritt, durch Noblesse und vornehme Faulheit dem Bezirke den Stempel seines eigentlichen Werthes aufzudrücken.

Man athmet förmlich andere Luft, wenn man von einer Grenze zur andern steigt, sieht andere Farben, andere Gesichter und glaubt am Ende eine andere Sprache zu vernehmen. Selbst die Häuser scheinen das zu wissen, sie tragen andere Häupter und machen den Eindruck, als hätten sie die Berechtigung durch den äußeren Anstrich schon, durch die olympische Ruhe, mit der sie dreinschauen, oder durch das wechselvollste, bunteste Leben in ihnen ein gewichtiges Wort in das Branden des Tages hineinzureden.

Der hohe Norden Berlins sieht schwarz aus wie der Qualm, der tagtäglich den Essen und Schloten entsteigt und sich auf Straßen und Menschen legt; der Osten mit seinen Gassen und unmodernen Häusern scheint Grau in Grau sich abzustufen; der Süden mit seinen freien Plätzen und

breiten Straßen hat bereits lichtere Farben, das Centrum mit seinen unzähligen Kaufmannshäusern, mit grellen Firmen vom Parterre bis zum vierten Stock gleicht steinernen Tuschkästen, die verschwenderisch mit ihren Farben prunken; nur der Westen Berlins trägt sanfte, idyllische Töne, die harmonisch ineinandergreifen. Hier zeigt sich im Sommer das saftigste Grün, hier reihen sich Gärten an Gärten, in denen Jasmin und Rosen blühn, hier, inmitten einer beneidenswerthen Abgeschlossenheit vom ameisenartigen Treiben der Hunderttausende jenseits der Potsdamerbrücke, athmet die Brust freier und schneller, vermengt sich in den abseits vom Verkehr liegenden ruhigen Straßen mit der Atmosphäre der Luft etwas von jenem Parfüm der Salons der oberen Zehntausend — jener Minorität der Sterblichen, die sich keinen Genuß zu versagen braucht und die in dem Wahne lebt, sie allein sei die Stütze der Gesellschaft, wie ihr Gold die Stütze dieses Wahnes ist.

Zu bestimmten Stunden des Tages vereinen sich all' die verschiedenartigsten Elemente, die den Apparat dieser bevorzugten Herberge der Equipagen ausmachen, im Strome der Potsdamerstraße. Da tritt auch der stillste Villenhof mit dieser Ader in Verbindung, da sieht man, umgeben vom endlosen Geräusch der Pferdebahnwagen, Omnibusse und Gerassel der Droschken und Kutschen, Typen prägnanter Art, die unzertrennlich von diesem Viertel sind:

Vom frei und groß denkenden Künstler, der leichten Sinnes, mit genial geschlungenem Halsknoten, verbeultem Kalabreser und flatternder Mähne beim schnellsten Vorbeifahren mit kühnem Sprunge den Perron der Pferdeeisenbahn nimmt, bis zum steif zugeknöpften alternden Bureaukraten, der mit gemessener Würde und ewig hochwichtiger Miene vorsichtig von der Haltestelle aus denselben Wagen besteigt; vom pedantischen Schulmann und dem von Rechtsbewußtsein durchdrungenen Amtsgerichtsrath, die beide, wenn sie sich im Tramway gegenübersitzen, außer der Begrüßung und Verabschiedung nie ein Wort wechseln, aber die Schnupftabaksdose nicht aus der Hand lassen, bis zum lebenslustigen jungen Offizier und zum übermüthigen Bruder Studio, der mit der schwarzen Ledermappe dem Kolleg zueilt; vom glattrasirten schwarzgekleideten Bankdirektor und dem dickbäuchigen, rothbärtigen und durch Sommersprossen ausgezeichneten Börsenjobber, dessen große fleischige, der sechs Ringe wegen unbehandschuhte Hände ein dünnes Stöckchen mit riesigem Silberknauf umspannen, und dessen Hosen, Jaquet und Paletot das Muster eines Schachbretts aufzuweisen haben, bis zum jungen Geschäftsführer großer Waarenhäuser und dem protzenhaft auftretenden Journalisten irgend einer Börsenzeitung, dessen fleischiges und ausdrucksloses Gesicht förmlich zum Ohrfeigen einladet, und der mit einer Unverschämtheit sich zwischen zwei Damen Platz macht, als säße er auf den Polstern

eines Landauers, der seinem Namen Ehre mache — sie alle haben beim Dahinsausen auf den Geleisen das Gefühl, als brächten sie durch ihre Anwesenheit in der inneren Stadt gleichsam ein Stück höhere Kultur mit hinein, für deren Beglückung man sich bedanken müsse.

Und derselbe Typus tritt auch beim weiblichen Geschlecht hervor. Da ist die Ehehälfte des Börsenjobbers, die des Mittags in ihrer Equipage der Stadt zurasselt und die großen Magazine, Wohlthätigkeits-Bazare und Kunstausstellungen (letztere nur der Mode wegen) mit ihrem Besuche beehrt. Der Kopf sitzt dicht auf den Schultern und ihr Doppelkinn zeigt den Anflug eines grauen Bartes. Trotzdem hat sie sich wie ein sechzehnjähriges Mädchen geschnürt und macht in ihrer dunklen enganschließenden Sammettaille beim Dahinschreiten den Eindruck einer alten aufgeblähten schwarzen Henne, die gern noch einen jungen Hahn herausfordern möchte.

Und neben diesem über und über mit Schmuck behangenen weiblichen Wesen, dessen „noble" Allüren durch das Entfernen von Sammet, Gold und Diamanten ihr Ende erreicht haben würden, taucht als Gegensatz die wirkliche Aristokratin auf, die nur durch die Grazie ihrer natürlichen Erscheinung wirken will. Es zeigt sich die Beamtenfrau, die ihre gute bürgerliche Erziehung nie verleugnet; die alternde Tochter des Geheimraths, die in einem halben Dutzend Exemplare zu gleicher Zeit erscheint, und

lachende und rosige Backfische, deren stolzer, zierlicher Gang und geschmackhafte Toilette die Kinder guter Häuser verrathen.

Und in dieser Kette der besser situirten Klasse der Gesellschaft, die trotz alledem ohne Anschluß an das tolle Leben inmitten der Stadt nicht existiren zu können glaubt, bemerkt man auch jene weniger glänzenden Glieder, die gleichfalls zu ihrem Halt bestimmt sind.

Da sehen wir Diener in Livree, die mit Briefen in der Hand der Stadt zueilen, Gouvernanten und Bonnen, die letzteren inmitten von Kindern, die wie kleine Gefangene ein paar Stunden des Tages die frische Luft genießen sollen. Die Knaben tragen Matrosenanzüge und die kleinen Mädchen Hüte à la Maria Antoinette, Kleidchen einer Balleteuse und rothe Strümpfe, dadurch den Eindruck geputzter Aeffchen machend. Sie unterhalten sich mit ihrer Bonne französisch und können einen Sekonde-Lieutenant bereits von einem Premier-Lieutenant unterscheiden. Die Hüterin läßt inzwischen ihre Blicke rechts und links gleiten und stellt im Geheimen Betrachtungen an über blonde und brünette Männer.

Selbst die Stuben- und Hausmädchen dieses Quartiers zeigen auf der Straße etwas von dem Abglanz ihrer Herrschaft. Sie erscheinen in Schleier und Glaceehandschuhen und bemühen sich, bei einem Besuche in den kleinbürgerlichen Kreisen der Stadt durch ihr ganzes Auftreten sich einen vornehmen Anstrich zu geben und den Jargon des

„gnädigen Herrn" und der „gnädigen Frau" nach Kräften nachzuahmen. Sie sprechen von einem „grünen" und „blauen Salon", von „Diners" und „Soupers" und suchen der ganzen Bedeutung des Wortes „wir" beim Abschied von ihrem einstigen Familienanhang durch höchst wichtige Bemerkungen, wie: „Wir haben heute Gesellschaft" — „wir haben heute Empfangsabend" — „wir haben heute Einladung dort und dorthin bekommen", Ausdruck zu verleihen. Dabei werden sie aufrichtig bewundert, wenn sie aus der kleinen, ihnen jetzt zu eng gewordenen und äußerst ärmlich vorkommenden Wohnung hinausrauschen, um ihren Urlaub innezuhalten, und etwas von dem Dufte der Parfümerien ihrer Gebieterin hinterlassen.

In diesem öffentlichen Leben und Treiben des Westens von Berlin wird der Beobachter vergeblich nach jenen wechselnden Bildern suchen, die in den Handels-, Gewerbe- und Fabrik-Vierteln der Stadt zu bestimmten Stunden den Physiognomien der Straßen eine völlige Veränderung geben. Hier ertönt nicht die Fabrikpfeife des Nordens und Ostens, wird nicht zwölf Uhr Mittags und sieben Uhr Abends zu einer Stunde, die plötzlich durch Ströme eiliger Menschen Straßen und Plätze wie durch Zauberschlag überfluthen läßt. Der Typus des Berliner Arbeiters und der Arbeiterin zeigt sich hier nur in ganz vereinzelten Fällen — er geht unter in dem stets gleichmäßig auf- und abwogenden Zuge der Passanten, die weder an Ort noch an Zeit gebunden sind.

Ein trockener, klarer Wintertag mit glitzerndem Schnee, auf dem die milde leuchtende Nachmittagssonne durch ihre Strahlenbrechung Milliarden glänzender Diamanten hervorruft, enthält einen prickelnden Reiz, der, wie in allen belebten Straßen der Residenz, so auch in der Potsdamerstraße zu empfinden ist. Ein solcher prächtiger Tag, an dem die Menschen über den knirschenden Schnee mit gerötheten Gesichtern, den heißen Athem sichtbar von sich stoßend, warm eingehüllt, in Schaaren durch die Straßen tänzeln, gleichsam als hätte nach langer unangenehmer Witterung die Frühlingssonne sie herausgelockt, war jener Tag, der als zweiter dem Abend gefolgt war, an dem der blutige Vorfall in der Gerichtsstraße die ganze Umgegend derselben in Aufregung versetzt hatte.

Es war Nachmittags zwischen drei und vier Uhr. In der Nähe der Potsdamerbrücke jenseits des Kanals inmitten von Sammetpaletots, Pelzverbrämungen und sonstiger eleganter Winterhüllen, die mit reizenden Frauengesichtern versehen, die Straßen belebten, tauchte auch die Gestalt des Herrn Joachim Joachimsthal auf, dessen kurze, behäbige Figur in einem Kaisermantel steckte, der wie ein Kaftan seine Beine umschlenkerte.

Der große Journalist und Wechsel-Kommissionär befand sich heute wieder in einer seiner drolligen Verfassungen, wo er an jeder nächsten Straßenecke nach der Straße suchte, in welcher er sich befand. Es soll damit nicht ge-

ſagt ſein, daß das wandelnde literariſche Bureau für die Romane Frau Selmas dieſen Zuſtand den Einwirkungen gewiſſer leicht erhitzender Getränke zu verdanken hatte — im Gegentheil, der würdige Herr Joachimsthal würde niemals in dieſen Verdacht gekommen ſein, aus dem einfachen Grunde, weil er mit bewunderungswürdiger Konſequenz den Genuß von Wein, Bier und Schnaps vermied; aber Madame Serenes Bruder fröhnte einer anderen Leidenſchaft, die ihn in demſelben Grade gewiſſen Hausfrauen als leibhaftiges Schreckgeſpenſt erſcheinen ließ, wie ſie ihn ſeinen näheren Bekannten aus literariſchen Kreiſen zu einem höchſt drolligen Kauz machte.

Wie es Menſchen giebt, die ſich betrinken, ſo giebt es auch ſolche, die ſich „beeſſen", wenn man dem Autor dieſe Bezeichnung einer dem Vernehmen nach thieriſchen Eigenſchaft geſtatten will.

Herr „Doktor" Joachim Joachimsthal „beaß" ſich, er entwickelte bei der Vertilgung von Speiſen eine Ausdauer, die mit der Zeit nicht ohne Einwirkung auf ſein Gehirn bleiben konnte. Nach einem derartigen Diner oder Souper, wo er zum Schrecken der übrigen anweſenden Gäſte ſeine Kinnbacken nicht ein einziges Mal ohne Bewegung gelaſſen hatte, pflegte er in dem Zuſtande eines halb blödwitzigen und halb betrunkenen Menſchen einherzuturkeln.

Wie ein dickwamſiger Bär, deſſen Zunge zu ſehr vom Honig gekoſtet, taumelte er durch die Straßen und rempelte

wider Willen jeden zweiten und dritten Menschen an. Er blieb dann stehen, warf einen Blick um sich, als starre er rechts und links in eine Wüste, nahm den selten abgebürsteten Kalabreser, der auf seinem runden fleischigen Gesicht wie ein schwarzer Riesenpilz auf einem Kürbis thronte, ab und fuhr mit der Hand durch das Haar oder über seinen buschigen Schnurrbart, der ihm das Ansehen eines Sergeanten der Landwehr gab.

Dann trottete er wieder weiter, ungefähr wie ein Mensch, der eigentlich nicht weiß, wohin er will, blieb an der nächsten Ecke abermals stehen und las das Straßenschild. Im Umdrehen bemerkte er schließlich auf der anderen Seite des Fahrdamms irgend einen würdigen Kollegen von der Feder. Und nun endlich schien ein Strahl der Erleuchtung über ihn zu kommen.

Er rief ganz laut den Namen des Betreffenden, winkte, schrie abermals und schlug dabei derartig mit seinen Armen in der Luft herum, daß alle Leute stehen blieben.

Wenn dann der Herbeigerufene, tiefes Mitleid für den kranken Mann empfindend, an seiner Seite war und ihn mit den wohlgemeinten Worten: „Aber was machen Sie für einen Radau auf der Straße?!“ begrüßte, so war der große Moment eingetreten, wo der Vizewirth aus der Bülowstraße sein Opfer vor der ersten Viertelstunde nicht mehr losließ. Er begann zuerst damit, dem vor ihm Stehenden die Knöpfe vom Rock abzudrehen, dann kam die

stereotype Frage, welche den ganzen augenblicklichen Zustand des Herrn Joachim Joachimsthal zur Genüge kennzeichnete: „Ich will nach der Potsdamerstraße, wissen Sie nicht, wo ich am nächsten gehe?“ (befand der brave Mann sich in einer anderen Straße, so spielte diese natürlich eine Rolle in der Frage).

Dabei ließ er den Knopf am Rock nicht los und stellte in den ersten fünf Minuten weitere konfuse Fragen, auf welche er aber die Antwort erst nicht abwartete.

Sagte man ihm dann: „Aber lieber Doktor, Sie befinden sich ja in der Potsdamerstraße,“ so riß er seine wässerigen Augen so groß als möglich auf und richtete dann seinen Blick nach dem nächsten Hause, in der Meinung, er stände wieder an einer Straßenecke, um die Bezeichnung derselben zu studiren.

Am Schluß kam dann der große Moment, der den vor ihm stehenden Kollegen einer hochnothpeinlichen Inquisition aussetzte. Ein verheißungsvoller Griff in die sackartige Brusttasche des berühmten Lokal-Journalisten sagte alles. Der große Gatte seiner großen Selma langte das von einer sehr defekten Hülle umschlossene bekannte dickleibige Gelegenheits-Manuskript hervor und stellte die bedeutsame Frage: „Wissen sie nicht —? — —“

Er machte eine Kunstpause, wiederholte die ersten Worte in langgedehnter Tonart mehrmals, beschäftigte sich mit einem zweiten Knopf am Rocke seines Opfers und fuhr

dann fort: „Wissen Sie nicht, wo man einen Roman von meiner Frau unterbringen kann?“ Es folgte eine Lobpreisung des neuesten literarischen Verbrechens „seiner Selma“, nach deren Glaubwürdigkeit zu urtheilen man es hier abermals wieder mit einem kleinem Meisterwerk der schönen Frau zu thun haben mußte.

Nach einer bedauernden, verneinenden Antwort trottete Herr Joachim Joachimsthal dann weiter, um von Redaktion zu Redaktion zu pilgern und seine Funktion als literarischer Markthelfer der edlen Gattin nach Kräften zu erfüllen.

Heute zeigte sich der „Korrespondent verschiedener auswärtiger Zeitungen“ in der hellsten Gloriole seiner periodischen Unzurechnungsfähigkeit. Er kam gerade von dem äußerst opulenten Diner eines Bewunderers und Verehrers seiner Frau, einem kleinen Bankier in der Kurfürstenstraße, von dem man sagte, er lade den unbeholfenen Vielfraß deswegen so oft zu Tisch, um ihn aus der Betäubung nicht mehr erwachen zu lassen.

Herr Joachimsthal kam erst bei seinem waschbärartigen Gang mit mehreren Passanten in Kollision, gerieth sofort, ohne daß er es nöthig gehabt hätte, in das Wagengewühl der Potsdamerbrücke, wo er sich wie ein hilfloses Kind durch den Rücken des dort stationirten Schutzmanns zu decken suchte, und wanderte dann wie ein personifizirtes Irrlicht seines Wegs, dem Leipzigerplatz zu, weiter. Vor dem Gebäude des „Volksboten“ machte er Halt, starrte

nach dem Thorweg und ging wieder ein paarmal auf und ab, um das Haus zu ſuchen, vor dem er ſich bereits befand.

Als es in ſeinem Gehirn endlich zu dämmern begann und er ſich anſchickte, dem Thorweg zuzuſchreiten, fuhr eine Droſchke erſter Klaſſe vorüber, in der eine ſehr elegant gekleidete, üppige Dame, Anfang der dreißiger Jahre, an der Seite eines ſchwarzhaarigen und ſchwarzbärtigen Herrn ſaß. In dem Pärchen erkannte Joachimsthal mit plötzlich eingetretenem bewundernswürdig-klarem Blicke ſeine liebe Frau und Gebieterin Selma und ſeinen verehrten Hausfreund und Bewunderer der Muſe des ſchönen Blauſtrumpfes, Herrn Salo Freyſtätter, Inhaber eines kleinen Bank- und Wechſelgeſchäfts Unter den Linden, in deſſen Privatwohnung unſer Journaliſt das erwähnte Diner vor einer halben Stunde eingenommen hatte.

Ja, da rollte ſie hin, ſeine talentvolle Selma, in Geſellſchaft des vorzüglichen Mannes, an deſſen Tafel man wie ein Lucull ſchwelgen konnte, und der nach Kräften bemüht war, den öffentlichen Nimbus um die „Frau Doktor“ durch ein beiſpielloſes Mäcenatenthum im Namen der Literatur aufrecht zu erhalten.

Wenn der zweifelhafte Doktor aus der Bülowſtraße das durch innige Freundſchaft verbundene Pärchen, auf offener Straße oder in der Geſellſchaft erblickte, dann empfand er einen gewiſſen Stolz, der etwas von der aufſteigenden Ruhmesſonne Selmas auch auf ihn übertrug. O,

seine Selma! — Ein menschliches Rühren durchzog im Augenblick seine Brust. Wie sie dichtete, wie sie schrieb, wie sie die erhabensten Gedanken gleichsam spielend aus dem Born ihrer Phantasie schöpfte, um sie der großen, nach wahrer Poesie lechzenden Menge zugänglich zu machen! Herr Joachim Joachimsthal zog vor Dankbarkeit, daß man ihn auf der Straße zu bemerken geruhte, seinen Hut, und winkte dabei zärtlich lächelnd zu den beiden hinüber. Der Bankier erwiderte mit der Hand den Gruß, während seine Begleiterin unter dem Halbschleier ihre weißen Zähne zeigte. Dann lehnte sie sich wieder in den Fond des Wagens zurück und warf Herrn Salo einen heißen Blick zu, in dem der ganze stumme Austausch ihrer Gedanken lag, die sich um den Narren im grauen Kaisermantel drehten.

Eine ganze Weile noch stand der glückliche Joachim auf demselben Fleck und blickte der Droschke nach. Es war ihm, als müßten nun die Menschen rechts und links es ihm vom Gesichte ablesen, daß jene in schwarzem Sammet gekleidete Dame die große Schriftstellerin Selma Joachimsthal sei, deren berühmtester Roman: „Der Sohn des Volkes" viel zu dem plötzlichen Bankerott eines sonst gut situirten Verlagsbuchhändlers beigetragen haben sollte.

Dann setzte er sich wieder der Redaktion des „Volksboten" zu in Bewegung. Nach einer Viertelstunde kehrte er zurück. Die bedenkliche Anschwellung an der Seite des Paletots, wo die tiefgehende Manuskripttasche sich befand,

zeugte dafür, daß der Feuilleton-Redakteur des „Volksboten" ein ganz verständiger Mann sein mußte, der es lieber vorzog, durch Abweisung eines neuesten dreibändigen Romans den großen Manuskripten-Schrank auf unbestimmte Zeit nicht noch mehr anzufüllen.

Als Joachim Joachimsthal, wüst um sich blickend, nachsann, welcher Redaktion er jetzt sein angestammtes Hausirertalent zu erkennen geben sollte, um zu einem einstweiligen Vorschuß zu kommen, wurde er plötzlich von Felix Rosenstiel begrüßt, der ihn am Arme faßte.

„Na, Onkel Joachim, wie gehts, was macht Tante? Eben wollte ich zu Euch." . . .

Serenens Liebling kam seinem würdigen Onkel gerade recht. Joachimsthal faßte Felix unter und zog ihn mit sich fort der Stadt zu.

Eine Weile sprachen beide nur abgerissene Sätze, die dadurch nie vollendet wurden, weil Joachimsthal alle Augenblicke stehen blieb und einer vorübergehenden, von ihm gekannten Person in den Weg trat, nur um ihr die Hand zu drücken und sie aus einem ihm selbst unbekannten Grunde, seiner unausstehlichen Methode folgend, aufzuhalten.

Endlich brachte es Felix doch so weit, ihn ganz für sich zu behalten.

Während fünf Minuten stellte Joachim darüber Betrachtungen an, ob es nicht besser sei, Madame Serenens Geldschrank abermals in Anspruch zu nehmen, um dadurch

sein Stillschweigen über eine gewisse heikle noch nicht ganz aufgeklärte Sache wiederum zu verkaufen, als ihm einfiel, daß er eigentlich noch zwei höchst wichtige Aufträge zu erledigen habe. Erstens hatte ihn Herr Rentel, der Wirth seines Hauses, dem er für das vergangene Quartal noch die Miethe schuldete, gebeten, nach dem demselben gehörigen Hause in der Gerichtsstraße zu pilgern, um gründliche Erkundigungen über die Todtschlagsaffaire, von der man bereits in allen Zeitungen Notiz genommen hatte, einzuziehen. Er fühlte sich dazu gewissermaßen verpflichtet, umsomehr, da er demnächst die Verlagsthätigkeit seines Hauswirthes in Anspruch zu nehmen gedachte; außerdem erfüllte er auch zu gleicher Zeit seinen Beruf als Journalist und Berichterstatter, indem er an der Quelle Stoff zu einem Lokalartikel über den Vorgang sammeln konnte.

Zweitens hatte ihn seine Gattin mit der Mission betraut, in irgend einem Gesindevermiethungs-Büreau ein neues Hausmädchen zu miethen.

Derlei Obliegenheiten gehörten nun einmal zu der Bürde, die Herr Joachimsthal geduldig ertragen mußte. Und er that es gern, trug es doch dazu bei, seiner lieben Frau das Leben soviel als möglich zu verschönen und sie von der gemeinen Prosa des Daseins fernzuhalten.

Er verständigte Felix Rosenstiel von seinem Vorhaben, und dieser war nicht abgeneigt, einer derartigen Exkursion nach einem jetzt so übel verrufenen Hause an der äußersten

Peripherie der Stadt beizuwohnen. Er kannte aus seiner Thätigkeit bei Onkel Laib nur zu genau dieses Gebäude, deren Bewohner zu den alten Kunden des Rückkaufshändlers in der Gartenstraße gehörten.

Joachimsthal, der bei dem beschränkten Taschengeld, das er von seiner Frau empfing, nie verschwenderisch sein konnte, machte den Vorschlag, einen Omnibus zu benutzen, aber Felix wollte davon nichts wissen.

„I wo", meinte er, „wir nehmen uns Droschke Erster und rollen hinaus, immer fein und nobel, das ist die Hauptsache, Onkel. Tante Serene hat heute wieder ein Zwanzigmarkstück herausgerückt, das wird einfach klein gemacht. Ueberhaupt — zu Ostern mache ich mein Abiturium, und dann sollst Du mal sehen, wie sich die Geschichte ändern wird. Das paßt mir überhaupt nicht mehr, da zwischen alten Lumpen zu stöbern und ungewaschenes Gesindel zu bedienen."

Sie bestiegen denn auch beide einen offenen Wagen. Felix Rosenstiel setzte sein Pince-nez auf, lehnte sich in die Ecke, streckte das rechte Bein ungenirt auf das gegenüberliegende Polster und fühlte sich beim Dahinfahren durch die belebten Straßen in der herausfordernden Stimmung eines jungen, bornirten Menschen, der durch jede Geste, durch jeden dreist um sich werfenden Blick den Anschein eines in der Schule des Lebens bereits sehr bewanderten Sohnes bevorzugter Eltern geben will. Dabei dachte er

nicht im entfernteſten daran, daß der Eindruck ſeines bartloſen und wenig intelligenten Geſichts im Verein mit ſeinem karrirten Paletot und der ganzen Zuſammenſtellung ſeiner Toilette, welche einem in Leinwand reiſenden commis voyageur alle Ehre gemacht haben würde, ihn förmlich zum Modell für den Griffel eines ſatyriſchen Zeichners herausforderte.

Alle drei Minuten ſah er ſich genöthigt, an ſeinem Pince-nez zu rücken, das ſeinen Platz auf der unförmigen Naſe durchaus nicht behaupten wollte; dann wieder beugte er ſich weit zur Droſchke hinaus und warf zudringliche Blicke auf irgend eine vorbeikommende Dame, die ihn beſonders intereſſirte.

„Onkel Joachim“, ſagte er einmal, „wenn ich erſt Bankier bin, wie Salo Freyſtätter, dann ſollſt Du ſehen, was für ein nettes Coupé ich mir anſchaffen werde. Das ſoll eine Freude ſein. Ich verſpreche Dir, liebes Onkelchen, daß Du dabei nicht zu kurz kommen ſollſt. Zum erſten April trete ich bei Bleichröder ein, die drei Jahre werden ſchnell genug vergehen, und dann wird Tante Serene einfach hochgenommen.“

Zu alledem grunzte der große freiheitsliebende Journaliſt aus der Bülowſtraße halb unverſtändliche Worte und drehte ſich fortwährend in der Droſchke von der einen Seite zur anderen, als könne ſein ſchwerfälliger Körper die innehabende Lage nicht ertragen.

Nach einer halben Stunde waren sie in der Gerichtsstraße angelangt. Die Zipfelsche Budike war noch immer geschlossen. Als sie ausgestiegen waren und den Thorweg betraten, kam ihnen Frau Rosalie Sirach, die Produktenhändlerin im zweiten Keller des Vorderhauses, entgegen. Sie war eine fleißige Abnehmerin alter längst verfallener Kleidungsstücke des sauberen Ehepaares Laib und kannte daher auch Felix Rosenstiel. Ihr Mann war ein vor dreißig Jahren nach Berlin eingewanderter Rumänier gewesen, der bis zu seinem vor fünf Jahren erfolgten Tode in einer der engen Gassen der Rosenthaler Vorstadt mit Fleiß und Liebe sein in der Heimath erlerntes Handwerk als Glaser betrieben hatte. Der Ehe war ein einziger Sohn entsprossen, der jetzt im Alter von fünfzehn Jahren stand. Madame Rosalie war eine gutmüthig dreinschauende und behäbige, nicht unschön aussehende Frau, die gern mit Freund und Feind in Frieden lebte. Ihr Gatte hatte streng-patriarchische Gesinnungen gehabt, die sich mit der Zeit auch auf sie übertragen hatten. Während ihrer Ehe hatten beide das sie ernährende Handwerk hochgehalten und gehörten jenem sich in gewissen versteckten Winkeln der Königstadt noch vorfindenden jüdischen Proletariat an, das nichts mit dem während der letzten Jahrzehnte in Berlin so rapid gestiegenen, spekulativen Handelsthum seiner Glaubensgenossen zu thun haben wollte. Mühselige Arbeit, ein für die Außenwelt versteckt geführtes solides

Familienleben hatte sie gelehrt, sich eins zu fühlen mit der großen Armee der Armen und Bedrückten, die im täglichen Kampf ums Dasein nicht genügend Zeit finden, um Unterschiede zwischen den verschiedenen Religionen zu machen. Sie fühlten sich gleichberechtigt als Menschen den Menschen und empfanden die drückende Last ihrer Armuth ebenso gut, wie Protestant und Katholik in derselben Lage. Saure, harte Arbeit hatte auch hier unbewußt ihre sozialistischen Früchte getragen. Sirach war stets ein eifriger Anhänger der Lasalle'schen Theorie gewesen und hatte sie, wenn auch still, in Bezug auf das Ueberwuchern des Kapitals gegen Jude und Christ vertreten. Und etwas von diesem rein sozialen Glaubensbekenntnisse, das keine politische Sonderstellung duldete, war auch von Einfluß auf seine Frau gewesen, die ihm als liebende Gattin zärtlich und innig zugethan war.

In ihrer hülflosen Lage hatte Madame Rosalie nach dem Tode ihres Mannes durch die geringen Ersparnisse, die ihr geblieben waren, den Produktenhandel in der Gerichtsstraße etablirt. Sie erwarb weder Reichthümer, noch durfte man ihr nachsagen, daß sie sich irgendwie unredliche Handlungen zu schulden kommen ließe. Ihr ganzes Bestreben war dahin gerichtet, ihr einziges Kind im Sinne seines verstorbenen Vaters zu erziehen, einen braven, guten und wahrheitsliebenden Menschen aus ihm zu machen, und so viel als möglich bei Zeiten für seine Zukunft zu sorgen.

Selbst die Arbeiter, die sonst in ihrer Derbheit über derartige Ernährungsquellen nicht gut zu sprechen sind, wußten sie zu schätzen, grüßten sie bei der Begegnung mit aller Freundlichkeit; und die Frauen des Hauses, die oft in der bedrängtesten Lage die letzte Zuflucht zu ihr nahmen, standen mit ihr auf dem besten Fuße.

„Du mein Gott", pflegte sie zu sagen, „arm ist arm, in dieser Beziehung haben wir uns gegenseitig nichts vorzuwerfen. Bei mir geht es pfundweise und nach der Taxe. Da kann jeder aufpassen, wie viel Gewichte ich nehme und ob die Waage stimmt."

Als Felix Rosenstiel Frau Sirach erblickte, diese ihm freundlich zunickte und ihn mit einer Frage, wie er denn hierher komme, anredete, schien ihn das in Gegenwart seines biederen Onkels zu geniren.

Er that so, als kenne er diese Frau nicht, neigte nur ein paarmal rasch hintereinander sein Jünglingshaupt und wandte sich dann mit einer gleichgültigen Bemerkung, ohne sich im Gehen aufhalten zu lassen, an Joachim Joachimsthal.

Frau Rosalie Sirach blickte ihm erstaunt nach, als von der Straße aus ein schmächtiger, für sein Alter großgewachsener Knabe mit einem äußerst zarten Antlitz, das edle Linien zeigte, auf sie zutrat und sofort seinen Arm um ihre Schultern legte. Es war ihr Sohn Leonhard, ihr Kleinod, ihr Ein und Alles auf dieser Welt. Er trug

einen schwarzen Geigenkasten und kam aus der Unterrichtsstunde eines kleinen Konservatoriums, das er tagtäglich besuchte. Musik war seine Seele und die Geige das Instrument, das ihn der Welt entrückte und die ganze Hoffnung seines ferneren Lebens war. Seines Talents wegen wühlte die Mutter in Lumpen von früh bis spät, sparte sie und führte in den dumpfen Räumen ein abgeschlossenes, anspruchsloses Leben. In der Stille des Abends, wenn im Familienhause das letzte schreiende Kind verstummt war, dann tönten von dem einzigen hinter dem Keller gelegenen Wohnzimmer der Produktenhändlerin her langgezogene, süß-geschmeidige Töne zum Hof hinauf, die Leonhard dem weihevollsten aller Instrumente entlockte. Da saß denn die Mutter, wenn die Klingel vorn an der Treppe nicht in Bewegung gesetzt wurde, stillversunken dem Sohne mit den lang herabfallenden schlicht gekämmten Haaren gegenüber, der hinter den aufgestapelten Lumpen, versunken im Reiche der voll und tief hervorquellenden Melodien, hier in der äußersten Vorstadt von dem Kerzenglanz eines hell erleuchteten Konzertsaales inmitten des strahlenden, schimmernden Berlins träumte. Wenn es dann klingelte, schlich die Mutter auf den Zehen hinaus, um die langen weißen Finger ihres Sohnes in ihrer göttlichen Arbeit nicht zu stören. Da wurde der enge Raum zu einem weiten Tempel, in dem zwei Menschen ihre Andacht verrichteten, ein jeder nach seiner Weise.

„Na, da bist Du ja!" redete die Mutter ihren Sohn heute an, nachdem er ihr einen herzhaften Kuß gegeben hatte.

Leonhard lächelte und legte seinen freien Arm in den seiner Mutter.

„Ich habe furchtbaren Hunger", sagte er dann, „drei Stunden hintereinander gegeigt, ich sage Dir, das strengt an; außerdem bin ich heute ohne Mittag weggegangen."

Frau Sirach beruhigte ihn heiter.

„Es ist alles warmgestellt, komm nur, mein Kind."

Währenddessen konnte sie nicht umhin, Felix Rosenstiel ein paar Bemerkungen nachzuschicken, die sie natürlich nur für ihren Sohn bereit hatte.

Das sei ein ganz eingebildeter Mensch, der es mit seinem Dummstolz noch weit bringen werde. Schließlich aber käme doch alles einmal unter die Lumpen, das wisse sie am besten.

Herr Joachim Joachimsthal war unterdessen, gefolgt von seinem Knappen, vom Hofe aus zu Herrn Zipfel heruntergekeucht, der hinter seinen geschlossenen Laden einstweilen in seinem Wohnzimmer die Zeit damit ausfüllte, auf alle Welt zu schimpfen und zum Trost ein kleines Schnäpschen nach dem andern zu leeren. Um nicht ganz und gar unter der eingetretenen Geschäftsstille zu leiden, ließ er mit ihm fühlende Vertraute und durstige Seelen vom hintern Eingang aus zu sich herein. So hatte sich gleich am anderen Tage nach dem Schluß seines Lokals in seinem Privatzimmer ein

kleiner Stammtisch etablirt, wo neben Herrn und Frau Zipfel, einer Dame mit kupfernem Gesicht und fuchsrothem Haar, Herr Düstergang, der lange Kesselschmied, welcher jetzt nur dreiviertel des Tages arbeitete, und einige andere Zechgenossen aus der Nachbarschaft eifrige Debatten führten, die sich im großen und ganzen immer nur um den Todschlag und seine Folgen drehten.

Der Eintritt des dicken Herrn aus der Bülowstraße, der durchaus nicht den Eindruck machte, als sei er hier des Bieres und Schnapses wegen heruntergestiegen, erregte eine gewisse Ueberraschung, sodaß man Papa Zipfel die ungeheuchelte Bestürzung vom Gesicht ablesen konnte. Er witterte sofort einen Kriminalbeamten, sprang auf, nahm devot die Hausmütze ab und fragte nach dem Begehr des Herrn „Kommissarius". Dabei wollte er dem Verdacht, als würden hier trotz des Verbotes Kneipereien abgehalten, von vornherein die Spitze abbrechen, indem er sofort vorausschickte, er feiere heute seinen Geburtstag, da hätte er einige liebe Bekannte eingeladen.

Zappel, der kleine Kolporteur, der, auf der Wanderung begriffen, seinen alten Abstecher zu Zipfel gemacht hatte, erkannte sogleich den Vicewirth des Rentelschen Hauses. In der nächsten Minute wußte man, welchen bedeutenden Menschen das niedrige Zimmer barg. Also der war auf ausdrücklichen Wunsch des Hausbesitzers gekommen, um sich zu erkundigen, wie die Dinge eigentlich lägen? Herr Zipfel erschöpfte sich in freundlichem Entgegenkommen und die Titulatur „Geehrter Herr Doktor" floß förmlich von seinen Lippen.

Dann machte man Anstalten von drei Seiten zu gleicher Zeit, die Neugierde des Journalisten zu befriedigen. Zipfel führte natürlich das große Wort. Da seien nun zwei Familien, die mit einem Schlage um ihre Ernährer gekommen seien. Um Merk thäte es ihm sehr leid, namentlich um der Kinder willen, welche die besten und anständigsten im ganzen Hause seien. Jakob sei immer ein lüderlicher und zankſüchtiger Patron gewesen, der sich den Teufel um seine Familie bekümmert habe. Wenn die Kinder schon vor ihrem Vater keinen Respekt mehr hätten, dann sei es weit gekommen. Er wüßte überhaupt nicht, was er nun mit der Familie anfangen solle. Die Miethe hätten sie seit drei Monaten nicht mehr bezahlt, gestern hätten sie exmittirt werden sollen, weil die Wohnung schon anderweitig vermiethet sei, aber man hätte ihnen aus Mitleid unten im Souterrain eine kleine Kammer angewiesen; da lägen nun sieben Menschen auf Strohsäcken und Tüchern, wie die Bücklinge neben einander gepackt.

„Sieben Menschen — in einem ganz kleinen, dunklen Raume — auf nackten Strohsäcken neben einander gepackt", sprach der Berichterstatter seines Hauswirths Wort für Wort halb ächzend nach, indem er den ganzen Satz in ein großes, ledernes Notizbuch eintrug, das er vor fünf Minuten bereits hervorgezogen hatte, um die Informationen schwarz auf weiß nach Hause zu tragen.

„Schrecklich — grausig — kaum glaublich", grunzte er dann vor sich hin, „man muß das in die Presse bringen."

Dabei sah er sich nach seinem Neffen Felix um, als müsse er von diesem die Bestätigung des eben Gesagten erwarten. Der junge Mensch befand sich allem Anschein nach in einer höchst kleinlauten Stimmung, die das Verweilen in dieser Gesellschaft bei ihm hervorgerufen zu haben schien. Des langen Kesselschmieds Augen ruhten unverwandt auf ihm und betrachteten ihn mit einem spöttischen Ausdruck, als wolle Kaulmann sich an seinem Anblick weiden und ihm fortwährend zurufen: „Siehst Du, wenn wir wollten, könnten wir Dich grünen Jungen für Deinen großen Mund, mit dem Du uns so oft in der Gartenstraße abgefertigt hast, gehörig aufziehen und mit Dir Fangball spielen.“ Felix Rosenthal empfand diese ganz unbehagliche Lage auf das äußerste.

Einmal flüsterte der lange Kesselschmied seinem Nachbar etwas zu, was im innigsten Verhältniß zu Felixens Aeußerem stehen mußte, denn lautes Gelächter erschallte und aller Blicke richteten sich auf Serenens Liebling.

Dann sprach der Kesselschmied halblaut, für die übrigen nicht deutlich hörbare Worte, die Felix aber sehr gut verstand: „Ich sage Euch — ich möchte 'mal sehen, wenn er der Rosa über das Gesicht fährt und sich gewisse Dinge erlaubt, die man sich nur herausnimmt, wenn man ein Mädel vor sich hat, dem man es bieten darf. Er sollte in meiner Hand wie ein Hampelmann zappeln.“ Dabei warf er dem zukünftigen Banquier wieder einen seiner nichts-

würdigen Blicke zu, welche diesen in die tiefste Verlegenheit setzten. Rosenstiel mußte das alles einstecken, ohne auch nur ein Wort erwidern zu dürfen.

Papa Zipfel fuhr dann, zu Joachimsthal gewandt, in seiner Erzählung fort:

„Ich sage Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, Herr Rentel, unser beiderseitiger Hauswirth sollte nur wissen, was für Mühe dazu gehört, dafür zu sorgen, daß in diesem Hause alles nach dem rechten geht. Ich wohne ja dafür frei von der Miethe — aber ich arbeite diese Vergütigung auch gründlich ab. O, berichten Sie das gefälligst dem Herrn Rentel und legen Sie ein gutes Wort für mich ein. Inniges, aufrichtiges Mitleid für unsere Miether läßt mich so manches ertragen, wofür man oft nur Undankbarkeit erntet."

Herr Zipfel bekam einen jener gefühlvollen Anfälle, in denen er sich wie ein wirklicher und wahrhaftiger Menschenfreund vorkam.

Und er fuhr abermals fort: „Wenn Sie etwas für die Kinder dieser beiden höchst bedauernswerthen Familien thun könnten, so versuchen Sie alles aufzubieten, was in Ihren Kräften liegt. Sie sind ein Mann der Presse, Sie sind in ganz Berlin bekannt, Sie vermögen viel."

Die Thür hatte sich geöffnet, und Rosa war eingetreten, mit einer Flasche in der Hand.

„Papa Zipfel", ſagte ſie ganz laut, „für zehn Pfennig Spiritus, aber Sie möchten es anſchreiben, Mutter hat kein Geld zu Hauſe gelaſſen."

Jetzt erblickte ſie Felix.

„Ah, guten Tag, Herr Roſenſtiel, wie kommen Sie denn hierher? Ich muß nachher zu Ihrer Tante, um das letzte Kopfkiſſen zu verſetzen, damit ich ein gutes Kleid bekomme. Wiſſen Sie ſchon —? ich gehe von nächſter Woche ab in Dienſt."

Sie blickte dabei mit einem gewiſſen Stolz im Kreiſe umher, als hätte ſie da plötzlich ein Geheimniß enthüllt, nach dem man ſie wie eine Reſpektsperſon behandeln müſſe. Nichts in ihrem Aeußeren, in ihren Bewegungen verrieth, daß der Tod ihres Vaters ihr nahe gegangen ſei, und daß ſie ihn mehr empfinde, als irgend einen anderen Vorfall des Tages. Im Gegentheil — es machte den Eindruck, als habe die Befreiung von ihrem Vater, der ſie ewig wie ein Stück Vieh behandelt und nie ein Pietätsgefühl bei ihr hervorgerufen hatte, wie die Abwälzung einer Laſt auf ſie gewirkt, deren Erleichterung man durch irgend etwas Ausdruck verleihen müſſe. Seit geſtern hatte ſie ihr ſchweres blondes Haar in langen Strähnen aufgelöſt und ließ es, wie eine Zigeunerin, lang herab über den Nacken wallen. Ueber den Kopf hatte ſie ein rothes Band eingeneſtelt, das im ſchreienden Kontraſt zu dem Trauerfall in ihrer Familie ſtand.

„Das ist Jakobs Aelteste", flüsterte Zipfel Herrn Joachim Joachimsthal zu, der sich schwerfällig zu dem Mädchen umgewandt hatte und sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Aufmerksamkeit musterte.

Der lange Kesselschmied beobachtete zu gleicher Zeit Rosa und Rosenstiel, als müsse er jetzt schon die Genugthuung haben, durch irgend einen verständnißinnigen Blick zwischen den beiden einen ihm noch nicht recht zum Bewußtsein gekommenen Verdacht bestätigt zu sehen, um seine ganze Gewalt an dem feinen Burschen da ausüben zu können.

Er war im Grunde genommen ein ehrlicher Geselle, der, wenn er bei der Arbeit war, seine volle Schuldigkeit that und gerade soviel Leichtsinn besaß, einen über den Durst zu trinken und sein ferneres Schicksal dem lieben Gott zu überlassen. Es war ja wahr — er hatte sich oft nicht zart diesem Mädchen gegenüber benommen, aber er hatte im Stillen seine Absichten gegen sie gehegt und das mehrmals Jakob zu verstehen gegeben. Einmal mußte er sich doch ein Heim gründen, und wenn es auch nur in einer Kammer mit einem Bett, einem Tisch und ein paar Stühlen gewesen wäre. Und da hatte er an dieses Mädchen gedacht, die über kurz oder lang sich in manchen Dingen sehr geändert haben würde. Nicht umsonst hatte er drei Jahre in dieser Familie ausgehalten und oft mehr, als man zu beanspruchen hatte, zu ihrer Existenz beigesteuert. Jetzt lagen sie nun da unten im kalten Keller gebettet; er hatte sich

bei einem Nachbar eingemiethet, aber sich vorgenommen, sie soviel als möglich zu unterstützen.

Jetzt sollte das Mädchen in den Dienst gehen? Und er wußte noch nichts davon? Im Augenblick gab das seinen Gedanken eine ganz andere Richtung. Er hatte die Empfindung, als sollte etwas vor sich gehen, das auch in sein bisheriges Leben tief eingreifen würde, und wobei er ein Wort mitzusprechen habe.

Manchmal wohl hatte er daran gedacht, daß die Zeit herangerückt sei, wo nach Art von Arbeiterkindern Rosa nach der Fabrik oder nach irgend einer Werkstatt ihre Schritte lenken müsse, um ihren Unterhalt selbst zu verdienen, aber ganz zu fremden Menschen zu ziehen und von früh bis spät Magd zu spielen: das hätte mit seinen Anschauungen als freier Arbeiter, der ein Fabrikmädchen höher als einen Dienstboten stellte, nicht übereingestimmt. Dazu dachte er denn doch zu sozialistisch. Im ersteren Falle hätte er sie doch jeden Tag vor Augen gehabt, hätte sich um ihr Wohl bekümmern können, sie hätten sich des Abends getroffen und wären sich niemals entfremdet worden; im anderen Falle aber wären sie sich auf unbestimmte Zeit aus den Augen gekommen; er hätte nicht gewußt, was sie treibe und mit wem sie sich in ein Verhältniß einlasse.

„Rosa", rief er plötzlich, „komm' 'mal her."

Er zeigte eine ganz ernste Miene und hatte mit einemmal seine alte Keckheit dem Mädchen gegenüber verloren;

denn als sie an seiner Seite war und ihn nach ihrer alten Manier spöttisch und von oben herab betrachtete, schien er ganz verlegen zu sein und wagte es nicht, wie gewöhnlich, seinen Arm um ihre Taille zu legen.

„Was denn, Langer?“ fragte sie. „Wollen Sie etwas zum Besten geben? Spendiren Sie eine große Weiße zum Abendbrod. Ich nehme sie mit hinüber.“

Sie lachte kurz und sah sich dabei nach Rosenstiel um, als wolle sie diesem bedeuten, wie wenig ihr an dieser Unterhaltung mit dem Arbeiter gelegen sei.

Kaulmann fing diesen Blick auf und im Moment empfand er etwas wie eine fürchterliche Wuth, die er nicht mehr bemeistern zu können glaubte. Das war die Eifersucht des plötzlichen Erwachens einer elementaren Leidenschaft, die ihn im Laufe weniger Minuten gepackt hatte. Er rückte unruhig auf seinem Stuhl und warf jetzt einen Blick zu dem frühreifen Jüngling hinüber, der eine unheimliche Sprache redete.

Dann faßte er des Mädchens Handgelenk und raunte ihr gepreßt zu:

„Was siehst Du denn diesen Judenbengel fortwährend an? Ich werde ihm helfen, wenn er nicht bald macht, daß er fortkommt.“

Rosa zeigte jetzt eine ganz verblüffte Miene. Sie mußte den Kesselschmied noch niemals in dieser Verfassung gesehen haben, denn sie schaute ihn mit halbgeöffnetem Mund

überrascht an, ohne wie gewöhnlich gleich eine abfertigende Antwort zu finden.

Was wollte denn dieser große Tölpel auf einmal von ihr, daß er ihr das Handgelenk drückte, als hätte er seinen schweren Hammer in der Hand, mit dem er täglich die riesigen Kessel bearbeitete? Wenn der nicht vollständig betrunken war, dann war er niemals ganz nüchtern gewesen.

„Na", rief sie — „was soll denn das heißen? Sie drücken mir ja die Hand entzwei. Da hört doch alles auf!"

Sie riß sich los und faßte nach dem Gelenk, das ihr noch Schmerzen verursachte. Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen und ihr Gesicht zeigte jetzt einen nichts weniger als freundlichen Ausdruck.

Zipfel war nach vorn zur dunklen Schänkstube gegangen, und Joachimsthal war ihm auf einen Wink gefolgt. Auch Rosenstiel sah sich veranlaßt, in der Nähe seines Onkels zu bleiben, und hatte denselben Weg genommen.

Der kleine, bucklige Kolporteur nahm seine Mappe vom Boden auf und trottete mit einem: „Adjes, es heißt wieder die Treppen steigen, um Groschen einzuheimsen", von dannen. An der Thür drehte er sich noch einmal um und rief zurück:

„Fräulein Rosa, wollen Sie das vierundsiebzigste Heft gleich mitnehmen? Sie sind aber von voriger Woche noch rückständig mit der Zahlung."

Sofort veränderte sich die Miene Rosas.

„Herrje — Herr Zappel, gewiß, her damit!“

In einem Athem fuhr sie fort: „Ich bin so gespannt auf die Geschichte, ich kann es Ihnen nicht sagen. Jetzt muß doch eigentlich bald das Ende kommen, wo das Fabrikmädchen Frau Baronin wird. Na, wissen Sie, Herr Zappel, die kann man beneiden.“

Zappelius stellte seine Mappe wieder auf den Stuhl und erwiderte mit schmunzelnder Miene, indem er mit dem Finger drohte, seinen breiten Mund zeigte und für die Wahrhaftigkeit in dem Kolportage-Roman durch einen vielsagenden Blick eintrat:

„Ei, mein Kind, wer weiß, was noch alles kommen kann.“ Dabei wühlte er in seiner „Literatur“ und langte das gelbe Heft hervor.

Rosa wurde ganz fidel. „Meinen Sie nicht auch, Herr Zappel? Ach, wissen Sie, das muß ein herrliches Leben sein, so nichts thun zu brauchen, in der Equipage zu fahren und den ganzen Tag Frau Baronin zu spielen. Na, vielleicht komme ich bald zu einer in Dienst, dann werde ich wenigstens genauer erfahren, wie es da hergeht.“

Sie trällerte und drehte sich ein paarmal im Kreise herum, daß das lange blonde Haar sie umflatterte.

Kaulmann fing jetzt an zu poltern.

„Verdreh' doch dem Mädel noch mehr den Kopf, ja?“ rief er dem Kolporteur zu. „Halb verrückt hat sie sich schon gelesen, und schließlich wird sie es noch ganz.“

Zappelius ſpielte den Entrüſteten. Da höre doch alles auf. Die Literatur bilde den Menſchen, und es ſei immer beſſer, fleißig zu leſen, als die Zeit mit anderen Dingen zu vertrödeln.

Der Keſſelſchmied wurde wüthend.

„Mach' nur bald, daß Du hinauskommſt", ſagte er. „Deine Bildung kennen wir ſchon. Die geht darauf hinaus, ſo lange den Leuten Honig um den Mund zu ſchmieren, bis Du ihre Groſchen haſt."

„Wenn ich ſie nur erſt hätte" gab das kleine Original mit einem verliebten Blick auf Roſa zurück. Dieſe bekam ſofort einen guten Gedanken.

Sie trat wieder auf Kaulmann zu und legte ihre Hand auf ſeine Schulter.

„Alter Brummbär, wer wird gleich ſo ſein! Bezahlen Sie lieber die Hefte mit zwei Groſchen."

Kaulmann langte, ohne ein Wort zu ſagen, in die Taſche und warf dem Kolporteur die Nickelſtücke auf den Tiſch hin.

Dann waren ſie beide auf ein paar Minuten allein.

„Roſa", begann Kaulmann wieder, „ſei vernünftig. Setz' Dich einen Augenblick hierher." Bitterer Ernſt lag dabei auf ſeinen Zügen.

Das Mädchen legte ſich weit über den Tiſch, ſtützte den Kopf in die Hände und ſchaute ihm gerade ins Geſicht.

„Nun? Ich höre. Ehe dieſer dicke Affe auch mit dem Spiritus wiederkommt! Das dauert eine Ewigkeit.

„Ist das wahr mit dem Dienst? Hast Du schon eine Stelle?"

Sie rührte sich nicht, erwiderte aber kurz: „Gewiß ist das wahr. Mutter will, ich soll durchaus aus dem Hause. Sobald ich mein neues Kleid habe, mache ich mich auf die Strümpfe. Stellungen als Kindermädchen oder etwas Aehnliches giebt es alle Tage."

„Das wirst Du nicht thun!"

Er sah sie jetzt an, als müßte er jedes Wort ihr von den Lippen ablesen.

„Und weshalb nicht?"

„Weil ich es nicht will!" —

Sie lachte schallend auf und wollte ihren Oberkörper wieder zurückziehen.

„Das ist zu komisch. Als wenn Du 'was drein zu reden hättest."

Er aber streckte die Hand aus und hielt sie zurück.

„Mädchen!" preßte er hervor.

Es schien, als müßte er sich förmlich bezwingen, ihr nicht den Arm zu zerdrücken. Rosa war für ihn nicht mehr das Mädchen, welches er immer wie ein halbes Kind behandelt hatte. Im Augenblick empfand er das Gefühl, als habe er da eine völlig erwachsene Person vor sich, die verständig genug sei, die ernstesten Dinge mit ihm zu besprechen. Er begann wieder:

„Du solltest auf mich hören. Ich habe es immer mit Euch allen gut gemeint, das weißt Du. Ich möchte nicht gern, daß Du Dich bei fremden Leuten herumdrückest. Ich bin Dir wirklich —"

Er stockte plötzlich, als traue er sich nicht, das laut auszusprechen, was er im tiefinnersten Herzen empfand. Am Ende gar hätte sie ihn ausgelacht und er dann irgend etwas gethan, was ihm groben Burschen nicht zur Ehre gereicht haben würde.

„Mit Deiner Mutter werde ich schon sprechen", verbesserte er den angefangenen Satz. „Du kannst nach irgend einem Geschäft gehen, nähen lernen oder irgend etwas anderes thun. Ich werde mit Fräulein Dorchen reden, vielleicht bringt sie Dir das Arbeiten an der Nähmaschine bei; oder aber, gehe meinetwegen auch nach einer Kartonfabrik, lerne falzen und heften wie Wilkes Klara — nur als Magd sollst Du nicht aus dem Hause. Bedenke, daß Du doch immer dann ein Heim hast, einen Anhalt bei Deiner Mutter. Wenn Du Dich am Tage geplagt hast, so bist Du doch am Abend und des Sonntags Deine eigene Herrin."

Er machte eine Pause und sah sie forschender als vordem an. Irgend etwas mußte sie doch jetzt erwidern.

Rosa aber schien das alles nicht begreifen zu können, was sie da gehört hatte. Das klang ja gerade so, als sollte jetzt ein richtiger Heirathsantrag kommen. Am Ende bildete sich dieser lange Mensch da vor ihr ein, er sei

ihr Bräutigam, der seiner zukünftigen Frau gute Lehren geben dürfe.

Sie fühlte eine wahre Wonne, den Kesselschmied nach allen Regeln ihrer Straßenmädchenmanier aufzuziehen.

„Nun — und?“ fragte sie wieder. Sie zeigte dabei wirklich eine ganz dumme Miene, während sie sich im Innern vor Lachen hätte ausschütten mögen.

„Du fragst noch?“ erwiderte Kaulmann mit erstauntem Gesicht.

Und jetzt endlich brachte er es hervor, halb stotternd, wie jemand, der nicht weiß, wie seine Worte aufgenommen werden, und der in seiner Unbeholfenheit ein klägliches Aussehen annimmt.

„Rosa, sieh, Du bist noch ein halbes Kind; aber ich bin Dir gut. Du bist heute noch zu jung; aber Du wirst doch auch 'mal eines Tages an einen Mann denken müssen —“

Sie ließ ihn gar nicht erst ausreden, sondern antwortete gleich mit ihrem alten Lachen, und zwar diesmal so übermäßig, daß sie sich dabei auf einen Stuhl setzen mußte. Sie warf die Beine förmlich in die Luft, trampelte auf den Fußboden, so vortrefflich amüsirte sie sich. Sie kreischte und kicherte, daß ihr fast der Athem ausging und sie sich, einen Augenblick innehaltend, nach der Seite faßte, als verspüre sie da plötzliche Stiche.

„Das ist gelungen. Nein — wirklich gelungen! Ich soll Frau Kaulmann werden? Das müßte Frau Knabe

wissen, die würde sich auf den Boden legen vor Lachen. Ich, Frau Kaulmann! Na, wenn das noch nichts ist, dann giebt es überhaupt nichts Schöneres auf der Welt. Ich, einen Arbeiter heirathen, um womöglich mehr Prügel und Fußtritte zu bekommen, als Essen und Trinken? Nein — das habe ich schon genug bei meinem Vater kennen gelernt. Da müßten erst die Budiken und der Schnaps nicht mehr sein."

Sie stand auf und drehte sich in ihrer vergnügten Stimmung wieder singend im Kreise herum. Ohne daran zu denken, daß sie den Kesselschmied durch ihr ferneres frivoles Betragen, durch jedes Wort, durch jede unschöne Bewegung ihres Körpers immer mehr errege und die rohe Natur in ihm mit Gewalt erwecke, plapperte sie weiter, indem sie wie zur Betonung jedes Wortes langsam in die Hände klatschte:

„Wenn ich dann Sonntags frei habe — schaffe ich mir einen Bräutigam an — lasse mich ausführen — gehe tanzen — sorge für einen neuen Hut — kaufe mir Ohrringe — eine schöne Brosche und Halskette — dazu Maikäferschuhe und Glaceehandschuhe — ätsch, das soll eine Freude sein! Wenigstens wird man sich dann einmal ordentlich satt essen können."

Jetzt sang sie laut ein bekanntes Vorstadtlied:

„Fritz, bleib' hier, du weißt ja nicht, wie 's Wetter wird,
Fritz, bleib' hier, du weißt ja nicht, wie 's wird."

Kaulmann erhob sich und trat auf sie zu. Er verschränkte ihre Arme auf dem Rücken und hielt sie fest. Er hatte gerade genug gehört, um zur Wuth gestachelt zu werden.

„Du bist ja ein recht nettes Kätzchen", sagte er. „Das hätte Dein Vater hören sollen, dem wäre schon längst die Hand ausgerutscht."

„Wenn er nicht im Obduktionshaus läge", gab sie zurück; „aber jetzt kann ich machen, was ich will."

„Glaubst Du? Loses Ding!"

Des Kesselschmieds Gesicht war bleich geworden. Etwas von der entfesselten Leidenschaft eines Liebenden hatte sich mit dem Groll der Enttäuschung vermengt und kam rücksichtslos zum Durchbruch.

„Wirst Du mir jetzt sagen, daß Du das alles nur gesprochen hast, um mich zu ärgern?"

Er verdrehte ihr die Arme, daß sie aufschrie.

„Lassen Sie mich los, oder ich beiße!"

Er lachte.

„Ich spucke Ihnen ins Gesicht."

Wieder lachte er und verschränkte ihre Arme noch mehr.

Jetzt führte sie die letztere Drohung aus.

Im nächsten Augenblick hatte der Arbeiter sie losgelassen und ihr eine Ohrfeige gegeben. Dieser Schlag war der rohste Ausdruck seiner Liebe zu ihr.

Rosa trat ein paar Schritte zurück, hielt sofort die Hand vors Gesicht und that einen Augenblick so,

als wollte ſie laut aufheulen. Sie beſann ſich aber. Sie keuchte förmlich, ſo arbeitete ihre Bruſt. Lachen, Frivolität und Uebermuth hatten im Moment einem Zuge abſtoßenden Haſſes in ihrem Antlitz Platz gemacht. Dadurch machte ſie den Eindruck, als habe ſie binnen einer Minute die Reife eines Weibes erlangt.

Sie ballte die Fauſt, dann preßte ſie hervor: „Warten Sie nur ab, dieſen Schlag werde ich nicht vergeſſen, den ſollen Sie von einem andern wieder bekommen. Paſſen Sie nur auf!“

Kaulmann wurde wieder zärtlich. So weit hatte er nicht gehen wollen, aber weshalb mußte dieſes verzogene Frauenzimmer ihn auch dazu treiben?

„Roſa — das war grob von mir, ich bitte ab. Gieb mir Deine Hand zur Verſöhnung, und ich ſchwöre Dir, ich will Dich von jetzt ab anders behandeln. Ich will auch keinen Schnaps mehr trinken Deinetwegen, wenn Du mir das ſein willſt, was ich von Dir verlange.“

„Aha, ſo wird man wieder liebes Kind? Pfui! — Aeh!“ Sie ſpie vor ihm aus. Dann zeigte ſich wieder die ganze ſchillernde Laune eines bereits zum Raffinement hinneigenden Mädchens. Sie entblößte ihre Zähne und lachte gezwungen-übermüthig.

Dieſe lange Latte da konnte ſie wie Draht um ihren Finger wickeln, wenn ſie es nur wollte; ſie war ſchlau genug, um das einzuſehen.

Er möge nur hübsch warten, die Panke sei noch nicht ganz ausgetrocknet. Da fließe immer noch genug Wasser, ehe ein Jahr vorüber sei.

Dann stampfte sie wieder mit dem Fuße auf, ballte beide Fäuste und sagte, daß es knirschend klang:

„O — wartet es nur ab; ich werde mich rächen für das Knuffen und Puffen von Euch allen, für die Schläge, die Ihr mir ausgetheilt habt."

Nun schrie sie laut nach den Vorderräumen hindurch: „Aber, Papa Zipfel, wo bleiben Sie, finden Sie denn die Flasche nicht? Borgen Sie sich doch das Fensterglas von Herrn Rosenstiel."

Herr Zipfel hatte währenddessen mit Joachimsthal ein höchst wichtiges Gespräch gepflogen, das sich um Jakobs Tochter drehte. Serenens Liebling stand dabei und gab gehörig seinen Senf dazu.

Man könne mit der Menschenliebe den Anfang machen, wenn man jetzt für einen anständigen Dienst des Mädchens da drinnen sorge, hatte Herr Zipfel gemeint und damit Onkel und Neffe zu gleicher Zeit auf einen großen Gedanken gebracht. Da hatte man ja gleich für Frau Selma ein Hausmädchen, das jedenfalls nicht lange dazu gebrauchen würde, um sich in ihre Tagesaufgabe hineinzuleben. Sie war zwar noch etwas jung, aber dadurch bekam man gerade die Gewißheit, sie so anlernen zu können, wie man es wünschte; das war doch immer viel besser, als wenn

man irgend einen Dienſtboten bekam, von dem man nicht genau wußte, ob er bereits ſeine Schule hinter ſich hätte oder nicht. Außerdem brauchte man ſo einem jungen Ding nicht ſo viel Lohn zu geben, als einer, die bereits die Geſchäftsregeln kannte. Das Mädchen würde ſich auch mit dem begnügen, was man ihm gebe; dafür kam ſie in eine noble Familie, die im vornehmſten Stadtviertel von Berlin wohnte.

Und bei dieſen Betrachtungen und Erwägungen ſeitens der Herren Zipfel und Joachimsthal, die gleichſam einem ſtillen Kompromiß glichen, wodurch einer dem andern zur Dankbarkeit verpflichtet wurde, ertönten die Zwiſchenreden Felixens: „Onkel, das iſt eine famoſe Idee. . . . Da würde ich mich an Deiner Stelle erſt gar nicht beſinnen — — — Das Mädel finde ich ſehr nett . . . Ich glaube gewiß, Tante Selma wird damit einverſtanden ſein.“

Dabei glänzte ſein Geſicht vor Freude, wenn er daran dachte, wie er beim Beſuch in der Bülowſtraße in dem Mädchen immer eine alte Bekannte begrüßen würde.

Und der große Onkel grunzte am Ende als Zeichen ſeines ſchließlichen Einverſtändniſſes und brachte es glücklich fertig, während zwei Minuten im Zuſammenhange von den Sittlichkeitsbeſtrebungen als höchſte Aufgabe des Fortſchritts zu ſprechen. Es koſtete ihn zwar Anſtrengung, er puſtete, keuchte und ſtöhnte nach jedem Satz, aber er brachte es doch glücklich fertig.

„Sittlichkeit und Freiheit, mein lieber Herr Zipfel, sind zwei untrennbare Begriffe, die wir Volksfreunde entschieden aufrechterhalten müssen. Nicht wahr, mein lieber Herr Zipfel? Sie sind doch ein Mann aus dem Volke, Sie denken doch ebenso?“

In Ermangelung eines Knopfes, den er vergeblich bei Herrn Zipfel suchte, versuchte er diesem die blaue Schürze nach Möglichkeit zu erweitern.

„Ja, ja, mein lieber Herr Zipfel, das ist so. Wir Männer der unabhängigen Presse haben einen schweren Stand; aber immer den eigenen Schild frei halten, das Familienleben nach Kräften pflegen, der Welt keine Veranlassung zum unreinen Gewäsch geben, aber seinen Verpflichtungen getreulich nachkommen, — das ist's, was uns groß macht und die Verleumdung zertritt. Dann sind wir, wie die beste Frau, von der man am wenigsten spricht. . . . O, es freut mich, mein lieber Herr Zipfel, solch einen braven Mann kennen gelernt zu haben! Es steckt ein guter Kern im Volke, den wir am besten zu schätzen wissen. Wenn Sie die geistige und moralische Verkommenheit unserer bessern Gesellschaft, gegen die wir mit der ganzen Macht unserer freien Presse ankämpfen, kennen würden, mein lieber Herr Zipfel — wie recht glücklich würden Sie sich erst in Ihrer bescheidenen Lebensstellung fühlen! Sittlichkeit und Freiheit — vergessen Sie diese Parole nicht, mein lieber Herr Zipfel.“

Er kam plötzlich auf ein anderes Thema. „Der Schinken ſieht ſehr friſch aus, ſehr, ſehr friſch!“

Ehe er noch weiter kam, fühlte der Budiker alle Veranlaſſung, ſeinem ausgezeichneten Beſuch ganz unterthänigſt entgegenzukommen.

„Ein Stückchen gefällig, geehrter Herr Doktor?“

Er hatte auch ſchon das lange Meſſer genommen und begann eine große Scheibe herunterzuſchneiden, die er dem Journaliſten auf einem Teller darreichte.

Joachim Joachimsthal begann denn auch das Fleiſch in einer Art und Weiſe in den Mund zu ſtopfen, daß die Backen ſich aufblähten und die Augen kleiner wurden. Eine zweite Scheibe nahm er mit Dank an. Und während die Geſchäftigkeit des Kauens jedes Wort halb unverſtändlich machte, brummelte er ungefähr folgendes zu dem Budiker hinter dem Ladentiſch: Hunger thue weh, man müſſe ſich alſo wenigſtens dieſes einen Kindes von Jakob annehmen, damit es nicht verkomme. Er würde gleich mit der Mutter ſprechen, wenn ſie zu Hauſe wäre. Das Mädchen käme in gute Hände, man würde auch auf ſeine geiſtige Ausbildung Rückſicht nehmen.

Zipfel ging dann nach der Wohnſtube und rief Roſa herein. Was das für eine Ueberraſchung für ſie war! Sie ſollte bei einem Herrn Doktor in den Dienſt kommen? Und gar im ſogenannten Geheimrathsviertel? Das hätte ſie ſich vor fünf Minuten noch nicht träumen laſſen, daß ſich ſo

rasch ihr Glück gestalten würde. Sie fühlte denn auch, daß sie jetzt hier eine ganz andere Miene zeigen müsse, um so bescheiden und einnehmend wie möglich zu erscheinen.

Als Joachim Joachimsthal seine fleischige Hand unter ihr Kinn legte und einige Fragen an sie richtete, schlug sie wie ein züchtiges Mädchen die Augen nieder und gab die Antworten mit leiser Stimme.

Felix Rosenstiel stand hinter ihr und benutzte das Halbdunkel des Raumes dazu, seine Hände mit ihrem aufgelösten Haar in Berührung zu bringen.

Dann hörte man wieder die Thür des Wohnzimmers gehen und Kaulmann kam herein.

„Heda, Zipfel, ein Glas Bier!" Er trat mit langen Schritten näher, um zu sehen, was man eigentlich von dem Mädchen wollte. Er fühlte sich gerade so in der Stimmung, seine Aermel aufzustreifen und irgend einem zudringlichen Burschen einen blauen Denkzettel mit nach Hause zu geben. Die Hände in den Hosentaschen, pfiff er leise vor sich hin und machte sich ungenirt Platz zwischen Rosa und Rosenstiel, indem er den letzteren mit seinem Ellbogen unsanft bei Seite schob. Jakobs Tochter las es ihm vom Gesicht ab, daß nicht viel dazu gehörte, um seine Skandalsucht herauszufordern. Wenn der wüßte, was sie drei hier vor seinem Eintritt soeben geplant hatten! Da mußte man hübsch die Schlaue spielen und diesen Tolpatsch einstweilen beruhigen.

Während sie Zipfel die Flasche abnahm, flüsterte sie diesem zu: „Sagen Sie dem Langen nichts davon, der ist halb verrückt nach mir.“

Dann drehte sie sich nach Kaulmann um. „Kommen Sie mit, ich habe Ihnen was zu sagen.“

Sie gingen beide hinaus, ohne daß nicht noch Rosa Felix freundlich zugenickt hätte. — —

Nach einer halben Stunde finden wir Herrn Joachim Joachimsthal mit seinem würdigen Neffen bei dem Ehepaar Laib wieder.

Madame Serene und ihr Bruder saßen sich im Wohnzimmer der ersteren gegenüber. „Zweihundert Mark gebrauchst Du wieder?“ fragte die Dicke und würgte die Shawle um ihren Körper herum, daß ihr Kopf wie aus einem Haufen Ballast hervorragte. „Und dafür willst Du uns einen Haufen beschriebenes Papier geben, das keinen Werth für uns hat? Was sollen wir damit thun? Dafür giebt nur der Lumpenmatz ein paar Pfennige.“

Der große Journalist wiegte sich unruhig auf seinem Stuhl und streckte wie ein Prophet die Hand aus, als wolle er die im Entfesseln begriffene Elemente vor ihrem völligen Ausbruch beschwichtigen.

Frau Serene aber fuhr fort: „Moritz sagt, daß er bald keinen Platz mehr hat für die Schriften Deiner Frau. Ueber tausend Mark seid ihr uns schon schuldig, und ans Wiederbekommen ist nicht zu denken. Weshalb holt Ihr

die Romane nicht wieder, wenn sie wirklich so ausgezeichnet sind, wie Du immer sagst, und Deine Frau so viel Talent zum Schreiben hat? — Joachim, thu' mir den Gefallen und rede nicht erst — es giebt nichts mehr. Woher sollen wir so viel Geld nehmen, wenn wir allein nichts haben. — Es ist kalt hier im Zimmer; ich werde dem Mädchen sagen, daß sie noch einmal einheizen soll. — Karoline! Karoline! Karoline, hörst Du!?" rief sie ganz laut und wiederholte den Ruf, bis die Gerufene kam und den Befehl entgegengenommen hatte.

Das Gespräch ging dann in denselben Wendungen noch eine Weile weiter, bis Joachimsthal aufstand und mit den Händen auf dem Rücken auf und ab wandelte. Sein Gedächtniß schien sich dabei merkwürdig zu klären, denn was er vor sich hin murrte, war die alte Geschichte, die seine Schwester schon sehr oft von ihm gehört hatte. . . . „Serene, reg' Dich nicht auf, es könnte Dir schaden, Du weißt, Du hast schon einmal einen Schlaganfall gehabt! Wir wollen uns nicht erzürnen der lumpigen zweihundert Mark wegen."

Er stöhnte und fuhr sich fortwährend mit der Hand von unten nach oben übers Gesicht, als sei es ihm unangenehm, Dinge aufzuwärmen, durch welche er den letzten Druck auf den Geldbeutel dieses wucherischen Paares ausüben mußte.

Dann fuhr er fort, stoßweise die Sätze hervorbringend:

„Du biſt ſtets zähe, liebe Serene, wenn es ſich um das Wohl Deines eigenen Bruders handelt. Da heißt's immer, Ihr hättet kein Geld. Wer hat das große Haus ohne Hypothek in der Friedrichſtraße? Ihr habt es. Wer hat Euch ſo manchen noblen Herrn zugeführt, dem Ihr gegen Wechſel und hohe Zinſen Geld gegeben habt? Ich habe es! Wer hat damals dafür geſorgt, daß bei der Wuchergeſchichte vor Gericht der Name Laib nicht in die Preſſe kam? Ich habe dafür geſorgt. Wer weiß am beſten, daß der Herr Laib, als er noch marchand tailleur auf ſeine Karten ſchrieb, große Poſten von ungetreuen Hausdienern geſtohlenen Tuches zu einem Spottpreiſe angekauft hat und dadurch reif für den Staatanwalt wurde —?"

Ehe er noch das ſtereotype „Ich weiß es" dem letzten Satze folgen laſſen konnte, hatte Madame Serene mit dem ganzen Ausdrucke eines plötzlichen Entſetzens die Hände unter den Tüchern emporgehoben und theatraliſch ihrem Bruder entgegengeſtreckt. Mit weit aufgeriſſenen Augen rief ſie dem wandelnden Manne in Baßtönen entgegen:

„Joachim, hör' auf, das Mädchen kommt! Sag' kein Wort mehr und mach' Deine Schweſter nicht unglücklich."

Sie legte ſich ſchwerathmend in den Seſſel zurück und ſtieß einen langen Seufzer aus.

Der große Augenblick, den man benutzen mußte, war für Joachimsthal gekommen. Er trat auf ſeine Schweſter zu und raunte ihr entgegen: „Wirſt Du geben, Serene?

Was reizt Du mich immer dazu, vom Staatsanwalt zu ſprechen? Denkſt Du nicht, mir blutet ſelber das Herz, wenn ich immer ſagen muß, daß Dein Mann ein Hehler war? Wirſt Du mir das Geld holen?“

„Joachim, hör' auf, das Mädchen kommt. Ich gehe ſchon.“

Sie ſtöhnte wie ein verwundetes Thier, ſah ſich rechts und links um, gurgelte förmlich, als hätte ihr jemand die Kehle mit einem Strick zugeſchnürt, erhob ſich dann mit aller Kraftanſtrengung und ſchlurfte auf ihren Filzſchuhen der Thür zum Geſchäftsraum zu. Als in demſelben Augenblicke das Dienſtmädchen eingetreten war und ſich am Ofen beſchäftigte, drehte ſie ſich noch einmal um; aus der Handbewegung, die ſie Joachim zuwarf, war die ganze, tödtliche Angſt zu erkennen, mit der ſie ihren Bruder in der Gegenwart des Domeſtiken verließ.

Vor dem Ladentiſch im Rückkaufsgeſchäft ſtand Roſa und unterhandelte mit Laib wegen eines Bettkiſſens. Felix Roſenſtiel ſtand hinter ſeinem Onkel und lachte ſich mit dem Mädchen gegenſeitig an.

„Na, Herr Laib“, ſagte ſie, „geben ſie doch noch eine Mark mehr. Herr Felix, reden Sie nur Ihrem Onkel zu, dann wird's ſchon gehen.“

Moritz Iſidor wollte davon nichts wiſſen. Für den Plunder gebe er nicht mehr als drei Mark.

Als er ſich umwandte, um hüſtelnd nach dem fettigen Folianten zu ſchreiten, benutzte ſein Neffe die Gelegenheit,

großmüthig einen Thaler zu den einzelnen drei Markstücken zu legen. Dabei lehnte er sich weit über den Ladentisch, daß sein Athem fast das Gesicht des Mädchens berührte.

„Nehmen Sie schnell", sagte er, das borge ich Ihnen, bis Sie den ersten Lohn bekommen." Er faßte sie ans Kinn, sie lachte ihn an, zeigte ihre weißen Zähne und erwiderte: „Na — wenn schon, denn schon! Man muß alles mitnehmen, sagt Frau Knabe".

Als sie den Schein in Empfang genommen hatte und draußen auf dem Flur war, befand sich Rosenstiel hinter ihr und erging sich in Zudringlichkeiten, die sie sich ruhig gefallen ließ. „Auf Wiedersehen in der Bülowstraße", sagte er dann, als oben eine Thür ging.

„Auf Wiedersehen in der Bülowstraße", äffte sie in derselben Betonung nach, gab ihm einen Schlag und lief dann in ihrem dünnen Tuch, zitternd vor Kälte, die Treppe hinab, ohne Kopfbedeckung in den wirbelnden Schnee hinaus, der jetzt wieder in dichten Flocken herniederfiel.

Siebentes Kapitel.

Ein halbes Jahr war vergangen. Merk hatte so lange in Untersuchungshaft gesessen. Dann wurde er vom Schwurgericht zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Daß man die mildernden Umstände, die ihm, weil er zur augenblicklichen That gereizt worden war, eigentlich hätten zu Theil werden müssen, nicht in vollem Maße auf ihn anwandte, geschah deswegen, weil er bereits vorbestraft und am Tage des Todtschlags erst aus einer vierwöchentlichen Strafe entlassen worden war.

Es war natürlich, daß der Tag der Gerichtsverhandlung vom ganzen Hause mit Spannung erwartet wurde. Als dann die Zeitungen den ausführlichen Bericht darüber brachten, hatte man wieder Gelegenheit genug gefunden, noch tagelang darüber die eifrigsten Debatten anzustellen. Die Zipfelsche Budike war längst wieder geöffnet, und der große Stammtisch sah die alten Gesichter.

Das stände jetzt sehr schlimm um Merks Schicksal, meinten die guten Christen; wer zweimal hintereinander im Gefängniß gesessen habe, der kehre auch das dritte Mal

gern dorthin zurück. Es sei ja ewig schade um den guten Kerl, aber er brauchte sich auch nicht gleich so weit hinreißen zu lassen, um einen Menschen in einer Minute kalt zu machen. Nur Kaulmann wollte von derlei Reden nichts wissen. Er machte wie gewöhnlich die modernen Zustände für Merks That verantwortlich.

„Denkt nur recht nach", sagte er, „überlegt Euch's 'mal gründlich. Das ist eine Kette von Verhängnissen, von denen der beste Mensch umschlungen werden kann. Das erste Glied zu dieser Kette war für Merk die Arbeitslosigkeit, dann kam das Arbeitgehen seiner Frau dazu, schließlich das Freudenfest, das er mit Jakob der neuen Arbeitsstelle wegen feierte. Am Ende kam der Tod seines Kindes, den man ihm zur Last legte, und als letztes Glied der Todtschlag, der durch die Verletzung seines Ehrgefühls hervorgerufen wurde. Also müssen wir immer wieder darauf zurückkommen, daß die Arbeitslosigkeit der Teufel ist, der uns am Ende gegen alles abstumpfen kann und zum Bösen treibt, denn sie war das erste Glied zu dieser Kette."

Was Ida während dieser ganzen Zeit, von der Stunde der Geburt ihres Kindes bis zu dem Tage vor Gericht, wo sie über den Lebenswandel ihres Gatten Zeugniß ablegen mußte, körperlich und seelisch gelitten hatte, wußte nur Gott, zu dem sie in dunkler Stunde, um der Zukunft ihrer Kinder willen betete.

Zu allem Unglück wurde sie noch krank und mußte auf unbestimmte Zeit ihre Arbeit in der Fabrik einstellen. Sie hatte sich durch ein Stück Möbel den rechten Fuß so entsetzlich gequetscht, daß man sie in einer Droschke nach Hause transportiren mußte und sie nicht die Aussicht hatte, vor den ersten zwei Monaten wie gewöhnlich mit festem Schritt auftreten zu können. Da war nun der Augenblick gekommen, wo das Schreckgespenst der Armuth wirklich seinen Einzug gehalten hatte. Wenn sie jetzt vom Bette aus einen Blick im Zimmer umherwarf, so sah sie weiter nichts, als den zersprungenen, verkitteten eisernen Ofen im Winkel, über dem ewig auf einer Schnur ein paar zerfetzte Wäschestücke hingen, den wurmstichigen Tisch, einen Schemel, zwei halb zerbrochene Stühle, deren Geflecht den Boden berührte und die Strohsäcke und Decken, mit denen des Abends auf den Dielen die Lagerstätten für die Kinder bereitet wurden.

Sie lebten jetzt nur noch von Kaffee und Brod, und kamen so wenig mit den übrigen Bewohnern des Hauses in Berührung, daß selbst die Nachbarsleute auf demselben Flur keine Ahnung von dem eigentlichen Elend in dieser Familie hatten. Nur an den Kindern konnte man die Bemerkung machen, daß sie in ihrem Aeußern nicht mehr so nett und sorgfältig gekleidet gingen, als in der ersten Zeit nach ihrem Einzuge in dieses Haus. Wie sollte das auch ausbleiben! Neue Sachen konnten nicht angeschafft werden, und die alten litten unter der Länge der Zeit.

Frau Schwarz bewährte ſich immer noch als die beſte Freundin. Was ſie thun konnte, um zu helfen, das that ſie. Oefters kam ſie mit einem Topf voll Brühe zu Merks hinauf, um Ida eine Stärkung zu Theil werden zu laſſen. Sie verdiente noch immer ſo viel, um ſich das leiſten zu können. Ida aß dann nur ein paar Löffel voll und gab das Uebrige den Kindern, die heißhungrig über die lange entbehrte Speiſe herfielen. Auch das gute Dorchen ſtieg faſt jeden Tag die zwei Treppen hinauf, um ihre Mildthätigkeit zu bewähren. Sie verfolgte ein anderes Prinzip als die Mäntelnäherin. Wenn ſie bemerkte, wie die Kranke das meiſte ihren Kindern zuwandte und das wenigſte für ſich behielt, ſo rührte ſie das faſt bis zu Thränen und that ihr bis in die Seele hinein weh. Sie ließ dann die Kinder zu ſich herunterkommen und machte ſie ſatt, ohne daß die Mutter es wußte.

Auf die Dauer aber konnte das doch nicht ſo weiter gehen. Eines Tages ging Magda über den Hof, als Mutter Knabe aus dem Keller trat und ſie zu ſich heranwinkte.

„Komm doch einen Augenblick herunter, liebes Kind“, begann ſie, „ich habe Dir etwas zu ſagen.“

Magda ſah ſie erſt groß an, dann folgte ſie aber willig.

Unten angelangt, bemerkte das Mädchen auch Fräulein Hedwig, die heute ihren freien Tag hatte und im ungenirteſten Negligee gerade damit beſchäftigt war, an ein Kleid neue Spitzen zu heften, um ſich zum Ausgang mit ihrem Liebhaber vorzubereiten. Man brauchte blos einen Blick

auf dieses Frauenzimmer zu werfen, um in ihm sofort den Typus einer jener Kneipmamsells zu sehen, die sich nur in Kellerlokalen der verrufensten Art wohl fühlen. Vom verlebten übernächtigten Gesicht, in dem die Gemeinheit sich durch Linien um die Augen, um den Mund, durch das breite heisere Lachen, durch jeden Zug im Mienenspiel deutlich zeigte, bis zu den großen, noch immer rauhen und gerötheten Händen, die nur zu deutlich auf ihre ehemalige Stellung als Dienstmädchen hinwiesen, und welche sie immer beim Gehen und Stehen in einer Weise am Körper herabhängen ließ, als befände sie sich noch im Dienst und sei durch ihre Herrschaft soeben vom Spülfaß abberufen worden und wolle nicht, daß das herabtröpfende Wasser ihre Kleidung berühren sollte — das alles im Verein mit ihrem ungraziösen Gang, mit ihrer Vorliebe für Stirnlocken, für die bunteste Farbenzusammenstellung in ihrer Toilette, mit ihrem schlechten Deutsch und ihren ordinären Ausdrücken, machte sie für jeden empfindenden Mann zu einem abstoßenden Geschöpf, dem nie etwas von dem hohen Begriff Weiblichkeit bewußt geworden war.

Es war Nachmittags. Tante und Nichte hatten gerade die Kaffeekanne auf dem Tisch. Das alte Weib leitete sofort ihren Feldzugsplan mit jener Gastfreundschaft ein, die sich so oft bei Rosa bewährt hatte.

„Du hast doch noch nicht Kaffee getrunken, mein Kind?"

Magda mußte verneinen, wenn sie nicht gerade lügen wollte. Gleich darauf stand denn auch eine dampfende Tasse vor ihr, und das schielende Weib hatte sie fast mit Gewalt auf einen Stuhl gedrückt. Merks Tochter war noch zu sehr Kind, und als solches unschuldig genug, um in dieser Einladung etwas anderes, als wirkliche ungeheuchelte Freundlichkeit zu sehen. Zwar wagte sie kaum ihren Blick nach der nur recht dürftig bekleideten Mamsell zu richten, aber schließlich durfte man in dem einzigen Wohnzimmer nichts anderes erwarten. Das kannte sie selbst aus ihrer eigenen Behausung.

Magda ging es jetzt, wie es Rosa früher so oft erging. Sie hatte wirklich Hunger und eine Tasse süßen Kaffees erschien ihr wie eine Delikatesse.

Sie verzehrte denn auch Kaffee und Butterbrod mit wirklichem Appetit, und als Mutter Knabe mit den Worten: „Trink doch noch eine Tasse, nur nicht geniren, thue so, als wenn Du hier zu Hause bist", die braune Kanne wieder zur Hand nahm, fühlte sich Magda bereits heimisch.

Und während sie die zweite Tasse schlürfte, glitt der schielende Blick Mutter Knabes immer von neuem über ihre Gestalt, über das volle braune Haar und über das allerliebste, zarte Gesicht.

„Was Du für volle Flechten hast", sagte die Schänkmamsell und neigte sich mit ihrem bloßen Nacken zu ihr hinüber, daß Magda ihren Athem spürte und vor Scham die

Augen niederschlug. Dabei wurde sie über und über roth. Das alte Weib bemerkte das und wandte sich dann zu ihrer Nichte:

„Aber Frauenzimmer, binde Dir doch ein Tuch um die Schultern; wenn hier jemand hereinkommt, was soll der denken?"

Fräulein Hedwig lachte und meinte, daß außer „ihrem Ede" niemand zu erwarten sei; und vor dem werde sie sich doch nicht genieren!

Dann hielt es Frau Knabe an der Zeit, mit Magda auf das eigentliche Thema zu kommen.

„Es geht Euch schlecht, sehr schlecht mein Kind, ich weiß es, und Du brauchst mir das nicht zu verschweigen". Sie erfahre so manches, was andere Leute nicht erführen sie stelle sich das schrecklich vor, eine kranke Mutter und vier hungrige Kinder, deren Vater im Gefängniß sitze, ohne jeden Verdienst, womöglich bei der nackten Brodkruste. Eins nur könne sie nicht begreifen, daß so ein großes, starkes Mädchen, wie Magda es sei, das ruhig mit ansehe, ohne aus eigener Kraft und eigenem Willen etwas dagegen zu thun. Sie müsse doch nach ihrer Taxirung gewiß schon vierzehn Jahre sein. Ob sie denn nie daran gedacht habe, das Loos ihrer Mutter zu erleichtern, wenn sie auch verdienen gehe?

Magda schwieg noch, aber es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Wirklich, daran hatte sie noch nicht gedacht, schon um deswegen nicht, weil ihre Mutter es bis jetzt bei ihrem Alter nicht zugelassen haben würde. Aber

jetzt war das doch anders; nun lag ihre Mutter hülflos auf dem Krankenlager, konnte nichts verdienen, und sie großes Mädchen stahl eigentlich dem lieben Gott den Tag ab. Sie schämte sich plötzlich, daß fremde Leute sie erst darauf aufmerksam machen mußten.

Und Mutter Knabe fuhr fort, ihr ganzes Interesse für die Familie Merk an den Tag zu legen.

„Ich wüßte etwas für Dich mein Kind, womit Du Dir tagtäglich Deine Mark verdienen könntest — ich meine, wenn Du mir behülflich wärest, Rosen und Streichhölzer zu verkaufen. Verstehst Du?: Die Rosen, so lange noch die Zeit dafür ist, und die Streichhölzer, wenn der Herbst und Winter kommt."

Sie ließ Magda, die jetzt groß aufblickte, erst gar nicht zu Worte kommen, sondern erging sich sofort in Erklärungen, die nur darauf berechnet waren, das Mädchen ganz von diesen Ideen gefangen zu nehmen. Man könne nicht leichter zu einem ehrlichen Verdienst kommen, als auf diese Weise, namentlich wenn man noch so ein junges Ding sei wie Magda. Was hätte sie auch, wenn sie nach der Fabrik ginge oder nach irgend einer Nähbude? Da müsse sie erst eine ganze Weile arbeiten, ehe sie auf Verdienst rechnen dürfe, und dann müsse sie schuften von früh bis spät, daß ihr der Athem ausginge und der Magen anfinge zu knurren. Wenn sie aber handeln ginge, so befände sie sich stets in frischer Luft und sei ihre eigene Herrin. Sie solle

sich doch gar nicht erst lange überlegen. Man sei zwar bereits im September, aber es sei noch immer Sommertag, da könne sie noch tagtäglich ihre dreißig Rosen verkaufen, und dafür bekäme sie von ihr, der Mutter Knabe, ein blankes Markstück. Die Mutter brauche erst gar nichts davon zu wissen, die Ueberraschung wäre dann eine um so größere. Vormittags könne sie ihren Korb mit Waare in Empfang nehmen und gegen Abend wieder abliefern. Sie brauche ja nicht so spät auszubleiben und könne es immer einrichten, daß sie noch zeitig genug nach Hause käme. Sie würde ihr schon die Lokale zeigen, wo die besten Geschäfte zu machen seien. Es ginge dort immer sehr anständig her und man brauche sich durchaus nicht zu geniren, die Hand nach dem Gelde auszustrecken. Nicht nur jede ehrliche Arbeit ernähre ihren Mann, sondern auch jeder ehrliche Handel, und hier habe man es mit einem gewiß sehr respektablen Gewerbe zu thun. Wie gut habe sie es nicht mit Jakobs Rosa gemeint, die es gewiß noch bitter bereuen werde, daß sie ihr nicht gefolgt sei.

Was habe das Frauenzimmer nun? Neulich sei sie ihr begegnet, sie habe ganz adrett ausgesehen und den Versuch gemacht, die Große herauszubeißen; aber am Ende sei doch ihre ganze Unzufriedenheit zum Vorschein gekommen. Ein Dienstbote bleibe immer Dienstbote, das hätte Rosa nur zu sehr empfunden. Sie hätte es bald satt, habe Rosa gemeint, andern die Kleider und Stiefel zu reinigen und

ihnen gewisse Dinge nachzutragen. Das sei überhaupt eine Sippschaft, die Joachimsthals, da könne man was erleben! Wenn der dicke Mann weg sei, käme der schlanke Hausfreund und schneide der Frau die Cour. Sie, Rosa, mache es dann schließlich ebenso und lasse sich in der Küche von dem jungen Herrn Felix Rosenstiel poussiren. Wenn die Herrin nicht so sehr freundlich gegen sie wäre und ihr in allem entgegenkäme, damit sie zu den andern Mädchen im Hause den Mund nicht aufthue, hätte sie schon längst gekündigt, um endlich 'mal zu irgend einer Baronin, wie es immer ihr Wunsch gewesen wäre, zu ziehen, damit sie auch da einmal sehe, wie es hergehe.

„Siehst Du, mein Kind", sagte Mutter Knabe weiter, „an dieser Trine merkt man es am besten, was das Wort vom eigenen Herrn zu bedeuten hat. Es ist ja wahr, Du könntest auch in einen Dienst gehen, die Figur hast Du schon dazu, da hättest Du wohl für Dich zu essen, aber nicht für Deine Mutter und Geschwister. Denke 'mal, was sie oben für Augen machen werden, wenn Du morgen schon mit einer ganzen Mark in der Hand nach Hause kommst und Deiner kranken Mutter ein ordentliches Stück Fleisch kochen kannst."

Zum Schluß betheiligte sich auch noch Fräulein Hedwig an dem Gespräch.

„Mädchen mit den braunen Zöpfen, folge meiner Tante," sagte sie in singendem Tone, „die meint es gut mir Dir."

Dabei kehrte sie den weißen Nacken dem Wandspiegel zu und betrachtete sich durch einen kleineren, um die Rückseite ihrer Frisur zu beschauen.

Die ehrenwerthe Mutter Knabe hatte denn auch noch einige ganz besondere Instruktionen zu ertheilen. Es brauche auch ja vorerst niemand zu wissen, was Magda treibe. Was ginge das auch schließlich die andern Leute im Hause an? Sie kenne die Menschen zu sehr, als daß sie nicht wüßte, wie man gleich den Neid jedermanns erwecke, wenn man auf einen besonders guten Gedanken gekommen sei.

„Ich werde Dir's aber sehr bequem machen, mein Kind. Ich erwarte Dich jeden Morgen um 10 Uhr an der nächsten Straßenecke, Du weißt doch, bei dem Hause, in dessen Flur die Mutter Schulzen mit Bücklingen und Flundern sitzt. Da gebe ich Dir den Korb, und Du gehst dann ruhig Deiner Wege. Es bleibt also dabei, meine liebe Magda, nicht wahr? Und Du wirst Deiner Mutter vorläufig nicht sagen, was Du treibst. Sie könnte sich so ihre Gedanken machen, die aber gar keinen Zweck haben. Finde irgend eine Ausrede; sage ihr, Du hättest irgend eine Stellung angenommen, wo Du die Kinder warteteſt und im Hause behülflich wäreſt; da bekämſt Du Essen und eine Mark täglich. Mein liebes gutes Kind, Du wirſt doch eine alte, ehrsame Frau, die Dir von Herzen zugethan ist, nicht in ein schlechtes Licht bringen, wenn Du gleich ausposaunſt, was für einen guten Verdienſt ich Dir verschafft habe. Nicht wahr, mein Täubchen?"

Sie suchte ihrem Gesicht von abschreckender Häßlichkeit einen höchst milden und freundlichen Ausdruck zu geben und streichelte mit der knöchernen Hand Magdas Wange.

„So, mein Töchterchen, nun klappe Dir noch die beiden Stullen zusammen, es ist Käse drauf, sehr schöner Limburger Käse, und nimm sie hinauf für Deine Geschwisterchen. Adieu, mein gutes Kind, adieu, bleib mir hübsch gesund bis morgen, sei immer brav wie bisher. Wie werden sich Eure Verhältnisse schnell gebessert haben, wenn Du die ersten vier Wochen hinter Dir hast! Nicht wahr, Hedwig, sie werden sparen können, wie wir ehrliche Leute es thun?"

Die Schänkmamsell nickte nur und verzog den Mund zu einem Lächeln, ohne sich jedoch weiter in der Vollendung ihrer Toilette vor dem Spiegel stören zu lassen.

Als Magda wieder über den Hof schritt, schwirrte ihr der Kopf förmlich von all' dem Geplapper, mit dem man sie überschüttet hatte. Es war ein herrlicher Tag, wie ihn der Altweibersommer nur immer hervorzuzaubern vermag. Das Stück Himmel, das sich oben an den Häuserfirsten abzeichnete war durchsichtig und klar und zeigte eine wohlthuende Bläue. Auf dem großen Sandhaufen kribbelten und krabbelten wieder ein paar Dutzend Kinder, die von oben herab Purzelbäume schossen, Löcher gruben und sie mit Wasser füllten, auf den Hutschen aus dem nassen Sande kleine Häufchen errichteten, die gebackene Brode und Kuchen darstellen sollten. Jakobs Kinder thaten sich darin am

meiſten hervor. Seitdem Roſa außer dem Hauſe war und ſich alle ſechs Wochen einmal ſehen ließ, mußte die zweitälteſte Tochter in Abweſenheit der Mutter das Amt der Kinderwärterin verrichten. Die elfeinhalbjährige Minna gab ſich aber darin nicht viel Mühe. Sie hatte genügend von ihrer Schweſter gelernt, wie man mit ſolch einem kleinen Schreibalg umzugehen habe. Sie nahm die Hutſche, ſtellte ſie in einen Winkel des Thorwegs, ſetzte das Kind darauf, überließ es ſeinem Schickſal, geſellte ſich zu den andern Kindern auf dem Sandberg, ging nach der Straße hinaus, um die vorübergehenden Menſchen anzugaffen, oder aber, um ſich mit ein paar Jungen im gleichen Alter auf dem Fahrdamm herumzubalgen. Es kam dann vor, daß das Kind von der Hutſche fiel und jämmerlich zu ſchreien begann, ſo daß alle Frauen ſich zu den Fenſtern hinausneigten, um zu ſehen, was denn da wieder paſſirt ſei! Das war wieder Jakobs Jüngſtes? Natürlich, daran war man ſchon gewöhnt. Irgend eine reſolute Stimme erging ſich dann in wenig ſchmeichelhaften Schimpfereien über das große Frauenzimmer, die Minna, die auf dem beſten Wege ſei, in die Fußſtapfen ihrer Schweſter zu treten. Jakobs neunjährige Martha, deren Seele noch von dem Zauber der Kindheit umwoben war, erbarmte ſich dann des kleinen Geſchwiſterchens und nahm es auf die Arme, küßte es, drückte die kleinen Patſchen und ſuchte es zu ruhigen. „Du kleiner Racker, hat Dich die böſe M wieder allein gelaſſen? Na, warte nur, dafür ſoll ſie

Schläge von der Mutter bekommen. Na, gieb mir einen Schmatz.“ Und sie küßte das Kleine von neuem zärtlich gab sich alle Mühe, es mit gestreckten Armen in die Luft zu heben, und drehte sich dann mit ihm im Kreise. Und das Kindchen hörte auf zu weinen, faßte mit seinen Händchen nach ihrem Gesicht und machte durch sein sonniges Lächeln den Beschauer das beschmutzte Latz und das durchlöcherte Röckchen vergessen.

An dem heutigen Tage schallten wieder von vornher aus den Fenstern von Frau Sirachs Wohnung die melodischen Töne der Geige Leonhards zum Hof heraus. Die Kinder fanden dieses Spielen eigentlich abscheulich, weil es nach ihrer Meinung immer dasselbe bliebe und bei all dem Quietschen und Brummen der Saiten nicht einmal ein lustiger Tanz zum Vorschein käme. Da war doch die Leierkastenmusik eine ganz andere. Wenn jeden Donnerstag zur bestimmten Stunde der einarmige Orgeldreher kam, um eine ganze Viertelstunde hindurch einen Walzer nach dem andern abzuleiern, und schließlich als Einlage mit fürchterlicher Stimme das schöne Lied: „Gute Nacht, Du mein herziges Kind“ zum Himmel emporschnarrte, so zeigte sich das Verständniß der Bewohner des Hauses für die Melodien des Invaliden auf das innigste. Die Kinder drehten sich im Kreise und die Fenster der vier Gebäude waren mit menschlichen Köpfen förmlich garnirt. Nur unten in Madame Sirachs Wohnung wurden ein paar Scheiben mit einer Wucht zu-

geschlagen, als wolle jemand seiner Entrüstung Ausdruck geben. Zu gleicher Zeit hörte auch das Geigenspiel auf. Und doch flog aus demselben Fenster das erste in Papier gewickelte Nickelstück nach dem Hof hinaus, das dem „Kollegen" draußen gespendet wurde.

Dann regnete es auch Münzen aus den übrigen Fenstern des Hauses, und noch lange nach dem Weggange des „Hofmusikanten" erschallte von irgend einer Frauenstimme der Refrain des Liedes: „Gute Nacht, Du mein herziges Kind." . . .

Magda wollte zur Hintertreppe hinaufsteigen, als sie auch ihr Schwesterchen Anna über und über mit Sand bestreut inmitten der Kinder erblickte. Die fing also auch schon an, sich auf solche Art und Weise zu amüsiren? Wahrscheinlich glaubte sie, es würde sie niemand sehen.

„Wirst Du wohl gleich von dort weg!" rief Magda, packte sie an den Arm und zog sie vom Sandberg herunter; „marsch, hinauf; wie siehst Du aus, schämst Du Dich nicht? Warte, das werde ich Mutter sagen."

Die Kleine fing sofort an zu weinen und bat Magda, sie solle es nicht der Mama erzählen, sie wolle es gewiß nicht wieder thun; aber Jakobs Minna habe ihr gesagt, es spiele sich so schön dort im Sande.

„Ach, ist Deine Schwester noch dumm", rief jetzt Minna zu Magda hinüber; „sie glaubt immer noch, daß der Klapperstorch die Kinder bringe, und meint, sie hätte damals am

Abend den Storch bei Euch wirklich gesehen, als Dein Vater meinen Vater erschlug. So eine dumme Jöre!"

Magda zuckte zusammen. Sie fühlte plötzlich, wie es ihr siedend heiß im Gesicht wurde und brennende Röthe ihr in die Wangen stieg. Sie wollte etwas erwidern, aber sie vermochte nur die Lippen aufeinanderzupressen. Es war wahr: ihr Vater hatte Jakob erschlagen. Dieses freche Mädchen hatte Recht, ihr das zu sagen, aber sie durfte es nicht zum zweiten Mal wagen, zu ihrem unschuldigen Schwesterchen von Dingen zu reden, von denen nur die Erwachsenen unter sich sprachen. O, sie war ein verständiges Mädchen, aber sie hätte sich geschämt, so etwas zu Kindern zu sagen.

„Weißt Du", sagte sie, „wenn Du noch einmal meiner Schwester solche Geschichten erzählst, dann bekommst Du eine Ohrfeige von mir. Verstehst Du? Sprich mit Deinen Gassenjungen darüber, von denen Du das gelernt hast."

Minna lachte erst auf, dann erwiderte sie: „Du willst mir wohl auch gleich so einen Schlag geben, daß ich liegen bleibe? Dann kommst Du aber auch dorthin, wo Dein Vater ist, ins Kittchen. Verstehst Du?"

„Ach, die Magda soll ins Kittchen", schrie ein kleiner Lümmel, der einem andern am Brunnen den Kopf naß plumpte. Und die andern Kinder kreischten das laut nach.

Magda hob die Hand zum Schlagen. Heller Zorn leuchtete aus ihren Augen. Minna Jakob saß noch immer

auf dem Sandberg, zeigte dabei ihre nackten Beine und grinste Merks Tochter höhnisch an. „Versuch's doch mal", sagte sie. „Wenn Du auch vielleicht eine Nasenlänge größer bist, denkst Du, ich fürchte mich? Diese Handvoll Sand werfe ich Dir ins Gesicht, wenn Du einen Schritt näher kommst."

In demselben Augenblick ertönte hinter der Gruppe eine helle Stimme, die dazwischen sprach.

„Was soll das heißen? Schämst Du Dich nicht, solch' eine Drohung auszusprechen, womöglich einem Menschen das Augenlicht zu rauben? Was kann ein Kind dafür, was sein Vater gethan hat? Und weshalb solltest Du daran schuldig sein, weil Dein Vater so viel getrunken hat?"

Magda drehte sich um und erblickte Leonhard Sirach, der sie um Kopfeslänge überragte.

„Ich habe alles mit angehört", fuhr er fort, und, sich direkt an Magda wendend, sagte er: „Gehen Sie ruhig, Fräulein, es ist recht von Ihnen, daß Sie Ihr Schwesterchen so gut beaufsichtigen."

Es war nicht die unerwartete Dazwischenkunft des Jünglings, der sanft auf sie gerichtete Blick aus den großen Augen, auch nicht das plötzliche Verstummen der lärmenden und schreienden Kinderstimmen, die Magda in Verlegenheit setzten, so daß sie am liebsten sofort in den Flur gesprungen wäre, um ihre Röthe zu verbergen — sondern ein einziges

Wort, das in der Anrede lag. „Fräulein", hatte er zu ihr gesagt, es war zum ersten Mal in ihrem Leben passirt, daß man sie so angesprochen hatte. Hier in diesem Hause, wo die Armuth alle gleich machte, und die Jungen und Mädchen im Alter von Merks Tochter sich wie die Kinder einer großen Familie betrachteten, von denen jedes auf das andere keine Rücksicht nahm; wo das Ceremonielle ein unbekannter Begriff war, das in der Ausübung nur wie ein Spott angesehen worden wäre, wirkte das doppelt und dreifach auf Magda. Sie hatte im Moment die Empfindung, als sei ihr da etwas passirt, das sie eigentlich nicht verdient habe. Und der sie so angeredet hatte, war der Sohn der Produktenhändlerin, von dem die Frauen erzählten, er sei so gebildet und „studire Künstler". Freilich, das war auch bei dem nicht zu verwundern. Den sah man nie vor der Hausthür stehen, traf ihn niemals inmitten ungezogener Burschen, die auch schon so groß waren wie er, aber wenn sie Abends aus der Fabrik kamen, sich wie die kleinen Kinder auf dem Hausflur geberdeten, sich jagten und schlugen, und doch schon ihren Cigarrenstummel rauchten und wie die Alten mit einander sprachen.

Aber etwas sagen mußte sie doch, wie ein Stockfisch konnte sie nicht stehen bleiben. „Danke schön!" kam es zaghaft von ihren Lippen. Sie machte einen Knix, und dabei richtete sie zum ersten Mal voll und ganz ihre braunen Augen auf Frau Sirachs Sohn.

Leonhard sah nicht die großen plumpen durchgestoßenen Lederstiefel des vor ihm stehenden Mädchens, nicht das armselige graue Kleid mit der verschossenen fadenscheinigen Taille; er sah nur in ein wunderbar schönes Gesicht, das mit dem Roth in der Wange ihn so keusch und züchtig anmuthete, als wäre er nie etwas Lieblicherem begegnet. Und er hatte dieses Mädchen noch niemals im Hause gesehen, wenn auch nur, um durch einen ihr nachgesandten Blick sein ausgeprägtes Schönheitsgefühl zu befriedigen? Wie sollte er auch? Morgens, wenn er aufstand, übte er eine Stunde, um nach dem Konservatorium zu gehen; wenn er dann zurückkehrte, war die Geige wieder seine einzige Freundin, mit der er sich unterhielt, und des Abends besuchte er Freunde oder befand sich in irgend einem Konzert, wo die Meister der klassischen Musik ihn in ihrem Banne hielten.

Es war gut für die Situation Leonhards und Magdas, daß Oskar Schwarz jetzt im Rahmen der Hausthür erschien und nach Magda rief.

Er habe wieder eine Geschichte geschrieben, meinte er, ob Magda sie hören wolle; dann möchte sie auf einen Augenblick herunter zu seiner Mutter kommen.

Leonhard und Oskar kannten sich wohl von Ansehen, aber gesprochen mit einander hatten sie noch nicht. Es geschah zum ersten Mal, daß sie sich so nahe gegenüberstanden.

Frau Sirachs Sohn wurde aufmerksam. Er verleugnete auch diesmal seine vorzügliche Erziehung und gute Bildung nicht.

„Sie schreiben Geschichten?“ fragte er; „bitte, wollen Sie mir einen Augenblick erlauben?“

Er streckte schon die Hand aus nach dem blauen Heft, das Oskar noch aufgeschlagen hielt.

Die Kinder auf dem Sandberg lärmten und tobten wieder, schrieen und kreischten, und auch Minna Jakob hatte nach einem giftigen Blick auf Magda und einem vor sich hingemurmelten: „Was so 'n dummer Judenlümmel sich einbildet“, eine neue Beschäftigung wieder aufgenommen, indem sie beide Hände voll Sand nahm und denselben wie einen Sprühregen hoch in die Luft warf; sie hielt das für einen ganz besonderen Zeitvertreib.

Und in diesem Haufen lebenden Elends dämmerte nicht die geringste Ahnung von dem gewaltigen Bande, das drei Menschen fürs ganze Leben umschlingen sollte.

Leonhard Sirach nahm das Heft, blätterte in ihm erst flüchtig und las dann aufmerksam. Und je länger seine Augen auf den Schriftzügen hafteten, je mehr prägte sich Erstaunen auf seinen Zügen aus.

Endlich fragte er: „Das haben Sie selbst erfunden, gedichtet, ganz aus sich selbst erdacht und niedergeschrieben?“ Er schüttelte erst merklich mit dem Kopf, als sei ihm etwas nicht recht glaublich. Dabei blickte er abwechselnd ernst auf Oskar und auf das Heft.

Der Sohn der Mäntelnäherin nickte stumm. Nur Magda fühlte sich plötzlich dreister; es war ihr, als sei ihr

Leonhard jetzt nicht mehr fremd, als hätte das Interesse, das er für ihren Freund zeigte, ihr die Berechtigung gegeben, frei und ungenirt zu sprechen.

„Gewiß", sagte sie, „das schreibt er immer des Abends, wenn seine Mutter bei der Lampe sitzt und näht. Lesen Sie nur die Geschichte von dem Sandberg auf unserem Hofe und den Kindern; das klingt wie ein Märchen, und doch ist es wahr"

„Die habe ich eben gelesen", erwiderte Leonhard, und abermals richteten sich seine Augen auf Oskar.

Niemand weiß, woher es kommt, daß der Samen auf steinigem Boden oft besser gedeiht, als in bester Erde. Die Rosen duften und blühen im Garten des Reichen, weil die Hand des Gärtners sie liebevoll hegt und pflegt — in den einsamen Winkel hinter der Hütte des Armen treibt der Wind ein Samenkorn, und herrlicher, als die gepflegten Schwestern des Begüterten, entwickelt sich der Keim zur schönsten Blüthenpracht. Wer konnte wissen, woher Oskar Schwarz das Talent zum Dichten hatte? Es ist gut, daß es darauf keine Antwort giebt; sonst fiele die Welt in Trümmer, und über allem Erhabenen, Ewig-Göttlichen triumphirte die nackte, bodenlose und nichtswürdige Gemeinheit, die jedes Ideal mit Füßen treten würde, um es unbarmherzig in den Staub zu ziehen. Keine laut gesprochenen Worte, die wie Phrasengeklingel die Menge bethören, kein Weinen und kein Lachen, das wie Komödiantenspuk sich verändern und

verstellen kann, keine verzerrte und hochmüthig erscheinende Larve, die hinter Flittertand die grinsende Wahrheit verhüllt, sondern wahrhaftiges Gefühl im Herzen — ein heißes, heißes Sehnen nach einem unbestimmten Etwas, wie das Kind des Armen es haben mag, wenn es zitternd vor Frost vor einem hellerleuchteten Puppenladen steht und die prächtigen Kleider der leblosen Figuren anstarrt — das war das glühende, prasselnde und tosende Element in dieses armen Knaben Brust, zu dem der Himmel seine Funken gesandt. Da steckte etwas in dieser schlichten Hülle, das sie emporheben sollte, heraus aus der niedrigen Alltagssphäre einer Vorstadthöhle, zum hellen Glanze ewig leuchtender Poesie.

„Wollen Sie mir das Heft bis morgen leihen, ich möchte meiner Mutter etwas daraus vorlesen, und darf ich Sie dann bitten, mich morgen Abend unten zu besuchen?“ fragte Leonhard Sirach Oskar Schwarz, während Magdas Augen von einem zum andern wanderten.

„Wenn Ihnen etwas daran liegt, sehr gern“, erwiderte Oskar.

Leonhard streckte ihm jetzt die Hand entgegen. „Wir werden gewiß noch gute Freunde werden“, sagte er; „auf Wiedersehen, also morgen.“

Er verbeugte sich vor Magda, daß sie es fast komisch fand, und schritt dann mit dem etwas unregelmäßigen Gang eines Kurzsichtigen dem Keller zu.

Aus der Souterrainwohnung heraus erschallte jetzt die Stimme von Frau Schwarz, die nach Magda rief. Sie

möge doch ein paar Minuten herunterkommen, das Licht ginge ihr doch bald aus.

Sie stiegen denn auch beide hinunter. Frau Schwarz saß wie gewöhnlich auf einem erhöhten Tritt am Fenster und hatte einen Mantel auf dem Schoß, an dem sie nähte. So saß sie stundenlang, in gebückter Haltung emsig beschäftigt, während sie abwechselnd die Brille putzte und einen Blick zum Stück Himmel emporsandte. Zu ihren Füßen auf dem Tritt saß ihre Tochter Marie und versuchte aus bunten Flicken ein Röckchen für ihre Puppe zusammenzustellen.

Es sah sehr kahl aus im Zimmer; es war nicht viel mehr zu finden, als oben bei Merks.

Frau Schwarz fragte, was denn da oben los gewesen sei? Und als Magda erzählte, daß Sirachs Sohn über Oskars Geschichten so erstaunt gewesen wäre, meinte sie, der müsse wohl etwas davon verstehen, denn er sehe ihr immer wie ein sehr gelehrter Mensch aus, wenigstens nach seinem ewigen Ernst zu urtheilen.

Im selben Augenblick klopfte es, und Fräulein Dorchen trat ein.

„Sie können wohl auch nichts mehr sehen, Frau Schwarz?“ begann sie, „man merkt, daß die Tage schon sehr kurz werden.“ Dann fügte sie hinzu: „Können Sie mir wohl Ihre Scheere einen Augenblick leihen? Ich habe die meine zum Schleifen gegeben.“

Während einiger Minuten sprachen die beiden Frauen nur von ihren Arbeiten. Dorchen meinte, sie könne es nun bald nicht mehr aushalten, von früh bis spät mit zusammengedrückter Brust an der Nähmaschine zu sitzen und die Füße wie bei einer Tretmühle zu bewegen. Das hielte am Ende keine Riesin aus, viel weniger sie schwaches Mädel. Und die Preise gingen immer mehr herab; jetzt arbeite sie Herrenhemden, da bekomme sie dreißig Pfennig fürs Stück; wenn sie fünf Stück den Tag fertig machen wolle, dürfe sie schon nicht aufsehen und viel Geschichten machen. Da hätte sie dann fünfzehn Silbergroschen, was wäre das? Wenn sie nicht so bescheiden lebte, auch noch Nachts manchmal ein paar Stunden zu Hülfe nehmen würde, so könnte sie garnicht bestehen. Was müßten nun manchmal die Menschen machen, die bei gleichem Verdienst noch Angehörige durchzubringen hätten?

Frau Schwarz schwieg einen Augenblick. Sie zog die letzten Heftfäden aus dem gerade fertig gewordenen Mantel und zog ihn über einen Kleiderbügel, damit er recht glatt herniederhing. Dann nahm sie ihre Brille ab und wischte sich die Augen, die sich während der Arbeit getrübt hatten. Sie seufzte und sagte: „Da wäre wieder einer fertig, an dem ich drei Tage lang gesessen habe, für lumpige fünf Mark.“ Das seien schon Zustände in der Welt, fuhr sie fort; diese Judengesellschaft würde immer reicher, und sie armes Wurm müsse sich halb blind nähen. Wenn sie nun morgen mit dem

Mantel zu Baruch käme und Geld haben wolle, ließe man sie erst wie eine Bettlerin eine halbe Stunde stehen und mache ihr dann obendrein noch einen Abzug am Lohn. Da säße der Kragen nicht recht, da fände man an der Verschnürung etwas Schiefes, die Knöpfe müßten weiter hinübergerückt werden, und womöglich könne sie dann mit ihrer Last nach Hause buckeln, vorausgesetzt, daß sie sich den Abzug am Gelde gefallen lassen wolle. Das sei aber immer so, wenn jemand an einer Sache durchaus etwas aussetzen wolle, dann suche er es an allen Ecken und Enden hervor. . . . Vor nichts graule sie sich mehr, als vor dem Wieder-Auftrennen. Wenn man eine Arbeit zweimal machen müsse, ohne etwas dafür vergütet zu bekommen, so sei das ebenso gut, als müsse man einen ganzen Tag lang hungern. „Ja, ja, Dorchen, wir haben ein schweres Dasein auf uns. Nun hole ich mir morgen ein paar Groschen, bezahle die Schulden vorn im Keller, dann ist die Herrlichkeit so ziemlich wieder zu Ende. Wenn die Nähnadel nicht wäre, dann gäbe es ein Marterwerkzeug weniger auf der Welt. Ach, da fällt mir ein", sagte sie in plötzlich lebhafterem Tone, „da habe ich heute in einem Stück Zeitungspapier, in dem die Knöpfe eingewickelt waren, etwas gelesen, das paßt so recht auf uns beide; aber ich werde erst die Lampe anstecken."

Draußen war es allmählich dunkel geworden, das Stück Himmel zeigte jetzt einen grau-blauen Ton, und nur noch wenige Kinder tummelten sich auf dem Hofe. An den

Fenstern tauchten nach und nach Lichter auf; hin und wieder ertönte lautes Pfeifen oder brummte eine männliche Stimme ein Lied vor sich hin. Dann wieder schallten ein paar Schimpfworte durch den Abend, oder ein kleines Kind fing laut an zu schreien.

Frau Schwarz zündete die Lampe an, stellte sie auf den einzigen runden Tisch im Zimmer, verhängte die Fenster und kramte dann aus ihrem Arbeitskorb ein Zeitungsblatt hervor, das sie auf dem Tisch glatt strich. Sie schob Dorchen einen Stuhl zu, setzte sich dann selbst und suchte durch die Brille nach einer Stelle der Zeitung. „Da lies 'mal, Oskar, aber recht laut", sagte sie und schob diesem das Blatt hin.

Es war die belletristische Beilage irgend eines Journals, die der Zufall in die Hände dieser Armen gespielt hatte.

Auch Oskar setzte sich auf einen Schemel, die kleine Marie auf eine Hutsche, Magda lehnte sich an die blaugetünchte Wand, und aller Augen richteten sich auf den Knaben, der jetzt anfing laut zu lesen:

„Das Lied vom Hemde.

Nach dem Englischen des Thomas Hood.

Mit Fingern, müde und schwer,
Mit schwindelndem, brennendem Hirn
Saß einsam ein Weib im zerriss'nen Gewand
Und schaffte mit Nadel und Zwirn,

Stich! Stich! Stich!
Im Elend verlassen und fremd,
Mit schmerzlicher Stimme, und zitternd und bleich
Sang sie das Lied von dem Hemd.

Näh'n, näh'n, näh'n,
Wenn Morgens die Hähne kräh'n,
Näh'n, näh'n und näh'n,
Wenn die Sterne am Himmel steh'n.
Was mag das Elend sein,
Das des Sklaven Mark zerfrißt,
Wenn die Mühsal hier, die mich verzehrt,
Eine Christenarbeit ist!

Näh'n, näh'n, näh'n,
Bis der Kopf im Fieber glüht,
Näh'n, näh'n und näh'n,
Bis das Auge nicht mehr sieht
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum;
Bis über dem Nähen der Schlaf mich zwingt,
Dann näh' ich weiter im Traum.

O! Männer mit Schwestern und Frau'n,
Mit Müttern, so freundlich und gut!
O, glaubt mir's! Ihr tragt nicht die Leinwand auf,
Nein, menschliches Leben und Blut!
Stich, Stich, Stich,
Im Elend verlassen und fremd!
Ich nähe mit doppeltem Faden zugleich
Ein Bahrtuch und ein Hemd!

Was sprech ich vom finsteren Tod
Mit den Blicken so öde und leer?
Ich fürchte sein schreckliches Antlitz nicht,
Es gleicht ja dem meinen so sehr!

Es gleicht ja dem meinen so sehr,
Durch des Hungers verzehrende Wuth!
Ach, Gott! daß Brod so viel theurer ist,
Als Lebens Mark und Blut!

Näh'n, näh'n, näh'n,
Beim Morgen- und Abendroth!
Und was ist der Lohn? Ein Bett von Stroh,
Eine trockene Rinde Brod:
Ein morscher Tisch, ein zerbrochener Stuhl,
Und die kalte, steinerne Flur,
Und dort an der Wand, wo die Lampe brennt,
Als Schmuck mein Schatten nur!

Näh'n, näh'n, näh'n,
Von Stunde zu Stunde hin,
Näh'n, näh'n und näh'n,
Wie eine Verbrecherin.
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band!
Bis das Herz schier bricht und der Geist mir erlahmt,
Und die müde, zitternde Hand.

Näh'n, näh'n, näh'n,
In dunkler Dezembernacht;
Näh'n, näh'n und näh'n,
Wenn sonnig der Frühling lacht;
Wenn um den Giebel im Hof
Die lustige Schwalbe schwebt,
Als wollte sie recht zu meiner Qual
Mir zeigen, wie frei sie lebt.

Ach, könnt' ich ein einziges Mal
Im blühenden Thale geh'n,
Und des Himmels herrliches Blau
Und die duftigen Blumen seh'n!

Ein Viertelſtündchen nur
So fühlen, wie ich gefühlt,
Eh' ich des Mangels Jammer gekannt,
Der Mark und Bein durchwühlt!

Ein Viertelſtündchen nur,
Von irdiſcher Pein befreit!
Ach! Liebe und Hoffnung vergaß ich längſt,
Mir bleibt nur Zeit zum Leid.
O! dürft' ich weinen, dann würde mir wohl,
Doch ich brauche die Augen zum Seh'n,
Und jede Thräne, die mir entquillt,
Verhindert mich am Näh'n! . . .

Mit Fingern, müde und ſchwer,
Mit ſchwindelndem, brennendem Hirn,
Saß einſam ein Weib im zerriſſ'nen Gewand
Und ſchaffte mit Nadel und Zwirn.
Stich! Stich! Stich!
Und elend, verlaſſen und fremd!
Mit ſchmerzlicher Stimme, und zitternd und bleich —
Ihr Reichen, o dränge ihr Lied zu Euch!! —
Sang ſie das Lied von dem Hemd!" —

Als Oskar geendet hatte, blieb es einen Augenblick ſtill im Zimmer. Dorchen ſtarrte mit halb geöffnetem Munde nach den Lippen des Knaben, als müſſe immer noch ein neuer Vers kommen, der ſie ſo packte und im Innerſten erſchütterte, wie die vorhergegangenen. Dabei faltete ſie unwillkürlich die Hände, als wollte ſie in Gedanken b
dem beklagenswerthen Weib, deſſen Elend als Ver
einer ganzen Kaſte der geniale engliſche Dichter
pfundenen Ausdruck gegeben hatte. Manchmal war e

geweſen, als durchrieſele ſie etwas wie ein unheimlicher, kalter Schauer. Wie das klang „näh'n, näh'n und näh'n" und „Stich, Stich und Stich" — gerade wie das gleichmäßige Ticken der Nadeln und das Klappern der Maſchine. Es war förmlich, als hörte man noch jetzt das dumpfe Grollen und Murren, das wie ein Grabgeſang aus jeder Strophe erklang. Wie das Gedicht ſo ganz und gar auf ihr eigenes Leben paßte, wie es das laut ausſprach, was ſie ſo oft ſtill empfunden hatte! Es wurde ihr naß in den Augen, als ſie mit zitternder Stimme ſagte:

„Bitte, borgen Sie mir das Blatt, ich will mir die Verſe abſchreiben."

„O, gewiß", erwiderte Frau Schwarz; „ich habe es mir Nachmittag bereits ſo ziemlich auswendig gelernt — das kann nur jemand gemacht haben, der die Verhältniſſe genau kannte."

Oskar ſagte plötzlich: „Wenn es Ihnen recht iſt, Fräulein Dorchen, ſchreibe ich Ihnen das Gedicht heute noch ab; dann können Sie es morgen früh gleich haben."

Dorchen war damit einverſtanden. Sie blieb noch eine Weile ſitzen, ſtarrte in das Licht der Lampe und murmelte mehrmals langſam vor ſich hin:

„Näh'n, näh'n, näh'n,
Wenn Morgens die Hähne kräh'n —"

Ein Viertelstündchen nur
So fühlen, wie ich gefühlt,
Eh' ich des Mangels Jammer gekannt,
Der Mark und Bein durchwühlt!

Ein Viertelstündchen nur,
Von irdischer Pein befreit!
Ach! Liebe und Hoffnung vergaß ich längst,
Mir bleibt nur Zeit zum Leid.
O! dürft' ich weinen, dann würde mir wohl,
Doch ich brauche die Augen zum Seh'n,
Und jede Thräne, die mir entquillt,
Verhindert mich am Näh'n! . . .

Mit Fingern, müde und schwer,
Mit schwindelndem, brennendem Hirn,
Saß einsam ein Weib im zerriss'nen Gewand
Und schaffte mit Nadel und Zwirn.
Stich! Stich! Stich!
Und elend, verlassen und fremd!
Mit schmerzlicher Stimme, und zitternd und bleich —
Ihr Reichen, o dränge ihr Lied zu Euch!! —
Sang sie das Lied von dem Hemd!" —

Als Oskar geendet hatte, blieb es einen Augenblick still im Zimmer. Dorchen starrte mit halb geöffnetem Munde nach den Lippen des Knaben, als müsse immer noch ein neuer Vers kommen, der sie so packte und im Innersten erschütterte, wie die vorhergegangenen. Dabei faltete sie unwillkürlich die Hände, als wollte sie in Gedanken beten mit dem beklagenswerthen Weib, dessen Elend als Vertreterin einer ganzen Kaste der geniale englische Dichter tiefempfundenen Ausdruck gegeben hatte. Manchmal war es ihr

geweſen, als durchrieſele ſie etwas wie ein unheimlicher, kalter Schauer. Wie das klang „näh'n, näh'n und näh'n" und „Stich, Stich und Stich" — gerade wie das gleichmäßige Ticken der Nadeln und das Klappern der Maſchine. Es war förmlich, als hörte man noch jetzt das dumpfe Grollen und Murren, das wie ein Grabgeſang aus jeder Strophe erklang. Wie das Gedicht ſo ganz und gar auf ihr eigenes Leben paßte, wie es das laut ausſprach, was ſie ſo oft ſtill empfunden hatte! Es wurde ihr naß in den Augen, als ſie mit zitternder Stimme ſagte:

„Bitte, borgen Sie mir das Blatt, ich will mir die Verſe abſchreiben."

„O, gewiß", erwiderte Frau Schwarz; „ich habe es mir Nachmittag bereits ſo ziemlich auswendig gelernt — das kann nur jemand gemacht haben, der die Verhältniſſe genau kannte."

Oskar ſagte plötzlich: „Wenn es Ihnen recht iſt, Fräulein Dorchen, ſchreibe ich Ihnen das Gedicht heute noch ab; dann können Sie es morgen früh gleich haben."

Dorchen war damit einverſtanden. Sie blieb noch eine Weile ſitzen, ſtarrte in das Licht der Lampe und murmelte mehrmals langſam vor ſich hin:

„Näh'n, näh'n, näh'n,
Wenn Morgens die Hähne kräh'n —"

Oskar hatte bereits angefangen, das Gedicht zum zweiten Male zu durchlesen. Noch hatte er nur dunkle Vorstellungen von irgend einer Kunstform oder einem Gesetze der Schönheit; aber er empfand desto besser alles gewaltig Große und Hinreißende in dem, was er einmal gelesen und gehört hatte. Dieses Gedicht gab ihm gleichsam neue Anregung zum selbstständigen Schaffen, malte ihm andere Gedanken vor sein geistiges Auge.

Magda mußte jetzt gehen. Sie hatte auch lange genug die Zeit vertrödelt, um nun endlich nach ihrer Mutter zu sehen. Einen Augenblick schwankte sie, ob sie hier nicht etwas von dem Anerbieten der Frau Knabe erzählen solle. Sie hatte noch nie in ihrem Leben gelogen, und doch hätte sie zu einer großen Lüge greifen müssen, wenn sie wirklich auf den Plan des schielenden Weibes im Keller eingehen wollte. Noch war ihr Gemüth und ihre Seele rein. Von ihrer zartesten Kindheit an waren Vater und Mutter darauf bedacht gewesen, soweit es ihre bescheidenen Verhältnisse erlaubt hatten, alles aufzubieten, Magda gleich den Geschwistern echt menschlich zu erziehen und das Gefühl der Wahrheit frühzeitig in ihr zu erwecken. Sie waren ihren Kindern darin stets mit gutem Beispiel vorangegangen. Und selbst jetzt, im tiefsten Elend und halber äußerlicher Verkommenheit, die für den Menschen in moralischer Beziehung von größtem Einfluß zu sein pflegt, war Idas erstes Bestreben noch immer das alte: aus den Kindern gute und brave Menschen zu machen.

Und nun trat der Dämon der Verworfenheit zuerst in Gestalt der Lüge an dieses Mädchen heran und suchte es zu umstricken. Magda hatte über die Jahre hinaus denken gelernt; wo die Kinder der Wohlhabenden in ihrem Alter noch im Nebel des Lebens dahinschritten, da sah sie bereits mit klaren Augen, wußte jedem Dinge die praktische Seite abzugewinnen. Und das war gerade ihr Unglück. Sie vertraute zu sehr der Außenseite der Menschen, als daß der Gedanke an eine systematische Raffinirtheit je bei ihr hätte auftauchen können. Seitdem man sie unten darauf aufmerksam gemacht hatte, wie wohl sie im Stande sein köune, die Lage ihrer Mutter zu verbessern, hatte auch der feste Wille dazu in ihrer Brust Wurzel gefaßt. Sie griff doch gewiß nur zu einer kleinen Nothlüge, wenn sie der Mutter verschwieg, was sie den Tag über treibe. Ja, wenn sie wirklich etwas Unrechtes begehen wollte, dann hätte sie sich bis in die Seele hinein geschämt. Und dann, sollte sie die Kranke unnöthig aufregen und sie schlecht von ihr denken lassen?

Die Sache war ja so einfach: sie verkaufte fleißig ihre Rosen und Streichhölzer und brachte jeden Tag ihre Mark nach Hause. Davon konnten sie vortrefflich leben. Die Mutter würde gesund werden, und dann warf sie den Krempel wieder bei Seite. Da brauchte man doch wenigstens nicht am Hungertuch zu nagen.

Wie Magda noch, schon die Thürklinke in der Hand, zögernd stehen blieb, sagte Frau Schwarz ein paar Worte,

die sie freilich dazu herausforderten, durch eine Lüge der Freude über den bevorstehenden Verdienst Luft zu machen.

„Höre nur, Magda, wir haben davon gesprochen — Deine Mutter kann noch sehr lange liegen. Wäre es nicht besser, wenn Du an einen Verdienst dächtest, und wären es auch nur ein paar Groschen den Tag? Du bist geschickt mit Deinen Händen, Du sollst nach irgend einer Blumenfabrik gehen, um das Blumenmachen zu erlernen. Fräulein Dorchen meint, daß Du nach zwei Monaten gewiß schon einen kleinen Lohn bekommen würdest; sie kennt ein Mädchen, die es schon bis auf sechs Thaler die Woche darin gebracht hat. Zwei Monate umsonst zu arbeiten, ist eine lange Zeit, aber am Ende vergehen sie auch; dann kannst Du Deiner Mutter Freude machen."

Dorchen stimmte dem bei, als Magda auch schon herausplatzte:

„Wissen Sie, Frau Schwarz, ich könnte gleich morgen eine Stelle annehmen, wo ich eine Mark den Tag verdienen könnte, wenn Sie das recht fänden. Sie kennen doch die Frau Schulze, die Händlerin drüben im Flur? Die meinte, in der Chausseestraße möchte eine Familie gern ein junges Mädchen haben, das den Tag über die Kinder warte. Die Frau hat ein kleines Geschäft, und der Mann ist Beamter und den ganzen Tag außer dem Hause. Ich bin sofort hingegangen, und die Frau sagte, ich gefalle

ihr sehr, und sie würde sich freuen, wenn sie sich über mich nicht zu beklagen brauchte."

Sie flog am ganzen Körper, als sie das sagte und sah ganz roth im Gesicht aus. Sie wunderte sich selbst, wie sie, ohne zu stottern, diese Lüge über ihre Lippen gebracht hatte, und hielt förmlich den Athem an, um auf die Antwort zu lauschen.

Frau Schwarz schien angenehm berührt davon. „Was Du da sagst!" meinte sie. „Das wäre ja ganz vortrefflich, wenigstens solange Deine Mutter noch nicht wohl ist. Meinen Sie nicht auch, Dorchen?"

Die Angeredete stimmte mit ein und sagte: „Da würde ich mich erst garnicht lange besinnen, Essen und eine Mark baares Geld, das ist ja eigentlich kaum glaublich." Sie schüttelte mit dem Kopf, als fehle ihr das Verständniß für dieses Wunder.

Frau Schwarz fuhr fort: „Da sprich nur gleich mit Deiner Mutter; ich werde nachher auf ein paar Augenblicke heraufkommen." Und zu Dorchen gewandt, fügte sie hinzu: „Ich sehe dann etwas nach den Kindern und koche für sie mit, so wird es schon gehen."

Oskar hatte stumm zugehört. Als Magda die Thür hinter sich zugeschlagen hatte, folgte er ihr. Auf der Treppe hielt er sie am Kleide fest und sagte: „Du sollst nun außer dem Hause, und wir sollen uns den Tag über nicht mehr sehen? Aber des Abends und des Sonntags kommst

Du doch zu uns herunter? Liebe Magda, das versprichst Du mir; Du weißt, ich habe Dich so gern."

Er faßte nach ihrer Hand und legte in kindlicher Treue seinen Arm um ihren Hals.

„Gewiß", stammelte sie. „Gute Nacht, Oskar!" Sie gab ihm im Dunkeln einen Kuß und lief dann wie ein scheues Reh die Treppen hinauf.

Dieser erste Kuß, der dem Knaben wie Feuer auf den Lippen brannte, brachte ihm das noch halb unklare Bewußtsein, daß es nicht blos Freundschaft war, die ihn zu Magda hinzog, sondern daß ein weit tieferes, süßeres Gefühl in seiner Brust erwacht sei, über das er sich im Augenblick noch keine Rechenschaft geben könne.

Als Magda vor dem Bett ihrer Mutter stand und das vom Leiden bleiche Gesicht sah, sich über sie beugte und ihr wie gewöhnlich einen Kuß gab, dann, wie so oft schon, wieder vernahm, daß sie schlafen gehen müßte, denn es sei kein Petroleum im Hause und das Stückchen Licht gleich heruntergebrannt, hatte sie sich bereits mit ihrer Lüge so vertraut gemacht, daß sie jetzt mit geläufigen Worten auch ihrer Mutter von ihrem Glück erzählte; als Frau Schwarz gar hinzukam und mit ihrer ganzen Beredtsamkeit für Magdas erste Stellung eintrat, mußte auch Ida zugeben, daß ihrer Tochter keine bessere Zukunft geboten werden könne.

„Du wirst wenigstens Dein kräftiges Essen haben können", sagte sie mit einem Seufzer. „Halte Dich brav, sei bescheiden und hüte die Kinder gut, dann wird man mit Dir zufrieden sein." Wenn sie erst auf sei, wolle sie selbst zu der Dame gehen, um mit ihr zu sprechen, ob sie Magda nicht ganz zu sich nehmen könne. Sie knüpfte dann noch allerhand Betrachtungen an die plötzliche Wendung ihrer Geschicke. Es fände sich doch nun Gelegenheit, wieder einmal etwas auslösen zu können; es sei überhaupt kein vernünftiges Stück Wäsche mehr im Hause. Das Jüngste müsse ein kleines Röckchen haben, denn es läge förmlich in Lumpen; Franz müsse man bessere Stiefeln anschaffen, damit er endlich wieder nach der Schule gehen könne, sonst käme ihr die Polizei auf den Hals und sie müsse noch obenein Strafe bezahlen; auch an Anna müsse man denken, damit sie nicht ganz verwahrlost herumlaufe.

Magda hörte das alles mit an, ohne eine Silbe zu erwidern, aber bei jedem Worte dünkte es ihr, als brenne ihr Gesicht immer heißer, und als müsse sie vor ihrer Mutter niederfallen, um sie dafür um Verzeihung bitten, daß sie sie belogen habe. Aber sollte sie ihr mit einem Schlage wieder alle Illusionen rauben — gerade jetzt, wo es ihr schien, daß zum ersten Mal seit langer Zeit wieder ein Lächeln die Züge der Kranken verkläre? Nein — der erste rollende Stein auf der schiefen Ebene des Lebens hatte sie gepackt und riß sie mit sich fort. Als sie sich aber auf

ihren Strohsack niedergelegt hatte und die Dunkelheit sie umgab, vermochte sie lange Zeit nicht zu schlafen. Dann ängstigten sie böse Träume; sie wälzte sich auf ihrem Lager und sprach ein paarmal im Schlaf, so daß ihre Mutter laut ihren Namen rufen mußte.

Am andern Vormittag machte Ida sie fortwährend darauf aufmerksam, daß sie ja nicht die Zeit vertrödeln solle; sie achtete darauf, daß Magda sich so sauber als es anging kleidete und recht reinlich erschien.

Der Wendepunkt in Magdas Leben war eingetreten. Nach acht Tagen bereits hatte Mutter Knabe sie genügend in die Kneipenverhältnisse Berlins eingeweiht. Sie gingen Vormittags beide zusammen nach der Stadt und trennten sich dann. Magda machte wirklich vortreffliche Geschäfte. Wenn sie es erst kaum über sich gewinnen konnte, irgend ein öffentliches Lokal zu betreten, so verlor sie diese Zaghaftigkeit bald und machte sich mit ihrem Gewerbe vollständig vertraut. Zuletzt sprach sie das stereotype: „Eine Rose gefällig?" so geläufig und blickte so dreist auf, als sei sie in ihrem Handel groß geworden. Während der ersten drei Wochen hatte sie regelmäßig bis zum Abend soviel verkauft, daß sie vor zehn Uhr nach Hause zurückkehren konnte. Einmal blieb sie länger aus; sie hatte sich verspätet. Die erste Lüge zeugte die zweite. Das eine Kind sei sehr krank geworden, meinte sie zur Mutter, da hätte man sie nicht eher fortgelassen.

Ida beunruhigte sich darüber sehr, aber du lieber Himmel, man mußte sich am Ende für Geld vieles gefallen lassen, und als ein paar Tage darauf Magda abermals später ankam und eine halbe Stunde auf den Wächter warten mußte, weil sie es nicht wagte, mit ihrem Korb durch Zipfels Budike zu gehen, wußte sich Ida keinen anderen Rath, als daß sie meinte, Magda solle sich für alle Fälle den Hausschlüssel mitnehmen. Was sollte sie auch anders machen? Das Mädel war ja groß und verständig genug, um zu wissen, was sie that; und schließlich war sie schon so sehr daran gewöhnt, allabendlich das Markstück in Empfang zu nehmen, daß eine gewisse Schwachheit zum Widerspruch sie überkam.

Und Magda blieb bei alledem anscheinend immer dieselbe, denn ihre Seele war noch ungetrübt, und der Glanz naiver Unschuld umstrahlte sie noch. Sie fand auch Gelegenheit zum Sparen, denn öfters gab man ihr mehr, als sie verlangte; aber wie mußte sie sich diese wenigen Groschen Ueberschuß verdienen! Das waren die Trinkgelder, die sie mit der Gemeinheit einstecken mußte; was vernahm ihr Ohr dafür nicht alles, wenn sie in irgend einer Kneipe ihr Heil versuchen mußte! Wer von den oft halb bezechten Gästen dachte wohl daran, daß das Mädchen vor ihm erst vierzehn Jahre zählte, daß es doch noch ein halbes Kind war; wer von ihnen entsann sich wohl im Augenblick, daß er der Bruder einer ebenso alten Schwester, daß er der Vater einer gleich alten Tochter sei? Wohl niemand, niemand!

Nach der Ansicht dieser Leute konnte an Magda nichts mehr verdorben werden, denn — sie handelte mit Rosen. Und doch hätte Merks Tochter niemals geglaubt, daß es außer den verwahrlosten Kindern der Vorstadt auch Menschen geben könne, die noch ganz andere Worte gebrauchten, deren Bedeutung sie nicht verstand, und die doch ihr Gesicht erglühen machten — und obendrein solche feinen Menschen mit schneeweißen Chemisettes und goldenen Uhrketten! Auf was sollte man auch Rücksicht nehmen? Auf das häßliche, grünlich-gelbe Shawltuch, in dem das Auge doch kein Löchchen erblicken konnte? Auf das abscheuliche graue Kleid, das doch so sauber gestickt war? Gewiß nicht! Das ist das Vorrecht der Armuth, daß sie sich alles gefallen lassen muß. Da, in den Kneipen mit weiblicher Bedienung, da konnte man erst die Verworfenheit gewisser Kreise der sogenannten gebildeten Gesellschaft kennen lernen. Da schämte sich nicht derselbe Mund zu diesem Mädchen von Dingen zu sprechen, die er vor einer halben Stunde zu der Dame seines Herzens nicht über die Lippen gebracht haben würde. Darin blieben sie sich alle gleich: Väter, Brüder und Söhne. Da stand Magda vor Studenten, von denen jeder von dem Bewußtsein durchdrungen war, ihm leuchte ein hohes, reines Ideal; wenn sie so ihre Rosen anbot, machte man irgend einen unverschämten Witz, der sich auf das weibliche Geschlecht bezog. Da sah man sie auch Leuten gegenüber, die sich

in seliger Festesstimmung befanden, vor einer Stunde noch in irgend einer Gesellschaft mit rührender Aufrichtigkeit das Ewig-Weibliche hoch leben ließen, hier einen Abstecher gemacht hatten und jetzt in Magda das Ewig-Gemeine erblickten, dem gegenüber sie sich alles erlauben durften.

Die Anekdoten, die am Stammtisch die Runde machten, blieben ebenso ordinär, als stände Magda nicht dabei; und der Cynismus, der in ihnen lag, wurde noch reicher dadurch, daß der Erzähler Magda erblickte und ruhig fortfuhr. Und hatte sie dann lange genug ihre Waare hingehalten, dann ließ endlich einer seine Hand mit dem Gelde klappern, um die kleinsten Münzen herauszusuchen. Und dann hafteten seine Blicke länger als sonst auf dem armen Mädchen, wobei er plötzlich entdeckte, daß das Gesicht des „Kindes" vor ihm doch eigentlich ein wunderschönes, wenn auch elend aussehendes sei mit großen, braunen Augen; daß unter dem häßlichen Shawltuch sich auch schon Formen zeigten — die knospenden Formen der heranreifenden Jungfrau. „Hier, meine Tochter", hieß es dann, „behalte das Uebrige nur."

Und während Magda leise ihren Dank äußerte, fühlte sie, wie die eine Hand des „großmüthigen" Spenders sich ungenirt um ihre Taille legte. Ein anderer sagte wohl cynisch-scherzend zu seinem Nachbar: „Noch zwei Jahre — was meinen Sie wohl, wie sich das Mädel da entwickelt hat." Ein dritter fügte hinzu: „Spaß, und wenn sie dann feine Kleider trägt, was meinen Sie wohl —"

Magda fühlte das und hörte das, und Magda war doch noch ein Kind! Gleich Merks Tochter handelten noch viele Mädchen mit Rosen und mannigfach anderen Dingen, von denen man hoffte, in den Kneipen etwas loszuschlagen. Unter diesen Mädchen lernte Magda auch ein wie sie armselig gekleidetes, verwachsenes Geschöpf kennen, das aber bedeutend älter war als sie. Sie war nicht gerade häßlich, diese Händlerin, und hätte ihr Kopf auf einer andern Figur gethront, so hätten Kenner weiblicher Schönheiten sie vielleicht für interessant gehalten, so aber gab der kurze Hals, die Verwachsung der ohnehin schon kleinen Gestalt, ihrer Erscheinung etwas Koboldartiges, Unansehnliches, den Spott frivoler Zungen Herausforderndes. Jahreslanges nächtliches Herumtreiben in den öffentlichen Lokalen, mangelnder Schlaf, das ganze Einwirken der Gasflammen-Atmosphäre hatten ihrem Antlitz alles Blut genommen und einen fast greisenhaften Ausdruck verleihen. Man konnte sich keinen größern Gegensatz denken, als wenn man zufälligerweise in einer und derselben Kneipe an der Seite dieser Unglücklichen Magda erblickte: schlank und behende wie ein Reh, schön und rührend wie die Unschuld selbst.

Eines Tages hatte einer der Stammgäste der vielen Kneipen mit weiblicher Bedienung, in denen die arme Bucklige ihre Waaren anpries, die Kunde verbreitet, das verwachsene Geschöpf könne „famos" singen; nichts lag näher, als daß man sich von diesem „Zwiespalt der

Schöpfung" überzeugen mußte. Man fand sofort nach ihrem ersten „Debut" eine vortreffliche Bezeichnung für sie, die sie bald unter den Studenten und übrigen Wirthshausbrüdern zu einer wohlbekannten Persönlichkeit machte. Man nannte sie „die falsche Lucca" oder kurzweg „Lucca". Von nun an mußte die Bucklige, wollte sie Aussicht haben, etwas von ihren Waaren zu verkaufen, bei jeder Gelegenheit ein Lied „zum Besten" geben, vornehmlich ein solches, das dem Hautgout der Zecher entsprach. Betrat sie eins jener niedrigen, verräucherten Lokale, in denen der lagernde Cigarrendampf die Milchglasschalen der Gasflammen wie mit einem Nebel umhüllte und die Töne eines verstimmten Klaviers sich mit dem Stimmengewirr der Gäste mischten, so erblickte man in ihr sofort das Objekt eines willkommenen Amusements.

Noch ehe sie mit ihrem bekannten: „Kaufen Sie Wachsstreichhölzer, Schweden, Cigarrenspitzen?" beginnen konnte, rief laut eine Stimme: „Lucca singen!" — Ein halbes Dutzend Kehlen ließen den vereinzelten Ruf nicht einschlafen. „Lucca, singen!" — „Auf den Stuhl steigen!" — „Das Wirthshaus an der Lahn!" — so lallte, grunzte und gröhlte der aus den mannigfachsten Elementen der besseren Gesellschaft zusammengesetzte „Pöbel in Glacehandschuhen" von allen Seiten. Und das verwachsene Geschöpf folgte den Rufen, erklomm einen mitten in das Lokal gestellten Stuhl, und sang unter einem wiehernden Gelächter, aus dem man

nicht recht erkennen konnte, galt es dem Text des Liedes oder der unglücklichen Erscheinung der Sängerin, eine Kneipvariante des „Wirthshaus an der Lahn."

Wie Magda die zudringliche Liebenswürdigkeit der Käufer mit in den Handel nehmen mußte, so die falsche Lucca den Spott und die moralische Verrohung derselben.

Mit der Zeit hatte sich die Bucklige an diese unfreiwilligen Gastvorstellungen so gewöhnt, daß sie förmlich darauf ausging, neue Lieder auswendigzulernen, deren prickelnder Inhalt ihre Gäste amüsiren mußte.

Es verging kein Abend, wo Magda nicht einer derartigen Sangesscene beiwohnte. Einmal fragte sie die Pseudo-Lucca auf der Straße: „Weshalb thun Sie denn immer den Leuten den Gefallen und singen? Ich würde das nicht an Ihrer Stelle. Sie haben das auch nicht nöthig. Aber jetzt ist es zu spät. Sie hätten das von Anfang an nicht machen müssen."

Die Bucklige schwieg eine Weile, dann erwiderte sie: „Ich habe eine alte Mutter zu ernähren, auch noch einen kleinen Bruder. Wenn ich jetzt singe, kaufen mir die Gäste viel mehr ab als sonst, also verdiene ich auch mehr. Geschäft ist Geschäft."

Magda konnte darauf nichts erwidern. Als sie aber wieder eines Abends die Bucklige erblickte, wie sie in einer bekannten Studentenkneipe der Markgrafenstraße auf einem Tisch stand, ein gemeines Couplet sang, sich dabei allerlei

Handgreiflichkeiten gefallen lassen mußte, war es Merks Tochter, als müsse sie die Verwachsene von ihrem Platz herunterreißen, sich selber auf den Stuhl stellen und laut durch das Lokal schreien, daß das eine Schande sei. Aber sie that es nicht. Einer der Gäste winkte sie zu sich heran, kaufte ihr etwas ab, faßte sie ans Kinn und sagte zu seinem Nachbar: „Da lob' ich mir doch so ein hübsches Mädel, meinst Du nicht auch, Kleine?" Und Magdas Gedanken waren bei ihrer Mutter und ihren Geschwistern; sie dachte: Wenn du für sie Partei ergreifst, kaufen sie Dir vielleicht auch nichts mehr ab. Und dabei blieb's. Aber Magda fand in diesen Kneipen oft auch gute Menschen. Da saß wohl allein am Tisch ein Künstler, Literat oder Student, der stumm beim Glase Bier seine Studien machte und die Scene soeben beobachtet hatte. Wenn die Reihe zum Kaufen an ihm war, bekam Magda etwas in die Hand gedrückt, ohne daß sie ihre Waaren angepriesen hatte. Und in dem langen, mitleidigen Blick, mit dem der Geber sie betrachtete, lag die Frage: Was wird aus dir dereinst werden, Tochter des Proletariats?

Mit der Zeit mußte sich Frau Merk daran gewöhnen, ihre Tochter nie des Nachts vor zwölf Uhr nach Hause kommen zu sehen. Einmal bat sie Frau Schwarz, sie möchte doch zu der Herrschaft nach der Chausseestraße gehen und diese bitten, Magda nicht so spät da zu behalten, das ginge nicht mehr so fort. Aber als Magda durch Zufall

davon hörte, quälte sie die Mäntelnäherin so lange, bis diese davon Abstand nahm. Sie meinte, dann wäre es mit einem Mal um ihre Stellung geschehen, denn die Dame lasse sich keine Vorschriften machen. Ihre Mutter sollte nur wissen, wie gut ihre Herrin zu ihr sei, dann würde sie nicht so peinlich sein. Erst gestern habe sie ihr Stoff zu einem neuen Kleide geschenkt, das sie sich nun bei einer Schneiderin machen lassen werde. In Wahrheit hatte Merks Tochter sich dieses Zeug selbst gekauft mit dem Erlöse, das sie sich aus den Trinkgeldern erspart hatte. Gewiß meinte sie es nur gut, wenn sie von einer Lüge zur andern kam, aber nach und nach verstrickte sie sich selbst so hinein in dieses Gewebe, daß sie nicht mehr herausfand.

O gewiß, dieses Arbeiterkind war trotz der gemeinen Sphäre der Vorstadt keusch geblieben, aber es konnte nicht ausbleiben, daß etwas von der zersetzenden Sittenlosigkeit ihres jetzigen Gewerbes an ihr hängen bleiben mußte. Außer der „falschen Lucca" kam sie auch noch mit anderen Mädchen zusammen, die nicht älter waren wie sie, oft auch noch jünger. Die mußten gelernt haben, ihre Käufer genau zu taxiren, denn sie fanden immer gleich die richtige Antwort auf irgend ein zweideutiges Wort der Gäste, und ließen sich die Butter vom Brode nicht nehmen. Und dann, wenn sie unter sich waren, wie tauschten sie da ihre Erfahrungen aus! An gewissen Straßenecken der Friedrichstadt saßen auf den Stufen der geschlossenen Läden drei,

vier von ihnen, die ihre Kasse nachzählten. Zu ihnen gesellten sich dann hausirende Jungen im gleichen Alter, die Cigarren pafften und in der Unterhaltung mit den Mädchen die schmutzigsten Worte gebrauchten.

Der Buckligen pflegte sie sich am liebsten anzuschließen, ohne dabei zu bemerken, wie gerade dieser Umgang am schädlichsten auf sie einwirkte. Das arme Geschöpf erschien ihr wie die einzige Vertraute, der sie ihr Herz ausschütten könne. Oft, wenn sie die Verwachsene halb schläfrig auf den unteren Treppenstufen eines Flures sitzend vorfand, gesellte sie sich auf einige Minuten zu ihr, um mit ihr ein paar Worte zu plaudern. Die Pseudo-Lucca wußte mit allem Bescheid, kannte halb Berlin und genirte sich durchaus nicht in ihren Gesprächen. Sie war mit der Zeit abgestumpft gegen alles geworden, was sie umgab. Von jeder Kneipmamsell hatte sie etwas zu erzählen, von jedem Wirthe kannte sie irgend ein schlüpfriges Geheimniß, das sie allein nur wußte. Wenn sie sprach, so entgingen ihren Lippen derartige Ausdrücke, als hielte sie es für ganz selbstverständlich, daß man so spreche. Und Magda gewöhnte sich an diese Sprache, daß sie unwillkürlich hin und wieder selbst ein ähnliches Wort mit in ihre Rede legte. Es dauerte gar nicht lange, so hatte sich ein Theil jenes Gifthauches, den das große rauschende Berlin bei Nacht ausstößt, gleichsam, als wolle es die reinen Eindrücke des Tages gewaltsam durch eine zweite Erscheinung wieder ersticken, auf ihre Seele gelegt und begann sie wirklich zu trüben.

Es war Ende November; Magda hatte den Rosen bereits die Streichhölzer folgen lassen, als sie eines Abends in eine jener vornehmen Kellerlokalitäten einer Seitenstraße der Friedrichstraße gerieth, welche durch die Aufschrift ihrer Firmaschilder: „Wein und echte Biere, cabinets apartes" die größte Anziehungskraft auf junge und alte Lebemänner auszuüben pflegen. Hier trugen sich die Kellnerinnen nur in Atlas und Seide, hier zechte in versteckten Hinterzimmern die jeunesse dorée bis zum frühen Morgen. Da wurden hinter den schweren Portièren die ärgsten Zoten gerissen, da standen die Gäste, wie in den Ballhäusern, mit den bedienenden Heben auf Du und Du; da begann so mancher hoffnungsvolle Sohn den Weg des Verderbens zu betreten, wenn er den Erlös aus dem gestohlenen Gute seines Chefs nach Möglichkeit verpraßte.

Als Magda das hinterste Zimmerchen, in dem nur ein einziger Tisch stand, erreicht hatte, erblickte sie Herrn Felix Rosenstiel. An seiner Linken auf dem Sopha saß eine der bedienenden Mamsells und zu seiner Rechten — Magda traute ihren Augen kaum — Rosa Jakob, die seit dem ersten Oktober sich in einem großen Konfektionsgeschäft am Hausvoigteiplatz befand. Sie hatte sich während der letzten Monate so stark entwickelt, daß sie wie ein kräftiges, achtzehnjähriges Mädchen aussah. Sie ging ganz schwarz gekleidet, hatte um den Hals eine dicke Kette unächter rother Korallen geschlungen und trug auf dem Kopf einen riesigen Rem-

brandhut mit olivengrüner Feder, die wie eine kühne Herausforderung sich breit um den Rand legte.

Länger als bis zum letzten Quartal hatte Rosa es bei Joachimsthal nicht ausgehalten. Dafür hatte auch Serenens Liebling schon gesorgt. Felix war seit Ostern bereits im Bleichröderschen Komptoir als Lehrling beschäftigt, um sich zum Bankier vorzubereiten. Seit der Zeit hatte er Onkel und Tante Laib nur dann besucht, wenn er sich sein Monatsgeld holte, das ihm Serene für die Dauer seiner Lehrzeit reichlich zugemessen hatte. Er wohnte möblirt in der Friedrichstraße und führte ein ganz ungebundenes Leben. Um Geld war er nie verlegen, denn eine Fahrt zu seiner Tante in der Gartenstraße genügte, um ihm immer aus der Verlegenheit zu helfen. Die Dicke fühlte sich nicht wenig stolz, wenn er ihr erzählte, mit welch einer vornehmen Gesellschaft er immer des Abends verkehre, selbst ein paar Adlige seien dabei, und der eine gar Offizieraspirant. Das zog am meisten. Er spielte denn auch den Zärtlichen nach allen Regeln, küßte das Ungeheuer, schmeichelte ihr, erzählte von seinen Fortschritten und der Zufriedenheit seines Chefs; die Frau Rückkaufshändler streichelte ihm dann die Wangen, nannte ihn ihren guten Felix, bedauerte, daß er sich den ganzen lieben Tag hinter dem Pulte so abquälen müsse, und ging schließlich zu ihrem Moritz hinein, um sich die Schlüssel zum Geldschrank geben zu lassen. Dabei machte denn Herr Rosenstiel die Bemerkung,

wie Onkel Laib gerade in dem Maße hinfälliger und skelettähnlicher wurde, als seine Serene an Dickheit und Fettheit zunahm.

Herr Felix Rosenstiel hatte gleich in der ersten Zeit des Dienstbotenlebens Rosas, lebhaftes Interesse für diese empfunden. Was eine nette, neue Kleidung aus einem Menschen machen konnte, und wenn sie auch nur aus den schlichtesten Stoffen bestand, das hatte er an Rosa erlebt. Schon in ihrem Hausmädchenkostüme bei Madame Selma hatte sich das auf das vortheilhafteste gezeigt. Aus der halb zerlumpten Rosa aus der Gerichtsstraße war eine ganz neue Erscheinung entstanden. Sie hatte mit einem Mal eine durchweg ebenmäßige Gestalt bekommen. Und als sie mit der wohlüberlegten Klugheit eines Mädchens, daß auf jeden Vortheil bedacht ist, sich auch befleißigt hatte, den Vorstadt-Jargon abzulegen und die Sprechweise der vornehmen Leute nachzuahmen, bot sie im Verein mit ihrem hübschen Gesicht ein ganz niedliches Kind, das nach der Ansicht Herrn Felixens noch gute Karrière machen konnte. Er hatte denn auch die Zeit, in welcher Herr und Frau Joachimsthal abwesend waren, weidlich ausgenutzt, um seine Herzensgefühle für die alte Bekannte an den Tag zu legen. Und Rosa hatte sich das gern gefallen lassen, kamen die Liebenswürdigkeiten doch von einem eigentlich recht feinen Herrn, der ihr mancherlei kleine Geschenke brachte. Im Innern freilich konnte sie sich keinen häßlicheren Menschen als diesen Neffen

ihrer Herrschaft denken, und mehr als einmal machte sie sich beim Ausklopfen der Teppiche auf dem Hof zu irgend einer Kollegin über den „Mauschel“ lustig, der immer so „frech“ und „zudringlich“ zu ihr sei. Aber sie war nicht umsonst frühzeitig bei der Mutter Knabe in die Schule gegangen. Der Alten Weisheitsregel: „Es kann auch einer vom Stamm Nimm sein, wenn er nur Geld hat“, war bei ihr zu einer Art Glaubensbekenntniß geworden, dem einzigen allerdings, dem sie jemals angehangen hatte.

Als Rosa daher es eines Tages Rosenstiel nur zu deutlich zu verstehen gab, daß es ihr nicht mehr passe, dem dicken Joachim und seiner schönen Selma die Schleppe und Stiefel nachzutragen, sondern am liebsten irgendwo als Probirmamsell ihr Heil in Berlin versuchen möchte, hatte er sogleich diesen Gedanken entzückend gefunden. O, man brauchte nur einen Blick auf diese jungfräuliche Gestalt zu werfen, auf dieses echt Berliner Mädchen, das in seinem Mutterwitz schon einen Schatz besaß, der sie überall selbstständig machte, um sich nicht sofort jener Annoncen in den Zeitungen: „Damen mit guter Figur werden unter günstigen Bedingungen in dem und dem Damen-Konfektionsgeschäft zu engagiren gesucht“, erinnern zu müssen.

Herr Felix Rosenstiel hatte denn auch dafür gesorgt, daß „seine“ Rosa eine Stellung in dem berühmten Frauenheimerschen Konfektionsgeschäft erlangte. Sie mußte aller-

dings bei ihrer ersten Vorstellung sofort eine elegante schwarze Robe haben, aber dafür sorgte schon Serenens Neffe.

Fast weinerlich langte er eines Abends per Droschke in der Gartenstraße an. Er habe binnen vierundzwanzig Stunden eine Ehrenschuld von hundertundfünfzig Mark an „seinen Frennd", den Offizieraspiranten von X., mit dem er sich in eine Wette eingelassen, zu zahlen. Sonst müsse er sich eine Kugel durch den Kopf jagen.

Tante Serene schlug vor Schrecken die Hände zusammen. Ihr Felix sich erschießen, so ein junges Blut, an dem sie die größten Hoffnungen knüpfte? Sie suchte sofort den wie geknickt erscheinenden würdigen Neffen mit Aufbietung all' ihrer tantlichen Zärtlichkeiten zu beruhigen. Du lieber Himmel, wenn man jung ist, begeht man tolle Streiche, die schon verzeihlich sind. Mit einem vornehmen jungen Mann aus hochadliger Familie hatte er gewettet, sein Ehrenwort gegeben und man hatte es angenommen? Der Gedanke an diese „Beziehungen" ihres Lieblings zu aristokratischen Kreisen zog die Plebejerin am meisten zum Geldschrank hin. Freilich, wenn bei ihr jemand sein Ehrenwort verpfändet hätte, sie würde keinen Pfifferling darauf gegeben haben, so aber —

Felix fuhr wieder zufrieden von dannen und erklärte in Gedanken seine Tante für eine Nachteule, die eigentlich nicht wisse, was sie thue. Aus dem netten Hausmädchen Rosa konnte also mit einem Schlage eine elegante Geschäftsdame entstehen. Das hatte sie sich vor einem Jahr

noch nicht träumen lassen, als sie sich tagtäglich in zerrissenen Kleidern mit der jüngsten Göre auf dem Arm, mit ewig leerem Magen, auf dem schmutzigen Hofe der Miethskaserne in der Gerichtsstraße herumdrücken mußte. Und doch, wie einfach hatte sich das alles entwickelt! So eine elegante Toilette hatte sie sich immer gewünscht, wenn sie des Nachmittags bei der Mutter Knabe am braunen Kachelofen saß und die Kolportage-Romane verschlang.

Als sie zum ersten Male aus ihrem kleinen Zimmer in der Mauerstraße, das Freund Felix ihr gemiethet hatte, die glänzende Leipzigerstraße entlang ging, kam sie sich fast wie jenes Fabrikmädchen vor, das in den gelben Groschenheften am Ende zur Frau Baronin geworden war. Bei keinem Schaufenster konnte sie vorübergehen, ohne daß sie nicht einen Blick in die große Spiegelscheibe geworfen hätte, aus der ihr Bild ihr entgegenlachte; und vor jedem dritten und vierten blieb sie stehen und äffte das Gebahren der vornehmen Frauen nach, die rechts und links blicken, um den gesuchten Gegenstand zu beschauen. Dabei fielen ihr mancherlei Wünsche ein, nach deren Befriedigung sie nun zu dürsten begann. Es fehlten ihr plötzlich Armbänder, eine hübsche Brosche, und schließlich Uhr und Kette. Diese Gegenstände, die sie immer wieder betrachtete, brachte sie in Gedanken sofort in Verbindung mit Rosenstiel. Sie mußte dann auch wieder an Mutter Knabe denken, die zu ihr gesagt hatte, daß die Männer dazu da seien, um sie an der Nase herumzuziehen.

Im Grunde genommen war dieser Schafskopf ja auch dazu verpflichtet, ihr keinen Wunsch zu versagen. Der wußte bereits, was er an ihr hatte. Sie mußte ihn sich auch vorläufig wirklich zu halten suchen. Bei der Kleidung, die man von ihr beanspruchte, konnte sie von den zwanzig Thalern, die man ihr gab, nicht existiren. Man hatte sie einfach darauf aufmerksam gemacht, daß sie um sechs Uhr Nachmittags bereits frei habe, und ihr zu verstehen gegeben, daß sie die übrige Zeit mit irgend einem anderen Verdienst ausfüllen könne. Das war nun einmal so Mode in den Konfektionsgeschäften, daß sie die Sittenlosigkeit vortrefflich förderten. Einer der Chefs hatte sie denn auch gleich mit ganz verliebten Blicken betrachtet und die zweideutige Bemerkung gemacht, wenn sie seine Zufriedenheit erringe, würde man ihr auch bald gern eine Zulage gewähren.

Alle acht Tage einmal pflegte Felix mit seiner Geliebten hier unten einen Abstecher zu machen, weil das Lokal in der Nähe der Wohnung Rosas lag. Als er sie zum erstenmal aufgefordert hatte, eine Kneipe zu betreten, in der nur Herrn verkehrten, hatte sie sich erst dagegen gesträubt; sie hatte denn doch gelernt, daß sich das eigentlich in ihrer jetzigen Stellung für sie nicht mehr schicke. Sie wollte nun mit Gewalt recht vornehm erscheinen, wenigstens äußerlich, wenn auch ihr sittliches Niveau immer dasselbe blieb. Aber Zureden hatte geholfen; und als sie dann beim

Durchrauſchen der Räume bemerkte, wie man ſie mit langen Blicken betrachtete und kleine ſchmeichelhafte Bemerkungen an ihre Erſcheinung knüpfte, hatte ſie ſich ordentlich ſtolz gefühlt, denn ihre Eitelkeit war befriedigt. Den erſten Abend gleich lernte ſie in dem Hinterzimmer ein paar Herren kennen, die ihr ganz beſonders gefielen. Das war die vornehme Geſellſchaft, in die Serenens Liebling ſich hineinzudrängen verſtanden hatte. Der eine gehörte einer adeligen Familie an und nannte ſich Herr Egon von Rollerfelde; das war der Offizieraſpirant, deſſen Bekanntſchaft ſich Felix zu Tante Laib ſo hervorragend rühmte. Herr von Rollerfelde war der einzige Sohn einer auswärts wohnenden, ſehr begüterten Wittwe, deren größter Stolz er war. Der erſte Eindruck, den man von ihm empfand, war, es mit einem hübſch gewachſenen, jungen Mann zu thun zu haben, der ſich die größte Mühe gab, ſeinem bartloſen Durchſchnittsgeſicht einen blaſirten Ausdruck zu verleihen.

Er ſprach wenig, und dann ſehr laut und immer nur in einem gewiſſen ſchnarrenden Ton, der ſich anhörte, als wolle er ſich recht frühzeitig auf die dereinſtigen Kommandorufe vorbereiten. Außer der ſorgfältigen Pflege ſeiner langen Fingernägel füllte er ſeine Mußeſtunden hauptſächlich damit aus, ſeiner militäriſch geſcheitelten Friſur ſtets die ſchönſte Glätte zu verleihen und das Monocle ſeinen Platz in der Augenhöhle behaupten zu laſſen. Im allgemeinen war er ein harmloſer, gutmüthiger Menſch, deſſen Geiſt man nicht zu

fürchten brauchte. Der andere hieß Paul von dem Bache und war das gerade Gegentheil von Rollerfelde: ein lebensluftiger, ſtets zum Scherzen geneigter, dunkellockiger Junge, deſſen intelligentes Geſicht nie die Bewegung verlor, und der ſchon in ſeinem Aeußern etwas Burſchikoſes zeigte. Er war ein Landsmann Egons, ſtudirte die Forſtwiſſenſchaften, und durfte ſich ebenfalls des Beſitzes wohlhabender Eltern erfreuen. Wie das ſo häufig im Leben vorkommt, hatte die leidige Gewohnheit, welche junge Leute öfters in ein und derſelben Kneipe zuſammenführt, eine Annäherung zwiſchen Roſenſtiel und den beiden Freunden zu Wege gebracht. Es lag auch etwas in dem Weſens Felixens, das mit der Zeit den erſten unangenehmen Eindruck ſeiner Erſcheinung überſehen ließ. Er trat jetzt wie ein Gentleman auf und ſuchte in allen ſeinen Bewegungen, in ſeiner ganzen Sprechweiſe mit vorzüglicher Force ſich den Anſchein zu geben, als habe man es da mit dem Sohne irgend eines jüdiſchen Geldariſtokraten zu thun, der das lebhafte Beſtreben zeigt, die Paſſionen der guten Geſellſchaft auch zu den ſeinigen zu machen, ſeine eigentliche Abſtammung ſoviel als möglich zu verleugnen, um dereinſt mal würdig befunden zu werden, vom berühmten Unionsklub eine Mitgliedskarte zu erwerben. Sein Mutterwitz, die ganzen Vorzüge ſeiner Race, die darin beſtanden, von allem etwas zu wiſſen, ohne tiefer zu denken und zu fühlen, kamen ihm dabei vortrefflich zu ſtatten. Er ſprach über Theater und Konzert

mit derſelben Leichtigkeit, wie er bereits vom allerneuſten Ballet berichten konnte, und gerade ſoviel Verſtändniß beſaß, um mit ſeinen Kenntniſſen vom Rennen- und Jagdſport zu prahlen. Dabei ließ ſeine fließende Unterhaltungsgabe und oft auch große Verſtandesſchärfe niemals die Vermuthung aufkommen, daß dieſe moſaikartige, oberflächliche Vielwiſſerei eigentlich nur das Ergebniß eines eifrigen Studiums des „Börſen-Läufers“ ſei, deſſen Spalten er tagtäglich mit dem Heißhunger eines Zeitungswolfes durchflog. Wenn das auch die einzige Ueberlegenheit war, mit der er zu imponiren verſtand, ſo wußte er ſich doch dadurch in dem Kreiſe ſeiner Zechgeſellſchaft den Anſtrich eines jungen Mannes von guter Erziehung zu geben, gegen den man nicht unangenehm werden konnte, ohne die Höflichkeit zu verletzen. Außerdem hatte er es bald verſtanden, mit der ſchlauen Berechnung von eingefleiſchten Zahlenmenſchen, ſich ſeinen Freunden verbindlich zu machen. Ein paar Mal war es vorgekommen, daß er Egon von Rollerfelde ſowohl, als auch Paul von dem Bache, welche beide im Laufe des Monats bei ihren Ausgaben oft über ihren Etat hinausgingen, in faſt zudringlicher Weiſe ſeine Börſe zur Verfügung geſtellt hatte, welches Anerbieten die beiden Adeligen denn auch im Leichtſinn ihrer Jugend nicht zurückwieſen. Damit war man denn gleich in eine Intimität zu einander getreten, die nicht mehr gut rückgängig zu machen war. Man mußte nur hören, wenn Roſenſtiel von ſeiner Geliebten ſprach — in

einem kosmopolitischen Tone, als verstände es sich ganz von selbst, daß ein Mensch in seinem Alter bereits ein Verhältniß haben müsse, mit dem man sich über die Langeweile des Lebens hinwegzuhelfen trachtete. Das schien ihm wie die beste Empfehlung in den Augen jener Leute, die wie er das Leben genießen wollten, so lange sie jung waren.

Rosa gerieth in die lebhafteste Stimmung, wenn sie sich in Gesellschaft Egons und Pauls befand. Sie konnte hier so recht Unterschiede zwischen dem häßlichen Rosenstiel und den beiden Aristokraten anstellen. Es war ihr dann gleichsam, als befände sie sich jetzt schon in dieser von der Außenwelt abgeschlossenen Kneipe in einer höheren Sphäre, welche die Nähe der beiden jungen Kavaliere in ihrer Einbildung hervorriefen. Sie hätte oft stundenlang so sitzen können, um die Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien der Herren mit anzuhören. Und wenn dann irgend ein bekanntes oder schlüpfriges Wort während der Unterhaltung ihre Ohren traf, so senkte sie erst halb verschämt den Blick, um sofort desto größer die Augen auf ihr vis-à-vis zu richten, und nach dem Weingenuß laut zu kichern und schließlich in das allgemeine Lachen mit einzustimmen. Felix erschien ihr dann wie eine Nebenperson, der man keine weitere Beachtung zu schenken brauchte. Mit dem würde sie doch über kurz oder lang brechen, das war ihr eine ausgemachte Sache. Sie kokettirte mit Rollerfelde und von dem Bache, warf

heiße, ſehnſüchtige Blicke von einem zum andern, in einer Weiſe, als wiſſe ſie noch nicht recht, welchem von den beiden Herren ſie die meiſte Gunſt entgegenbringen ſolle. Wenn ſie das zweite Glas Wein bereits getrunken hatte, nahm ſie ihre alte Sprechweiſe, den Ton der Vorſtadt, wieder an; die Redewendungen der Straßenkinder gelangten zum Durchbruch, und ihren Lippen entfloh irgend ein Wort, das nur in der allgemeinen Weinlaune ungewürdigt bleiben konnte.

Heute war Roſe gerade dabei, ihren jugendlichen Geliebten in die intereſſanten Details eines großen Konfektionsgeſchäftes einzuweihen. Es ſaß ſich hier ſo angenehm in dieſem abgeſchloſſenen Winkel, daß man ganz allerliebſt darüber plaudern konnte.

Da kämen nette Geſchichten vor, hatte ſie gemeint; vom Chef bis zum Lehrling ſei das eine Geſellſchaft, die, wenn ſie mit den Konfektioneuſen unter ſich ſeien, Anekdoten erzählten, vor denen ſich die Straßenkehrer bedanken würden. Da hätten die Chefs hinter ihrem Komptoir ein gewiſſes Sprechzimmer, das nur zu den Unterredungen für die Geſchäftsdamen unter vier Augen da ſei. Man könne ſich denn ſchließlich nicht wundern, wenn ſo ein dummer Lümmel von Kommis oder Lehrling gar keinen Reſpekt mehr vor den Probirdamen habe und ſchließlich einer von ihnen irgend eine ordinäre Zumuthung ſtelle. Nach ſolchen untergeordneten Judenbengels hätte ſie ſchon ausgeſehen —

Sie schlug sich sofort auf den Mund und verbesserte sich mit den Worten: „Entschuldige nur, lieber Felix, aber es war mir so herausgeplatzt. Du wirst mir das nicht übel nehmen, Du weißt ja, was ich eigentlich unter Judenbengel verstehe. Ich meine die Ellenritter und Mühlendammer."

Sie streichelte ihm denn auch wie zur Versöhnung die Wange und lächelte ihm zu. Einem derartigen leuchtenden verführerischen Blick konnte Felix nicht widerstehen. Er fühlte sich auch äußerst geschmeichelt, daß man ihn mit diesem Schnorrerthum, über das er sich ungeheuer erhaben fühlte, nicht auf eine Stufe stellte. Nur der Mamsell warf Rosa einen verständnißvollen Blick zu, der von einer gewissen Ideenverwandtschaft zwischen Weib und Weib zeugte.

Und Rosenstiel machte eine billigende Handbewegung, welche Rosa fortfahren hieß.

Aber ihr solle nur einer mit irgend so etwas kommen, dem würde sie 'mal zeigen, wozu sie ihre Hand gebrauchen könne. Da setze es eine Ohrfeige, daß so ein zudringlicher Bursche gleich zum Zahnarzt gehen könne. Hätte sie das überhaupt geahnt, wie es in so einem Geschäft hergehe, dann würde sie lieber —

Sie wollte hinzufügen: Dienstmädchen geblieben sein, aber sie unterbrach sich noch rechtzeitig bei dem Gedanken an die nebensitzende Kellnerin.

Während sie sprach, warf sie bei jedem Geräusch vorn einen Blick durch die Oeffnung der Portière, in der Gewißheit, unter den neuen Gästen Herrn von Rollerfelde oder Herrn von dem Bach zu erblicken, deren lange Abwesenheit ihr heute äußerst unangenehm war.

Dann war Magda plötzlich eingetreten. Im ersten Augenblick riß Rosa weit die Augen auf, als stände eine Spukgestalt vor ihr. Wahrhaftig, das war Merks Tochter, wie sie leibte und lebte, die da jetzt mit einem Korb voll Streichhölzern vor ihr stand, um etwas von der Waare an den Mann zu bringen. Es mußte weit mit dieser Familie gekommen sein, wenn man eins von den Kindern bereits in den Kneipen handeln gehen ließ. Erst hatte Jakobs Tochter das Gefühl, als müsse sie ihr Gesicht abwenden, um von Magda nicht erkannt zu werden. Sie schämte sich plötzlich ihrer Herkunft und jener Zeit, da sie ebenso dürftig gekleidet ging wie Magda, und ohne Hut und mit zerrissenen Schuhen sich stundenlang auf Hof und Straße herumtrieb. Wer konnte dieser Kröte auch trauen? Die bekam es fertig und streckte ihr womöglich in Gegenwart Rosenstiels und der Mamsell die Hand entgegen, um sie wie eine alte Bekannte zu begrüßen. Das hätte ihr gerade gefehlt! Dann wieder empfand sie im Moment eine wahrhaft diabolische Genugthuung darüber, daß dieselbe stolze und sittsame Magda von früher, die sich immer auf ihr besseres Kleid und auf ihre besseren

Schuhe, auf ihr glattgescheiteltes Haar mit den langen schweren Flechten so viel eingebildet hatte, und die sie haßte, ohne eigentlich zu wissen weshalb, sie jetzt so erblicken könne, in ihrer eleganten schwarzen Robe, mit dem großen schwarzen Federhute auf dem Kopfe und der großen, rothen Kette um den Hals, mit dem Weinglas in der Hand, an der Seite eines feinen Herrn, wo sie, Merks Tochter, jetzt wie das graue Elend vor ihr stand. Da würde gewiß bald das ganze Haus in der Gerichtsstraße erfahren, was aus der Rosa Jakob für eine vornehme Dame geworden sei. Und dann die doppelte Genugthuung, wenn sie jetzt in die Tasche greifen würde, um großmüthig der vor ihr Stehenden eine Schachtel Streichhölzer abzukaufen. Und doch hätte sie sich nicht genirt, wenn sie mit Magda ganz allein gewesen wäre, sie bei Seite zu ziehen, um ihre Neugierde zu befriedigen. Seit sechs Wochen hatte sie sich bei ihrer Mutter nicht mehr sehen lassen. Während dieser Zeit konnte genug passirt sein, was würdig war, um es zu erfahren. Das war nun einmal nicht zu ändern: wenn man sich im Staube kennen gelernt hatte, dann unterhielt man sich unter vier Augen hin und wieder recht gern davon.

Was sie am meisten im Augenblicke ärgerte, war, daß selbst die armselige Kleidung Magdas Schönheit und ihr prächtiges braunes Haar nicht verbergen konnte. Im Gegentheil, das machte gerade den Eindruck, als zeige sich erst recht hier die verzauberte Prinzessin, mit der sie sie

spöttisch in der Miethskaserne immer verglichen hatte. Der Mann mußte blind sein, der dieses Mädchen nicht in bessere Kleidung steckte, um ihre ganze Schönheit erst im richtigen Licht zu sehen. Rosa fiel es sofort auf, wie Magda während der Zeit gewachsen, breiter und stärker geworden war; ein geheimer Neid befiel sie, daß irgendwer gleich ihr sie aus ihrer Armuth hervorziehen könne, um etwas Besseres aus ihr zu machen. Sie wünschte nun einmal, daß sie zeitlebens über sie triumphiren könne, und hätte sich nichts Schöneres denken können, als so wie jetzt tagtäglich Magda vor sich zu sehen, um sich ihr in immer besserem Glanze zu zeigen. Die ging bei ihrem Gewerbe von selbst zu Grunde, da brauchte man nicht erst zu helfen.

Fräulein Jakob hatte sich geirrt. Magda hatte nur einen langen Blick auf sie geworfen und sich dann an Rosenstiel gewandt. Dabei glühte ihr Gesicht über und über, und ihr Herz schlug schneller als sonst. Es war nicht Scham, die sie im Augenblick überkam, angesichts des Paares dort auf dem Sopha, von dem die weibliche Hälfte ganz genau wußte, wer sie war, aber sie fühlte im Moment, daß sie seit den Wochen, wo sie handeln ging, sich in keiner ähnlichen drückenden Lage befunden hatte, in der sie sich jetzt befand. Alle Welt hätte es wissen können, was sie trieb, um ihre kranke Mutter zu ernähren, doch diesem Frauenzimmer hätte sie den jetzigen Anblick nicht um ihr Leben gegönnt. Aber nur eine halbe Minute hatte sie die

Augen niedergeschlagen, dann siegte der Stolz — jener trotzige, hartnäckige Stolz, der den Kopf in den Nacken wirft und das Auge groß und hell leuchten läßt, bei dem Bewußtsein, sich immer auf geradem Wege zu befinden. Was wollte man auch von ihr? Mehr als abweisen konnte man sie nicht, und dann ging sie ruhig ihrer Wege, wie sie gekommen war.

Felix Rosenstiel schien heute besonders gut gelaunt zu sein, trotz der Müdigkeit, die aus den halbgeschlossenen Augen sprach, und trotz des Lallens, das sich allmählich bei ihm einzustellen schien. Er gähnte fortwährend, streckte die Beine flegelhaft weit von sich, riß die Augen mit Gewalt auf und gab dadurch die ersten Konturen zu dem demnächstigen Gesammtbilde eines vollendeten Roués. Wenn er allein war, pflegte er kurz abgebrochen zu sprechen, als wolle er irgend einem Straßenstutzer nachahmen. Eigentlich aber war es eine Angewohnheit, die er sich von Herrn von Rollerfelde angeeignet hatte, und die er so vortrefflich fand, daß er sie in Gesellschaft Rosas nur zu gern laut werden ließ. „Wo Kerle heute bleiben, scheußliche Angewohnheit, immer spät kommen", sagte er jetzt, indem er abermals halblaut gähnte. Dann bemerkte er Magda, ohne daß er es für werth gehalten hätte, seine Augen weiter als sonst zu öffnen, um sie einer aufmerksamen Betrachtung zu unterziehen.

„Komm 'mal her, Mädel, zeig 'mal, was Du da hast", sagte er und beugte sich, ohne seine bäuerische Lage viel zu verändern, über die Lehne des Sophas.

„Kaufen Sie dem armen Mädchen etwas ab", meinte die Mamſell und trank ihm dabei den Reſt ſeines Weines vor der Naſe aus.

Und Roſa fiel gleich ein: „Ja, Felix, nimm nur dem armen Geſchöpf etwas ab, ſieh nur, wie dünn ſie gekleidet geht bei der Kälte!" Sie hatte Muth bekommen. Wie dieſe Nadelſtiche treffen mußten! Weshalb mußte Magda auch gerade die Tochter jenes Merk ſein, der ihren Vater erſchlagen hatte. Sie vergaß ganz, daß man ſie eigentlich dadurch von einer Laſt befreit hatte, jetzt fühlte ſie nur das Bedürfniß, für ſich ſelbſt eine Ausrede zu haben, wenn ſie dieſem Geſchöpf dort zu einer Peinigerin wurde. Die ſollte doch nur einmal die freche Stirn haben, ihr hier in dieſem Lokal irgend etwas zu erwidern, was ihr nicht paßte. Da kam ſie vom Wirth ſchneller hinaus als hinein.

Roſa Jakob fuhr in einem Athem fort: „Kauf mir auch eine Schachtel Wachsſtreichhölzer und dem Fräulein ebenfalls, und dann ſei nicht ſo knickerig und gieb ihr ein anſtändiges Trinkgeld, hörſt Du, ſie verdient es — gewiß hat ſie keinen Vater mehr, der für ſie und ihre Mutter arbeiten kann." Sie hätte hinzufügen mögen: denn er ſitzt wegen Todtſchlags im Gefängniß — aber dafür ſorgte ihre höhniſche Betonung ſchon, daß Magda das recht gut merken mußte. Sie blickte jetzt ſo frech zu dieſer hinüber, als ſtände da eine ihr völlig Fremde, mit der ſie es nur recht gut meine:

Magda fühlte den Spott nur zu deutlich. Ihr Athem ging schneller und ihre Wangen rötheten sich. Ein einziges Mal nur warf sie blitzschnell einen Blick zu Rosa hinüber, in dem alles lag, was sie noch verschwieg.

Und währenddessen stieß Rosenstiel wie zur Beruhigung lallend hervor: „Ja doch — erst sehen, was für Zeugs."

Er tastete nach seinem Pince-nez, bemühte sich, es in die richtige Lage zu bringen und zog dann Korb und Mädchen zu sich heran. In seinem halbbezechten Zustande wühlten dann seine Hände förmlich in der Waare, warf er die Schachteln durcheinander und hatte dann endlich einige gefaßt, die er vor sich auf den Tisch legte.

Und Fräulein Rosa fühlte sich wieder bemüßigt, das Austheilen ihrer Stiche fortzusetzen. Während Rosenstiel, die Worte halb verschluckend, die Frage stellte: „Was kostet die Geschichte?" warf seine Auserwählte wieder dazwischen: „Schenk ihr nur die ganze Mark, Hunger thut weh; wenn man den ganzen Tag von Brod und Kaffee leben muß, wie derartige bedauernswerthe Geschöpfe — — der Wein ist vorzüglich", unterbrach sie sich, indem sie das Glas an ihre Lippen führte und beim Halten desselben den kleinen Finger der Hand weit gespreizt hielt, weil sie das beim Trinken für äußerst vornehm hielt.

Magda wurde das zu viel. Sie beachtete das Geschöpf gar nicht und sollte sich auf solche Art und Weise bemitleiden lassen? Eher verkaufte sie hier für keinen Pfennig

und ſchlug der aufgeputzten Lieſe dort den vollen Korb ins Geſicht. Sie konnte ſich auch wirklich nicht mehr halten. Die angelernte Derbheit ihres Gewerbes kam zum Durchbruch.

„Rede Du doch nicht immer dazwiſchen, verſtehſt Du? Du kaufſt mir doch nichts ab. Ueberhaupt brauchſt Du mich gar nicht zu bemitleiden; wer weiß, was aus Dir noch 'mal wird, und ob Du nicht noch einmal gern mit Streichhölzern handeln gehſt. Man ſagt, die Mutter Knabe ſei auch einmal ſo fein gekleidet gegangen wie Du. Jedenfalls haſt Du in Deinem Leben mehr gehungert als ich.“ Die Thränen ſtanden ihr faſt in den Augen, ſo hatte Zorn und Wuth ſie gepackt.

Roſa Jakob hatte im erſten Moment die Empfindung, als hätte man ihr eine furchtbare Ohrfeige gegeben, deren Schlagwellen ihr noch den Kopf umbrauſten; dann war es ihr, als müſſe ſie plötzlich in irgend eine Verſenkung verſchwinden, um dem Lichte der Gasflammen zu entfliehen. Das hatte ſie denn doch nicht erwartet. Zum Glück war die Mamſell gerade nach den vorderen Räumen gegangen und in der Nähe niemand anweſend. Was ſollte ſie jetzt dieſer frechen Perſon erwidern? Ihr erſter Blick fiel auf Roſenſtiel.

Felix hatte verwundert aufgeſchaut. Zuerſt wußte er nicht, was er ſagen ſollte. Sein Blick ging nur von einer zur andern. Dann zeigte er Miene, ſich köſtlich zu amüſiren.

Die beiden Krabben kannten sich? O, dieses Lebensbild war unbezahlbar! Gewiß auch so ein Mädel, das mit Rosa in ein und demselben Hause am Hungertuch genagt hatte, nur mit dem Unterschied, daß sie noch nicht so weit gestiegen war, wie diese. Dieses Frauenzimmer da mit dem Korb in der Hand hatte Race. Es fehlte jetzt nur noch, daß sie sich gegenseitig wie die Straßenjungen Liebenswürdigkeiten sagten und sich in die Haare fielen.

„Was will das Geschöpf?“ preßte Rosa endlich hervor; „ich kenne sie ja gar nicht. Du wirst doch wissen, Felix, was Du jetzt zu thun hast?“ Sie flog vor Aufregung am ganzen Körper.

Rosenstiel wußte aber augenblicklich nichts Besseres zu thun, als seinem Pince-nez den alten Halt zu geben, um Magda jetzt genau zu betrachten. Jetzt wußte er, wer vor ihm stand. Die Kleine von früher also? O, jetzt war ihm alles erklärlich, die kannte er ja ganz genau. Die hatte er ja hundertmal vor Onkel Laibs Ladentisch erblickt, als er noch die Stehleiter auf und ab klettern mußte, um es mit seiner Tante nicht zu verderben. Scheu wie ein Reh war sie immer eingetreten und hatte kaum vermocht, den Mund aufzuthun, um ihre Bitte vorzubringen. Und jetzt war sie um einen ganzen Kopf gewachsen und hatte ein Gesicht, an dem man sich hätte satt küssen können, wenn man da nicht immer das häßliche Shawltuch und das ordinäre Kleid vor Augen gehabt hätte. Aber so hatte er Rosa auch einstmals gesehen, und wie sah sie heute aus!

Herr Felix Roſenſtiel fühlte ſich verpflichtet, ein paar freundliche Worte an Magda zu richten. Er habe ſie erſt gar nicht erkannt, aber jetzt entſinne er ſich ihrer ganz genau. Was denn ihre Mutter mache, und wie es ihr gehe? Ihr Vater ſei ja wohl im Gefängniß, das ſei traurig, aber dafür könne ſie nicht.

Und er redete weiter, ohne im Augenblick daran zu denken, daß Roſa wie auf Kohlen ſaß und er ſich in der Unterhaltung mit dieſem Mädchen plötzlich wieder in jene Zeit zurückverſetzte, die heute nicht mehr für ihn exiſtiren ſollte. Dabei war er aber doch der feſten Ueberzeugung, daß er Magda ganz unterthänig behandle und daß er ſich deſſen vollſtändig bewußt ſei. Ueberdies hatte der Weingenuß ſeinen Kopf zur Genüge erhitzt, als daß er ſich irgend etwas aus ſeiner Umgebung machen ſollte. Man kannte ſeine Extravaganzen hier bereits. Man mußte alſo wiſſen, was für Scherze er ſich manchmal erlaube. Dieſe Kleine hatte ſeinem ſchwindſüchtigen Onkel manchen Zinsgroſchen gebracht, an dem der Schweiß der Armen klebte, da konnte er ſich einmal von der noblen Seite zeigen.

„Da — trink' ein Glas Wein, liebes Kind, das wird Dir nicht oft geboten werden."

Er goß den Reſt der Flaſche ſo ungeſchickt in ſein Glas, daß der Tiſch ſich netzte, und ſchob es dann über die Platte hin. Zu gleicher Zeit legte er auch ein blankes Markſtück daneben, womit er die Streichhölzer bezahlte.

Das übrige möge Magda nur behalten. Dann ſtieß er die Flaſche mit dem Boden mehrmals auf den Tiſch, rief laut durch die Portière: „Ella, noch eine Flaſche!“ klopfte der neben ihm ſitzenden Roſa auf den Nacken und erging ſich dann in einer kurzen Betrachtung über die ehemalige Nachbarſchaft der beiden Mädchen. Man müſſe nicht gleich ſo ſpitzfindig zu einander ſein. Roſa nun gar ſolle ſich nicht ſo albern geben. Sie ſei auch 'mal nicht mehr geweſen, als Merks Tochter. Dabei konnte er nicht unterlaſſen, eine halb cyniſche Bemerkung mit einzuflechten, namentlich, um Jakobs Tochter mit Gewalt zu ärgern. Es ſei doch immer noch fraglich, wer ſchöner von beiden ausſehe, wenn Roſa wieder in ihrer alten Kleidung ſteckte und Magda in der eleganten Robe prunken könnte.

„Aber Kinder, trinkt doch, Magda, komm' mal her, ſetz' Dich auf meinen Schoß“, ſchloß er frech, und ſtreckte nach ihr die Hand aus.

Magda wich zurück.

Roſa ſah mit einemmal ganz verändert aus. Sie fühlte plötzlich das Bedürfniß, Magda an ihrer Seite zu haben, um mit ihr ein paar Worte zu wechſeln. Wenn ſie auch vorhin Merks Tochter tief beleidigt hatte, ſo war es doch nur geſchehen, um ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Das hatte ſie am meiſten herausgefordert, daß Magda keine Notiz von ihr nehmen wollte, weder von dem modernen Kleide, noch von dem eleganten Federhut. Im

Innern freilich hatte ſie einen „Eklat“ befürchtet. O, ſie hatte das Wort ſo oft von ihrer Herrſchaft gehört, daß ihr der Sinn deſſelben mit der Zeit verſtändlich geworden war. Jetzt aber konnte ſie wieder die Liebenswürdige ſpielen. Es war bezeichnend für ſie, daß ſie im Augenblicke ſich wirklich nicht mehr däuchte als Magda.

„Komm', ſetz' Dich doch einen Augenblick und trinke ein Glas Wein“, ſagte ſie freundlich.

„Du wirſt Dich hüten und Dich auf Herrn Roſenſtiels Schoß ſetzen, nicht wahr, liebe Magda?“

Sie ſtreckte ihre Hand nach dieſer aus und verſuchte, ſie zu ſich heranzuziehen. Sie ſchien ſich in ihrem Weſen während ein paar Minuten völlig verändert zu haben, jeder Zug des Haſſes war verſchwunden.

„Feiert nur Euer Wiederſehen“, brummte der müde Herr Roſenſtiel und lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen weit in das Sopha zurück.

„Was Du für kalte und rothe Hände haſt, meine liebe Magda“, begann Roſa wieder, indem ſie zärtlich Magdas Hand ſtreichelte. „Aber ſo ſetz' Dich doch, Kind und thue nicht ſo! Wenn wir uns auch manchmal gekabbelt haben und uns nicht recht vertragen konnten, das iſt ja längſt vergeſſen. Siehſt Du —“, ſie ſprach jetzt im Flüſtertone — „ſiehſt Du, ich glaubte, Du könnteſt mich blamiren, wenn Du in Gegenwart der Mamſell vorhin ganz laut

mich begrüßt und womöglich Anspielungen aus der Gerichtsstraße gemacht hättest. Das müßte mir doch unangenehm gewesen sein, nicht wahr?" —

Sie machte eine kleine Pause und fuhr in demselben leisen Tone fort: „Trinke nur schnell das Glas aus, ich gieße Dir wieder ein neues voll. Der da hat Geld genug, der kann bezahlen. Schnell, schnell, trinke — na?" Sie hielt das Glas dicht vor den Lippen Magdas und suchte ihr den Wein in den Mund zu gießen. Es war fast, als zeige sich im Augenblick in diesem Mädchen der böse Dämon ihres Vaters, der Merk ins Unglück gestoßen hatte.

Im gleichen Moment trat die Mamsell herein, um die leere Flasche fortzunehmen.

„O, sehen Sie nur, wie verfroren das arme Mädchen hier ist", sagte Rosa mit vortrefflicher Verstellung, „Herr Rosenstiel hat ihr ein Glas Wein spendirt." Die Mamsell lachte, während Felix in seinem Halbschlummer etwas vor sich hin murmelte, was man nicht verstehen konnte. Dann hatte die moderne Hebe die neue Flasche gebracht und sich wieder entfernt.

Magda hatte sich wirklich gesetzt und an dem vollen Glase genippt. Es war zum ersten Mal in ihrem Leben, daß sie Wein trank. Beim fortwährenden Zureden Rosas, nahm sie Schluck auf Schluck und hatte das Glas denn endlich auch geleert. Sie hätte nie geglaubt, daß Rosa wirklich ein so gutes Mädchen sei, wie sie sich

heute zeigte. Gewiß hatte sie ihr wehe gethan, wenn sie sie immer für schlecht und falsch gehalten hatte. Sie mußte das durch irgend etwas besser zu machen suchen.

„Dir geht es sehr gut, wie ich sehe", sagte sie, während Rosa ihr bereits das Glas wieder vollgegossen hatte.

„O ja, ich kann nicht klagen", erwiderte die Konfektioneuse und stieß mit ihrer neuen Freundin an. „Ich sage Dir, wenn ich an das Leben bei meinen Eltern denke, dann überläuft es mich immer eiskalt. Statt zu essen, Prügel — und den ganzen Tag wie eine Schindmähre herumlaufen zu müssen, das war kein Leben zu nennen. Jetzt aber steht mir die Welt offen, und ich würde eher von der ersten besten Brücke springen, wenn ich noch einmal in die Höhle da draußen zurück müßte — aber so trinke doch, Kind, sei nicht so blöde, das wird Dir nicht oft geboten werden."

Magda ging der Wein bereits im Kopfe herum und löste ihre Zunge. Sie hatte auch wirklich zu viel auf dem Herzen, als daß sie sich nicht einmal gründlich hätte aussprechen sollen. Und Rosa hatte so viel nach diesem und jenem zu fragen.

Das war ein echtes Berliner Nachtbild, zu dem diese drei Personen hier die Staffage bildeten: dort der schlafende Rosenstiel mit dem hintenübergeneigten Kopf, dem halbgeöffneten Munde im übernächtigten, blassen Gesicht, in der Lage eines bezechten Menschen, für den die Umgebung nicht mehr existirt; neben ihm die elegante Rosa,

deren ganze Kleidung und Gebahren auf die angehende Dirne hinwies, und vor ihr Magda, die personifizirte Armuth der äußersten Vorstadt, die sich hier inmitten der rothen Tapete, der schweren Gardinen und der Portière, mit dem Weinglas in der Hand wie ein störender Punkt auf einer reinen Fläche ausnahm. Das Licht der matt-rosa Ampel warf seinen Schein auf diese Gruppe und vermehrte durch seine röthliche Farbe das Auffallende der Erscheinung.

Im Laufe des Gesprächs hatte denn auch Rosa glücklich erfahren, für wen denn Magda eigentlich handeln gehe. Also für die saubere Frau Knabe, und ihre eigene Mutter hatte keine Ahnung davon? Da befand sie sich ja in ganz vortrefflichen Händen, um die Schule der Gemeinheit kennen zu lernen. Rosa nahm sich denn auch im Geheimen vor, so bald als möglich ihrer Mutter und ihren Geschwistern einen Besuch zu machen, und dabei dieses Mädchen, das immer die Wahrheit selber sein wollte, in das richtige Licht zu stellen. Da würde das ganze Haus die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn es so etwas vernähme. Sie wollte doch dann sehen, ob Magda noch wie früher so stolz über den Hof ging, und keinen Menschen beachtete. Sie haßte diese Familie nun einmal und hätte sie ganz vom Erdboden vertilgen können, schon um deswegen, weil Blut an ihren Händen klebte. Aber sie spielte die Liebenswürdige weiter. Was denn Kaulmann mache, der lange Lulatsch, der sich mal eingebildet habe, sie

zu heirathen? Sie bitte Magda, ihm nur recht ausführlich zu erzählen, wie vortrefflich es ihr ginge, und wie sie sich herausgemustert habe. Der würde gewiß bersten vor Neid und seine sämmtlichen Flüche zum Besten geben, um über ein so gottvergessenes Geschöpf zu Gericht zu sitzen, aber was sie wohl dafür könne, wenn jemand einen Nagel in seinem Kopf mit sich herumtrüge, der schwer herauszuziehen sei?

Rosa machte dann Magda allerlei Vorschläge. Sie begreife nicht, wie man ein Vergnügen daran finden könne, so in den Kneipen hausiren zu gehen und für ein paar lumpige Groschen sich die Nächte um die Ohren zu schlagen.

„Du solltest den ganzen Krempel bei Seite werfen und in irgend ein Geschäft gehen", meinte sie, „Du wirst dann Dein Leben bald genießen lernen. Es findet sich da bald ein Liebhaber, der Dich des Abends abholt und mit Dir ausgeht. Besuche mich doch einmal in meiner Wohnung" — sie sagte ihr ihre Adresse — „ich werde etwas unter meiner Kleidung hervorsuchen, das ich Dir schenken oder vorläufig leihen kann. Wir haben ein und dieselbe Figur, das wird sich vortrefflich machen. Du solltest Dir auch eine vernünftige Freundin halten! ich meine es wirklich gut mit Dir. Wir Arbeiterkinder müssen nun einmal allein unser Heil im Leben versuchen, denn wenn wir immer auf das hören sollten, was unsere Eltern sagen, dann würden wir uns ewig schinden und plagen können, ohne etwas vom Leben zu genießen. Schmeckt der

Wein nicht ganz vortrefflich? — Siehſt Du, das nennt man erſt Leben, wenn man das jeden Abend ſo haben kann. Und weshalb ſollteſt Du es nicht auch können — es liegt nur an Dir; aber proſit! Der da ſchläft wie ein Bär und braucht nicht mehr zu trinken."

Merks Tochter hatte ein ganz rothes Geſicht bekommen. Es war heiß im Zimmer, und der Wein hatte ihr Gehirn noch mehr erhitzt. Am Ende wußte ſie gar nicht, wo ſie ſich eigentlich befand, und was um ſie umherging. Roſa hatte vorzüglich zu Abend geſpeiſt, und ſie hatte noch nichts gegeſſen. Und dieſes betrunkene Kind ließ ſich denn auch allerlei Dinge von Roſa erzählen, die ſich auf ihr Geſchäft und Roſenſtiel bezogen, bei deren Anhören ſie kicherte und Geberden zeigte, die ein völlig anderes Geſchöpf aus ihr machten.

„Weißt Du", ſagte ſie dann, mir wird furchtbar übel und ſchwindlig, ich will gehen." Sie faßte ſich nach der Stirn, zeigte äußerſt müde Augen und blickte wie abweſend um ſich. „Ich glaube, ich finde kaum den Weg mehr", ſagte ſie dann lachend und erhob ſich. Und ihr augenblicklicher Zuſtand machte ſich in Worten Luft, die Roſa ganz abſonderlich gefielen, wie ungefähr folgende: „ . . . Es iſt wahr, ich möchte am liebſten gar nicht nach Hauſ
Meine Mutter merkt gewiß, daß ich betrunken bin, n
ich dann ſagen? Am liebſten möchte ich gleich einſchl
müde bin ich". . .

Roſa lachte wie närriſch. „Du ſiehſt auch wirklich wie Feuer im Geſicht aus, das macht, Du kannſt den Wein nicht vertragen. Das wäre nett, wenn Du unterwegs einſchlafen würdeſt," fügte ſie ſpöttiſch hinzu; „dann könnte Dich am Ende noch die Polizei aufgreifen."

In den Vorderräumen ertönten die Klänge des Klaviers, und einer der Gäſte ſang dazu ein banales Lied, in das ein paar andere Stimmen einfielen. Dazwiſchen lachten die Mamſells, kreiſchte die eine laut auf, und bekam die Stimmung in der Nachtkneipe ihre luſtige und ausgelaſſene Signatur. Roſa ſummte die Melodie halblaut mit und rüttelte dann an Felix, zu dem ſie ſagte: „Du — ſchlaf' nicht."

Roſenſtiel riß denn auch ſeine Augen auf. Magda dachte plötzlich an das Entſetzen ihrer Mutter, wenn ſie nicht nach Hauſe käme. Eine grauſige Furcht packte ſie, die ſie ſich erheben ließ. „Ja — ich muß gehen", ſagte ſie, dabei wankte ſie hin und her. Roſa amüſirte ſich allem Anſchein nach köſtlich über ihren Zuſtand, da der Wein auch auf ſie bedenklich eingewirkt hatte.

„Sieh' doch nur, Felix", ſagte ſie lachend, „wie das Mädel bekneipt ausſieht."

Roſenſtiel lachte mit, ohne in ſeinem immer noch halbwachen Zuſtande zu wiſſen, worüber. „Geh' mit uns mit, Magda", murmelte er cyniſch, wofür Roſa ihm ſofort mit der flachen Hand einen Schlag auf den Mund gab. Magda wußte gar nicht mehr, was geſprochen wurde. Sie

nahm aber ihren Korb, reichte Rosa ihre Hand hin und wollte gehen, als unter der Portière die Gestalt der Mutter Knabe erschien, die hier hinten keine Konkurrentin witterte. Sie erblickte Rosa und that natürlich so, als erkenne sie sie nicht. Dann sah sie auch Magda. Sie winkte ihr zu und wollte sofort wieder umkehren, aber Jakobs Tochter war heute zu vortrefflich aufgelegt, um sich irgend aus der Welt oder den Menschen etwas zu machen.

„Frau Knabe", sagte sie ganz laut, „warten Sie doch; nehmen Sie nur Ihren Schützling mit — die findet sonst allein nicht mehr die Treppe hinauf. Sie hat fürchterlich Wein mit uns gekneipt, ich sage Ihnen, der hat ihr vortrefflich gemundet. Aber sie hat auch ein feines Geschäft gemacht. Wir haben ihr für eine ganze Mark abgekauft. Nun machen Sie aber, daß Sie fortkommen, wir brauchen nichts mehr." Sie benahm sich jetzt wie ein völlig bezechtes Mädchen, dessen Weiblichkeit ein Ende erreicht hat; sie warf sich mit Wucht an ihren Nachbar auf dem Sopha, schlang beide Arme um seinen Hals, klopfte ihm auf die Wange und redete allerlei wirres Zeug durcheinander, aus dem der Weinteufel nur zu deutlich sprach.

Nach ein paar Minuten war Magda mit der Mutter Knabe auf der Straße. Das Mädchen nahm den Arm des schielenden Weibes und sagte lallend: „Es ist wahr, Frau Knabe, ich bin furchtbar betrunken, aber ich konnte nichts dafür, die Rosa hat mich fortwährend zum Trinken aufgefordert, und bei dem

Erzählen trank ich immer noch mehr. Sie müſſen mich nach Hauſe führen, ſonſt komme ich gar nicht mehr weiter"...

Es war eine klare, aber kalte Winternacht, der Schnee war gefroren und ſo glatt, daß Magda ein paar Mal ausrutſchte und hingeſchlagen wäre, wenn ihre Begleiterin ſie nicht gehalten hätte. Es ſtand wirklich ſchlimm mit dem Mädchen, das merkte die Kupplerin ſofort. Erſt begann ſie die Entrüſtete zu ſpielen und fing an zu ſchimpfen. Was ſie nun machen ſolle mit einem ſo betrunkenen Geſchöpf, mit dem man es ſo gut gemeint habe, und das nun wie ein Haufen Blei an ihrer Seite hinge? Es würde ihr am Ende nichts anderes übrig bleiben, als Magda in irgend einer Herberge unterzubringen, damit ſie bis zum Morgen ausſchlafen könne, räſonnirte ſie weiter und zog Magda mit ſich fort. Dabei blickten ihre Augen wie die eines Habichts um ſich her, als wolle ſie irgend einen Paſſanten anrufen, der ihr dieſes Mädchen vom Halſe nehmen ſolle. Magda erwiderte kein Wort, ließ den Kopf mit den geſchloſſenen Augen immer hintenüber fallen, um zu beweiſen, wie todtmüde ſie ſei. Das ſchielende, Weib betrachtete ſie von der Seite, um genau zu beobachten wie weit Merks Tochter ſich verſtelle. Der erſchienen alle Häuſer ſchief, und alle Laternen tanzten vor ihren Augen, das ſah ſie ſchließlich ein. Allmählich begann Magda die Wirkung der kalten Luft zu ſpüren. Sie verlor die Müdigkeit, konnte die Augen wieder aufthun und gerade gehen, wenn auch der Rauſch noch immer ſie in ſeinem Bann hielt.

„Kannst Du nicht wenigstens ein Stückchen allein vorausgehen?“ fragte die Alte und nannte Magda ihr „liebes, gutes Kind.“

Merks Tochter that das auch und schritt voran, ohne darüber nachzudenken, was ihre Nachbarin damit bezwecke. In der Friedrichstraße, in der Nähe der Linden, meinte die Mutter Knabe, ob Magda sich ein paar Augenblicke auf eine Treppenstufe setzen wolle. Sie möchte noch gern in einen Keller hinabsteigen, um ihre Waare anzubieten. Magda that es denn auch und stützte den heißen Kopf in die Hände.

Die Kupplerin beobachtete Merks Tochter, sah, wie sie vor Müdigkeit den Kopf senkte und schritt dann nach der anderen Seite der Straße. Um diese Zeit war die Friedrichstraße noch sehr belebt, wenn auch nur von jenen Gestalten, die Berlin des Vormittags nicht zu sehen bekommen, weil sie das stete Bedürfniß haben, sich an seinen Nachtseiten zu berauschen, um den halben Tag davon zu träumen. Bezechte und lärmende Studenten zogen truppweise vorüber, um vor der nächsten rothen Laterne, die ihnen um diese Zeit verlockender schien als die hellste Leuchte der Vernunft, wieder Halt zu machen; die elegante Demimonde hielt ihren nächtlichen Korso ab, steckte Gemeinheiten ein und theilte sie zungengeläufig aus; aber man hielt sich nicht auf, blieb eine halbe Minute stehen, wechselte ein paar Worte und rauschte dann wieder vorbei. Hinter den Mauern

der Häuser, hinter den Laternen der Kneipen und hellerleuchteten Scheiben lockte die Wärme, welche die Schritte beflügelte und den Straßenaufenthalt denjenigen überließ, die ohne ihn nicht leben können.

Die Kupplerin ging ein paar Mal langsam auf und ab und musterte scharf jeden männlichen Passanten. Plötzlich blieb sie vor einem alten Herrn stehen, der gerade in eine Seitenstraße einbiegen wollte. Sie kannte ihn als einen der ärgsten Wüstlinge in Berlin, der allabendlich bei Laternenschein das Lindenviertel durchstreifte, um mit seinen Augen junge, unverdorbene Mädchen zu verschlingen. Sonst war er ein sehr bekanntes Mitglied des Unionklubs, und bei Hiller und Dressel als ein ausgezeichneter Gourmand bekannt. Seine Frau lebte von ihm getrennt, und man sagte, daß seine eigenen Töchter vor ihrem Vater auf der Straße sich schämten. Der Portier seines Hauses in der Dorotheenstraße hätte einem Dutzend Sittenschilderern Stoff zu ihren Romanen geben können, wenn er aus der Schule geplaudert hätte, und nicht so ein weiser und überlegender Mann gewesen wäre. Aber dieser Herr, der jetzt vor der Mutter Knabe stand, dessen lange, hagere Gestalt in einem dicken Pelz steckte, war sehr reich und führte einen Namen, der zu den ältesten des Landes zählte. Er war ein Protektor der Waisen und Wittwen, sein Name stand unter jedem Aufruf, der an die Wohlthätigkeit Berlins appellirte, unzählige Kreaturen zogen tief den Hut vor ihm, und doch war er ein durch und durch moralisch ver-

kommenes Subjekt. Die äußerliche Verkommenheit armer beklagenswerther Seelen nahm sich der seinigen gegenüber aus, wie der rein-leuchtende Diamant im Schmutz der Straße.

Mutter Knabe blickte rechts und links — die Straße war leer.

„Ich habe etwas für Sie, Herr Graf, begann sie halb flüsternd und pries ihre Waare an.

Man wurde einig. „Ich lasse die Hausthür auf, Sie wissen doch?" Das alte Weib nickte, dann schritt sie über den Damm, während der feine Herr langsam seiner Wege ging.

Merks Tochter war nahe daran, gewesen, einzuschlafen als die Alte wieder vor ihr stand und sie aufweckte. Sie gingen beide nebeneinander her, Magda wußte nicht, wohin; ihr Kopf war ihr schwer wie Blei, und der Schlaf lag ihr in allen Gliedern. Sie entsann sich nur dunkel, daß sie von ihrer sauberen Lehrherrin geleitet, eine Treppe hinaufstieg, in der Meinung, sie befände sich bereits in der Gerichtsstraße und klimme nach ihrer Wohnung empor; dann schwanden ihr die Sinne. —

Es schlug drei Uhr vom nahen Kirchthurm, als Merks Tochter aus einem tiefen Schlaf erwachte und wieder zu sich kam. Sie saß auf einer Steinstufe in der öden Chausseestraße, zitternd vor Frost mit halb erstarrten Gliedern. Ein schneidiger Wind fegte den frischgefallenen Schnee und wirbelte ihn wie Staubwolken hoch in die Luft, daß er gleich einem großen Schleier die Laternen umwob, dann wieder wie eine tolle Jagd über das Trottoir strich und gegen

die Steinmauern, Thorwege und Fenster klatschte. Und dieser dahintreibende gefrorene Nebel hatte sich auch in jede Falte von Magdas Kleidung gesetzt, hatte ihr Haar mit weißen Eisperlen geschmückt und ihre Füße wie mit dem Ende eines Leichentuches umwoben, das sich lang die Straße hinab fortsetzte. Sie schauderte zusammen, es war ihr, als sei ihr jedes einzelne Glied abgestorben und müsse sich bei der geringsten Bewegung vom Körper lostrennen. Wo war sie, was war mit ihr geschehen, wie war sie an diese Stelle gekommen? Der erste Blick nach ihrem Korb zeigte ihr, daß er fort war; dann schaute sie, noch halb schläfrig, um sich und rieb sich die Augen, als sei sie umgeben von einer neuen Welt, in die sie ein böser Zauber versetzt habe. Dabei fühlte sie einen stechenden Schmerz im Gehirn, der sie trotz der Kälte wie ein Fieberschauer durchrüttelte. Allmählich begann es in ihrem Gedankengang zu dämmern, aber sie wußte nicht, ob das, was jetzt vor ihrem geistigen Auge auftauchte, eine schauerliche Wirklichkeit gewesen war oder nur noch die Einwirkung eines aufregenden Traumes. Ja, Magda hatte wirklich geträumt; bei entsetzlicher Kälte und tosendem Schneegestöber auf kalter Steintreppe der offenen Straße geträumt — man empfindet selbst in warmer Stube, bei dem wohlthuenden Licht der Lampe, in der ganzen Behaglichkeit einer gemüthlichen Behausung etwas von dem Schauer, der in diesen Worten liegt. Wenn Gott die Armen auf Stunden der Gemeinheit des Daseins ent-

rücken will, dann streckt er milde seine Hand aus, wiegt sie in Schlummer, und versetzt sie wenigstens im Traume in eine glänzende Welt des Scheins und des Schimmers. Oft aber verweben sich Wirklichkeit und Traum zu einer grausigen Wahrheit, die den erwachenden Menschen irre an sich selber werden läßt.

Magda also hatte geträumt, sie sei auf der Straße umhergeirrt, ohne eigentlich zu wissen, wer sie sei und wo sie sich befinde. Ein geheimnißvoller Trank hatte ihr die Sinne benommen und sie in eine Welt des Entzückens versetzt. Ueberall vor ihr und zu beiden Seiten waren grinsende Kobolde aufgetaucht, die sie verhöhnten und verlachten und einen tollen Spuk mit ihr trieben. „Das ist die Prinzessin vom großen Sandberge", hatte der eine ihr zugerufen, und der andere: „Ihr Vater hat einen Menschen erschlagen, nun muß sie zur Strafe wie eine Lumpenliese zeitlebens handeln gehen." Da war wie im Märchen eine alte Hexe an sie herangetreten und hatte gesagt: „Du bist so schön und so jung, viel schöner und jünger als manche Prinzessin in rauschenden Kleidern, mit Perlen und Diamanten besät. Laß sie höhnen und schimpfen ob Deiner ärmlichen, verblaßten Kleidung. Was die Natur Dir gab, ist prächtiger, als alle Reichthümer der Welt, das ist der goldene Kern der schlechten Schale. Sieh: Du bist arm, das ist wahr; Du bist eine im Staub geborene Tochter des niederen Volkes, Du hast gehungert und gedarbt; Du besitzst nicht die Bildung der vornehmen

Damen, aber das ändert nichts: Du bist schön, sehr, sehr schön! Und Deine Schönheit ist das Pfund, mit dem Du wuchern mußt, denn die vollendete Schönheit ist wie ein einziger, großer, leuchtender Edelstein, der mit seinem Lichte die tausend andern kleinen überstrahlt und sie verdunkelt. Betrachte Dich in diesem Spiegel, das Glas wird Dir zeigen, wie Recht ich habe." Als Magda nun einen Blick in den Spiegel geworfen hatte, sah sie ihr eigenes Bild, aber in glänzender Gewandung, so daß sie vor sich selbst erschrecken mußte. Und doch blickte sie immer wieder hin, und je länger sie hineinsah, desto mehr verlor ihr Gesicht den alten Ernst, desto sonniger wurde ihr Lächeln. Zuletzt konnte sie sich ohne diese Kleidung garnicht mehr denken. Vor ihren Augen flimmerte es und tausend flehende Hände streckten sich nach ihr aus. Die Hexe fuhr fort: „Merke Dir die eine Lehre: als Gott das arme Weib schuf, stand ein Teufel hinter ihm, der zu dem Weibe sagte: Ich gebe Dir einen Dämon mit auf den Weg Deines Lebens, der Dich hundertfach für die Unbill Deiner trostlosen Jugend entschädigen soll, und das ist Deine Schönheit; damit räche Dich an der Welt. Sei klug wie die Schlange im Paradiese, so wirst Du mit Deiner Schönheit herrschen über hohe und niedere Narren, und niemand wird es einfallen, in Dir die Tochter der Armuth zu erblicken!"

Magda rieb sich noch immer die Augen, schauerte aufs neue zusammen und hauchte dann in die eiskalten Hände, um

sie zu erwärmen. Dann starrte sie eine Minute vor sich hin, noch immer mit brennendem Hirn. Welch' sonderbarer Traum war das gewesen, der ihr wie ein Theil von wirklich Erlebtem schien? Sie weinte heiße, große Thränen, wie sie ein Mensch weint, dem Brust und Herz zerspringen wollen.

Magdas Sinne verwirrten sich plötzlich, ihre klaren Vorstellungen verschwanden, vor ihren Augen nahm alles andere Form, andere Gestalt an, ihr Körper war halb erfroren und ihr Gemüth erschüttert; und jetzt peinigte sie auch der Hunger, der entsetzliche, hohlblickende Hunger, und machte sie matt und geistig willenlos. Und in dieser Erstarrung ihrer Glieder, in dieser Erschütterung des Gemüths, in diesem dumpfen Rollen des Hungers, überkam sie eine tolle Phantasie, die aus der gemeinen körperlichen Welt die Hirngespinnste und Einbildungen einer Fieberkranken macht. Um sie her begann sich alles im rasenden Wirbel zu drehen, die Augen verkleinerten sich und spiegelten sich in einem verklärten überirdischen Bild. Der weiße, kalte Erdboden wurde zu einer Wolkenschicht voll warmer, röthlicher Farben, und der armselige Schimmer der Laterne zu einer Fluth hellleuchtender Strahlen, hinter der ein Meer des Lichts sich ausbreitete. Nur das endlos sich hinziehende Dunkel der Straße war dasselbe geblieben, aus dem sich alles blendend abhob. Und inmitten dieses Lichtglanzes erblickte Magda das Antlitz ihrer Mutter, die händeringend nach ihrem Kinde rief. Magda murmelte leise, halb überirdisch, halb

unhörbar: „Mutter, bete für mich.“ Wie ein Seufzer der Erlöſung klang es von ihren Lippen; dann ſank ihr blaſſes Geſicht hintenüber, ihr Körper verlor ſeinen Halt, und die ſchauerliche Winternacht raubte ihr die Beſinnung.

In der Ferne tauchte eine Geſtalt auf, die abwechſelnd ſingend und laut ſprechend näher kam. Das war der große Salon-Komiker Herr Emanuel Sängerkrug, der bezecht auf offener Straße ſeine Monologe hielt: „Ueber die Undankbarkeit der Welt, über vertrocknete Lorbeerkränze, über ſchlechte Geſchäfte und die Dummheit der Leute, über die armen Kindlein und über Frau Friederike Zierling.

„Das iſt ein miſerables Wetter“, rief er durch den treibenden Schnee, „wie, was? Haben Sie vielleicht etwas dagegen?“ Er blieb vor einer Laterne ſtehen und blickte zu ihrem erleuchteten Haupt empor. Und den Cylinder weit im Nacken ſitzend, den Rockkragen in die Höhe geſchlagen und ſeine Hände in den Aermeln wie in einer Muffe verwahrt haltend, ſprach er weiter: „Prahlen Sie doch nicht ſo mit Ihrem bischen Licht, Sie winziges Flämmchen der großen Erleuchtung unſerer weiſen Väter der Stadt. Ja, rede nur, ſtrecke Dein Zünglein rechts und links, ich verſtehe Deine Sprache, denn ich bin groß geworden am Quell des Lichts. Aber was biſt Du Nachtlampe in dieſem unendlichen Raum gegen die allgewaltige Flamme, die im Herzen von Madame Zierling glüht, ſchwelgt und praſſelt, alles aus Liebe zum beklagenswerthen Herrn Emanuel Sängerkrug? Schweige, hörſt Du,

und labe Dich an den weißen Motten, die vom Himmel zu Dir herunterschwirren.“ Er machte eine Pause und blickte noch immer in das flackernde Licht. Dann fuhr er fort:

„Was summst Du da in Deinem Glaskasten? Du meinst, zum Lichte dränge sich alles, jedes Wesen kehre zum Licht zurück? Hast Du vielleicht Schillers „Tell“ gelesen und des Melchthals erhabene Gedanken verstanden? Ja, ja, Beschützerin der Betrunkenen und Verirrten, gebrauche nur Deine Zunge weiter, ich verstehe Dich, aber ich danke für Dein Kompliment. Ich will nicht mehr das große Licht sein, zu dem Frau Friederike ewig zurückkehrt, um sich an seinen Strahlen zu erwärmen. Hörst Du? schweige! und sorge dafür, daß das Goethesche „Mehr Licht“ sich bis nach der Gerichtsstraße ausdehne. Hast Du verstanden? Na, gut — leuchte ruhig weiter.“

Und er schritt hinfort und fing laut an zu singen:

„Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus,
Straße, wie wunderlich siehst du mir aus?
Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht,
Straße, ich glaube gar, du bist berauscht. —“

Plötzlich bannte er seine Schritte und blieb stehen. Er stand vor Magda.

Er beugte sich nieder und sagte pathetisch: „Einsame Wanderin an der Straße des nächtlichen Lebens, sage an, was fehlt Dir? Bist Du eine alte oder eine junge, eine häßliche oder eine schöne Zigeunerin, um in der Sprache meiner Kunst zu reden? So es Dir an einer Herberge gebricht, stehe mir

Rede und Antwort. Es ist nicht gut, daß ein beklagenswerthes Wesen, so man Mensch nennt, in dieser Nacht auf der Straße nächtige. Alldieweil es mir bereis des öfteren auf der Heerstraße meiner Künstlerlaufbahn so gegangen ist, weiß ich aus eigener Erfahrung, wie wohl dem Menschen unter Umständen ein warmes Bett und ein warmer Ofen ist. Heda — rühre Dich, Tochter der Nacht!" Er hatte die Hände aus seinen Aermeln gezogen und rüttelte an Magda, die wie in bleierner Starre durch die Erschütterung aus ihrer Lage kam, aber keinen Laut von sich gab.

„So zeige mir Dein Gesicht, auf daß ich den Stempel Gottes sehe."

Er hob jetzt ihren Kopf in die Höhe, trat bei Seite, damit der Schein der nächsten Laterne auf die Schlafende fiele, und erkannte jetzt Merks Tochter. Erst starrte er die vor ihm Sitzende an, als habe er sich getäuscht; dann wußte er, daß er sich nicht geirrt habe. Er rüttelte mit aller Macht in einer unheilvollen Ahnung aufs neue an Magda, ohne abermals sein Bemühen belohnt zu sehen. Er fühlte nach ihren Händen, die eisig kalt waren. Er legte sein Ohr an ihren Mund, um den Athem, der kaum merklich ihre Brust hob und senkte, zu spüren, und wurde von einer entsetzlichen Aufregung gepackt, die ihn halb ernüchterte.

Aus dem betrunkenen Komiker wurde ein barmherziger Samariter. Er blickte einen Moment die Straße rechts und links hinunter, und brüllte förmlich zweimal das Wort: „Wächter! Wächter!" durch die Nacht. Der graue

Cylinder fiel ihm vom Kopf und rollte über das Trottoir, er achtete nicht darauf. In seiner Herzensangst kniete er nieder, nahm eine Hand voll Schnee und begann hastig Magdas Hände, Schläfe und Stirn zu reiben; dann wieder hauchte er mit der ganzen Aufbietung seiner Lungenkraft auf ihre Augen, auf ihre Hände und auf jeden Theil des Gesichts. Er hob sie in ihrer ganzen Größe in die Höhe und schüttelte sie wie ein Wilder. Dazwischen rief er immer wieder aufs neue helltönend: „Wächter, Wächter, hierher!!“

Wenn die mißtrauischen Ehemänner der Miethskaserne in der Gerichtsstraße den Verehrer ihrer schöneren Hälften in diesem Augenblick bei seiner menschlichen Thätigkeit erblickt haben würden, sie hätten unter allen Umständen den Hut vor ihm gezogen.

Herr Emanuel Sängerkrug hatte jedenfalls in seinem Leben noch nicht mit tieferem Gefühl die Beendigung seiner allabendlichen Vorstellungen herbeigesehnt, als er jetzt den Augenblick begrüßte, in dem Magda Merk die Augen zu ihm aufschlug.

Dann kam auch der Wächter hinzu. Er zog eine Schnapsflasche hervor, und Magda mußte einen Schluck des erwärmenden Getränkes zu sich nehmen. Allmählich verloren ihre Glieder die Steifheit, konnte sie sich aufrecht erheben und ein paar Schritte gehen.

Emanuel Sängerkrug zog seinen Paletot aus und hüllte sie wie ein Wickelkind ein. Dann schritten sie beide langsam in der winterlichen Stimmung die Straße hin-

unter, der Komiker sie liebevoll stützend, den Arm um ihren Nacken geschlungen, und Magda den Kopf an seine Schulter gelehnt. So gingen sie stumm eine Viertelstunde nebeneinander her, ohne das Schweigen zu unterbrechen. Magda nur stöhnte leise hin und wieder, und dann versuchte er sie fester zu halten, sie besser einzuhüllen.

Einmal fragte er: „Wie kamen Sie um diese Zeit, Kindchen, nach dieser Stelle? Fräulein Dorchen erzählte mir doch, daß Sie bei einer Herrschaft wären, um tagtäglich die Kinder zu warten."

Sie wollte sagen, daß das alles nur eine gemeine, nichtswürdige Lüge von ihr gewesen sei, aber sie schämte sich. „Ich hatte mich verspätet", antwortete sie leise; „als ich nach Hause gehen wollte, wurde mir unwohl, ich setzte mich auf die Treppe und schlief ein."

Wie Magda nach Hause kam, wußte sie eigentlich selber nicht. In der Wohnung ihrer Mutter war noch Licht. Als sie hineingetreten war, hatte sie die Empfindung, als sei sie ein ganzes Jahr abwesend gewesen, und betrete nun als eine völlig andere diesen Raum; dann schien es ihr wieder, als solle sich im Moment die Decke des Zimmers herniedersenken, um der Blutschuld ihres Vaters und ihrer eigenen Entehrung willen, die Mutter und die Geschwister zu zerschmettern.

Auf dem Tisch brannte wie gewöhnlich die kleine Lampe, und die Mutter lag im Bett und starrte nach der Decke, als wolle sie ihre Blicke in jene höheren Regionen senden, wo jener

Eine wohnt, der so oft angerufen wird und so wenig hilft.

Frau Merk starrte ihre Tochter an, die wie eine Nachtwandlerin schweigend und bleich vor ihr stand.

„Wo warst Du so lange?“ fragte sie, mit vom Leiden schwacher Stimme.

Und Magda konnte sich nicht mehr halten. Sie fiel vor dem Bett der Mutter auf ihren Knieen nieder, und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, das ihren ganzen Körper erschüttern machte.

„Mutter“, sagte sie, „ich habe Dich belogen, um für Dich und die Kinder zu sorgen. Schlage mich, tödte mich, ich habe es verdient um Deinetwegen!“

Und wie sie die Hände um der Mutter Hals schlug und die heißen Thränen Frau Merks Gesicht benetzten, wurden auch Ida's Augen naß und sie wußte doch nicht, warum.

Sie schlug ihre Tochter nicht, sie tödtete sie nicht, sie küßte sie nur und sagte sanft:

„Wecke die Kinder nicht, gehe schlafen und bete für Deinen Vater.“

Ende des ersten Bandes.

Druck und Verlag von Friedrich Luckhardt, Berlin W.

3 6105 004 765 334

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

F/S NOV 30 1995

APR 01 1995

MAR 30 2001

JUN 13 2002